Das Magazin für Geschichte

GEO EPOCHE

NR. 75

DIE PEST

Deutschland € 10,00 · Schweiz 18,60 sfr · Österreich € 11,40
Benelux € 11,80 · Finnland € 15,50 · Frankreich € 13,50 · Italien € 13,50 · Spanien € 13,50

ISBN 978-3-652-00444-2

Leben und Sterben im Mittelalter

Der Weg der Seuche / Tod in Venedig / Hilflose Heiler / Mord an den Juden / Englands Antwort
Aufstand in Frankreich / Blutige Buße / Ein Fest in Mailand / Das Ende des Schreckens

»Wo kann ich nur das Haupt
verstecken? / Weder das Meer noch das
Land / noch mit schattiger Höhle der
Fels / bieten dem Flüchtling Sicherheit. /
Denn alles besiegt der Tod. /
Er kommt mit Schrecken, / und kein
Versteck ist sicher genug.«

Francesco Petrarca (1304–1374)
in einem Gedicht über die Pest

Liebe Leserin, lieber Leser

Angesichts der Pest, die von 1347 bis 1353 Europa verheerte, muss sich die Frage stellen: Was wäre, wenn unsere heutige Zivilisation von einer solchen Seuche getroffen würde, hoch ansteckend, tödlich, unheilbar? Wenn, wie im 14. Jahrhundert, jeder dritte Mensch stürbe, und niemand könnte etwas dagegen tun?

Oder wäre das undenkbar?

Natürlich ist die Medizin des 21. Jahrhunderts unvergleichlich viel weiter entwickelt als im Spätmittelalter, als die Gelehrten eine besondere Planetenkonstellation und davon ausgelöst ein Ungleichgewicht der Körpersäfte für die Ursache der Seuche hielten.

Selbstverständlich wissen wir heutzutage sehr viel mehr über Ansteckungswege, Krankheitserreger, Hygienemaßnahmen als die Ärzte jener vergangenen Zeit, gibt es seit Jahrzehnten Antibiotika, die sogar die Pest kurieren können.

Dennoch existieren zahlreiche Parallelen. So war vor dem 14. Jahrhundert die Bevölkerung des Kontinents in verhältnismäßig kurzer Zeit dramatisch angewachsen, die Menschen lebten so dicht beieinander wie nie zuvor, vor allem in den großen Städten – eine Entwicklung wie im Europa des 20. Jahrhunderts. Damals verbanden, genau wie heute, verkehrsreiche Handelswege die kommerziellen Zentren des Abendlandes mit den Märkten fremder Erdteile. Schon zu jener Zeit fuhren Schiffe in so kurzer Zeit von Küste zu Küste, dass Infizierte an Bord lange genug überlebten, um die Bakterien in den Zielhafen zu tragen.

Und so besteht eben auch heute wie damals die Gefahr, dass Europa von einer Epidemie befallen wird, die weit entfernt irgendwo auf dem Globus entstanden ist. Mehr noch: Die Bedrohung hat im Jet-Zeitalter, in dem Passagiere binnen Stunden von Kontinent zu Kontinent befördert werden, sogar noch zugenommen. War es vor fast 700 Jahren die Pest, die mit Soldaten und Kaufleuten aus Zentralasien kam und die von Segelschiffen in die Häfen Italiens getragen wurde, so verheerte vor einigen Monaten Ebola das westafrikanische Guinea und sprang von dort in mehrere benachbarte Länder sowie unter anderem nach Spanien und in die USA über (und konnte nur durch strengste Abschirmung mit größtem Aufwand an der weiteren Ausbreitung gehindert werden).

Das afrikanische Virus ist ähnlich tödlich wie der asiatische Erreger der Pest: Von den insgesamt 28331 bis September 2015 Erkrankten sind 11310 gestorben. Auch wenn vor Kurzem vermutlich eine Arznei gegen Ebola entdeckt worden ist (die derzeit noch getestet wird), so ist es durchaus vorstellbar, dass auch wir zum Opfer einer Pandemie werden könnten.

Die Folgen wären katastrophal: Eine ähnliche Mortalität wie bei der mittelalterlichen Pest würde, hochgerechnet auf die gegenwärtige Bevölkerungszahl, den Tod von etwa einer Viertelmilliarde Europäern bedeuten. Allein in London, damals wie heute eine der größten Metropolen Europas, wo um 1349 gut 40 Prozent der Einwohner das Leben verloren, würde man jetzt mehr als fünf Millionen Tote zählen.

Mit großer Wahrscheinlichkeit bräche eine derart gebeutelte Zivilisation vollkommen zusammen. Denn wer würde – in dem verzweifelten Versuch, vor der Seuche zu fliehen – noch den ohnmächtigen Regierungen und ihren Sicherheitskräften gehorchen? Welche Gesundheitspolizei würde die individuellen Rechte der zahllosen Erkrankten noch achten, die man mit allen Mitteln isolieren müsste? Und welche Mutter, welcher Vater würde sich noch um irgendetwas anderes scheren als das Überleben der eigenen Familie?

Die Bewohner des Abendlandes mussten Mitte des 14. Jahrhunderts eine solche Apokalypse erdulden. Wie die Menschen mit dieser größten Katastrophe des Mittelalters umgingen, davon handelt die vorliegende Ausgabe: von Panik und Flucht und einer desperaten Frömmigkeit, die etliche Christen zu einer blutigen Buße trieb; von der kopflosen Suche nach Schuldigen, die zu zehntausendfachem Judenmord führte; von hilflosen Heilern und ängstlichen Priestern; von einem klugen König, der gestärkt aus dem Desaster hervorging, und Fürsten, die dem Wüten der Seuche mit maßlosen Festivitäten begegneten.

Wir erzählen vom Leben und Sterben im Mittelalter – einer Epoche, die uns erstaunlicherweise in vielerlei Hinsicht nähersteht, als wir denken.

Herzlich Ihr

Michael Schaper

Heftredaktion
Dr. Anja Fries hat das Konzept zu dieser Ausgabe erarbeitet und die Produktion betreut

VENEDIG Dunkle, mit Blut und Eiter gefüllte Beulen sind ein Symptom der Seuche, die in dicht besiedelten Städten wie der Lagunenmetropole jeden Zweiten tötet.

PANDEMIE Es ist die größte Katastrophe des Mittelalters: Binnen weniger Jahre sterben ab 1347 mehr als 20 Millionen Menschen in Europa an der Pest, jeder Dritte erliegt der Seuche, Tausende Dörfer verschwinden für immer von den Landkarten. Es wird länger als ein Jahrhundert dauern, bis sich der Kontinent von der Katastrophe erholt hat.

POGROME In mehr als 400 Städten Europas werden Juden zum Ziel von mörderischer Verfolgung. Denn viele Christen sehen in ihnen Pestbringer.

OHNMACHT Sogar die Magister der berühmten medizinischen Fakultät von Paris stehen dem Wüten der Seuche hilflos gegenüber.

AVIGNON Während vor den trutzigen Mauern seines Palastes an der Rhône der Jüngste Tag anzubrechen scheint, regiert Papst Clemens VI. den Kirchenstaat weiter.

FÜRSTENHOCHZEIT Ein prachtvolles Vermählungsfest in Mailand verdrängt 1360 für vier maßlose Tage die Angst vor der Seuche und dem Tod.

INHALT # 75

1347–1353 **JAHRE DER APOKALYPSE**
Alles, was geschieht, ist Gottes Wille – davon sind die Christen im Mittelalter überzeugt. Umso stärker erschüttert der verheerende Pestausbruch 1347 das Abendland 6

1340–1353 **DER WEG DER SEUCHE**
Um 1340 flackert die Krankheit in Zentralasien auf. 1346 trifft sie das Mongolenreich an der Wolga, ein Jahr später Italien. Von dort verbreitet sie sich über fast ganz Europa 22

1346 **DIE ERSTEN TOTEN**
Während die Mongolen Caffa auf der Krim belagern, bricht unter ihnen ein ansteckendes Leiden aus. Rasch dringt der Erreger in die Hafenstadt ein – und wird von Flüchtlingen weitergetragen 24

FORSCHUNG **DAS WESEN DER PLAGE**
Die Ursachen der Seuche sind lange Zeit unbekannt. Auch wie sich die Betroffenen anstecken, wissen Mediziner erst seit wenigen Jahrzehnten 30

1348 **VENEDIG – EINE STADT ZERFÄLLT**
In der italienischen Lagunenmetropole erstickt die Pandemie das urbane Leben, zerreißt die Gesellschaft. Und häuft Leiche auf Leiche 40

1348 **DER EINGESCHLOSSENE VON AVIGNON**
Als die Pest über die südfranzösische Residenzstadt des Papstes kommt, zeigt der als luxussüchtig geschmähte Pontifex maximus Clemens VI. Größe 56

1348 **DIE HILFLOSEN HEILER**
Im Auftrag des französischen Königs verfassen in Paris die renommiertesten Gelehrten des Abendlandes eine Expertise über die Seuche. Doch helfen wird die Studie niemandem 72

1349 **POGROM IN ERFURT**
Eine Welle der Gewalt wendet sich in der Pestzeit gegen die Juden, die angeblich verantwortlich sind für das große Sterben. Aber die Mordaktionen haben auch ganz andere Gründe 88

1349 **TRIUMPH EINES KÖNIGS**
England wird von der Seuche besonders hart getroffen. Doch weil Eduard III. eine effiziente Verwaltung aufgebaut hat und Reformen einleitet, geht London aus der Katastrophe gestärkt hervor 98

1349 **BLUTIGE SÜHNE**
Angesichts des Massensterbens erfasst viele Christen eine verzweifelte Frömmigkeit: Tausende ziehen als Flagellanten durchs Land – als Büßer, die sich mit Peitschen schlagen 112

1358 **AUFSTAND IN FRANKREICH**
Erschöpft von der Pest, gequält von plündernden Soldaten und durch hohe Abgaben belastet, erheben sich die Bauern im Umland von Paris gegen die adeligen Grundbesitzer 120

1360 **DAS FEST DER MAILÄNDER**
Als ihr Stammhalter die Tochter des französischen Königs heiratet, laden die Herren der lombardischen Metropole mitten im seuchenverheerten Europa zu einer prächtigen Feier 134

NACH 1360 **DIE FOLGEN DER PANDEMIE**
Um der Katastrophe Herr zu werden, erlassen die Obrigkeiten vielerorts zahlreiche Gesetze – und schaffen so eine Grundlage für die Entwicklung moderner Staaten 150

ZEITLEISTE **DATEN UND FAKTEN** 154

Die Welt von GEO 160
Impressum/Bildquellen 163

VORSCHAU
GEO*EPOCHE* **»VÖLKERWANDERUNG«** 164

Sie erreichen die GEO*EPOCHE*-Redaktion online auf Facebook oder unter www.geo-epoche.de. Auf unserer Website finden Sie auch ein Verzeichnis aller bisher erschienenen Ausgaben

Die Abbildungen in dieser Ausgabe illustrieren die Lebenswelt des späten Mittelalters. Allerdings gibt es kaum zeitgenössische Darstellungen der Pest aus dem 14. Jahrhundert. Daher hat sich die Redaktion zugunsten der bestmöglichen Anschaulichkeit entschlossen, auch solche mittelalterlichen oder frühneuzeitlichen Bildwerke zu zeigen, die zum Thema des Heftes passen, ohne exakt die beschriebenen Szenen darzustellen. Das Gleiche trifft auf die Rekonstruktion des Pestalltags an konkreten Orten wie etwa Venedig und Avignon zu. Sie fußt auf zeitgenössischen Berichten, greift aber mitunter auf Schilderungen aus anderen Regionen zurück. **Titelbild:** Französische Buchmalerei (Ausschnitt), um 1530. Alle **Fakten**, Daten und Karten in dieser Ausgabe sind vom GEO*EPOCHE*-Verifikationsteam auf ihre Richtigkeit überprüft worden. Kürzungen in **Zitaten** sind nicht kenntlich gemacht. **Redaktionsschluss**: 2. Oktober 2015

DER TRIUMPH DES TODES

Texte: JOACHIM TELGENBÜSCHER

Es ist die größte Katastrophe des Mittelalters, eine Pandemie, wie es sie in Europa nie zuvor gegeben hat: Binnen weniger Jahre sterben im Abendland ab 1347 mehr als 20 Millionen Menschen an der Pest, jeder Dritte erliegt der Seuche, Tausende Dörfer verschwinden für immer von den Landkarten. Der Schwarze Tod erschüttert die Gewissheiten einer ganzen Epoche und prägt den Kontinent bis weit über das Ende der Plage hinaus

Auf dem Leichenwagen einer jungen Pesttoten reitet der geflügelte Schnitter an einer Stadt vorbei. Um ihn herum liegen seine Opfer – Kardinäle und einfache Bürger, Frauen und Männer (frz. Buchmalerei, um 1500)

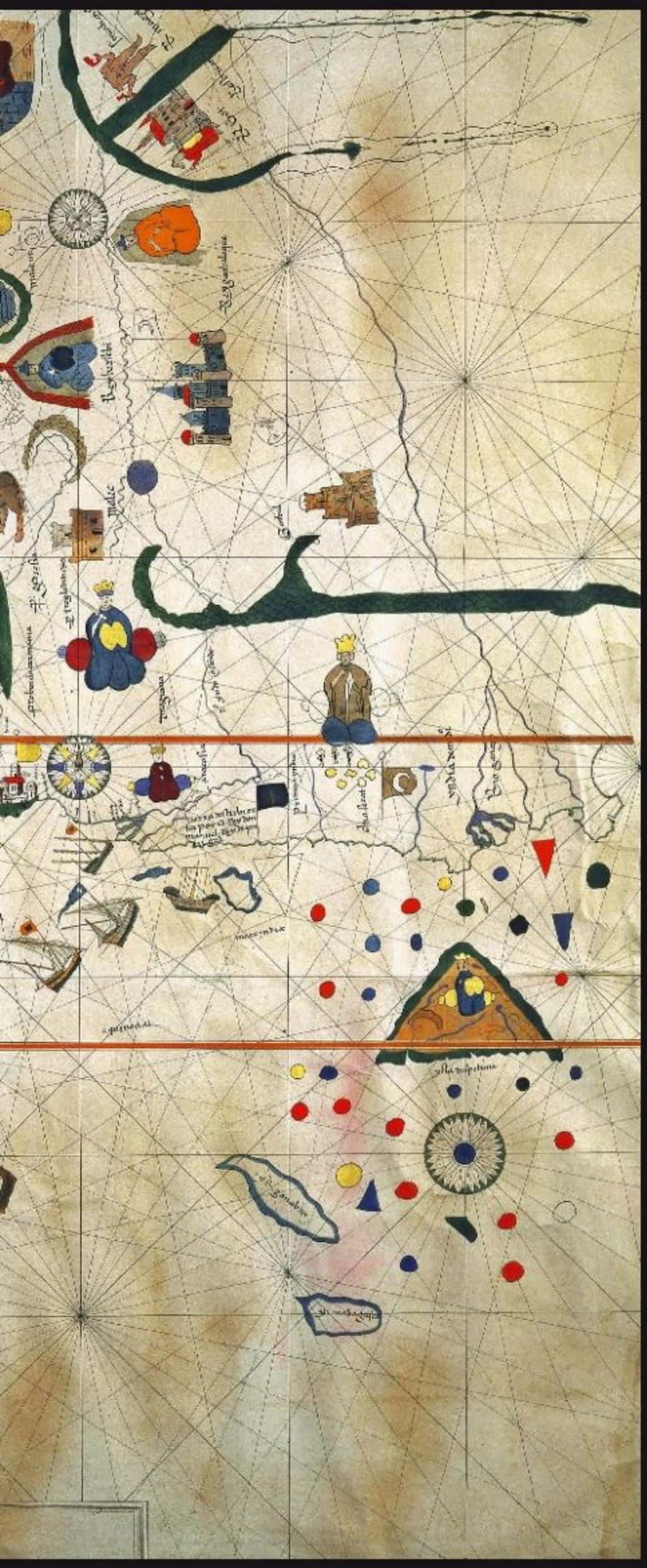
DER FEIND IM INNEREN

Die Pest beginnt mit Gliederschmerzen, Frösteln und Fieber, dann schwellen die Lymphknoten an, füllen sich mit Blut und Eiter. Schwärende Beulen entstellen die Erkrankten, bald darauf vernebeln Halluzinationen und Schwindel ihren Verstand – bis nach wenigen Tagen die geschwächten Körper kollabieren und alle Organe versagen

Von der Beulenpest gezeichnete Kranke drängen sich vor einem Priester, um dessen Segen zu empfangen. Nicht alle Kleriker helfen den Leidenden. Manche Kirchenmänner verweigern sogar Todgeweihten die Letzte Ölung: aus Angst, sich bei ihnen anzustecken (Buchmalerei, 14. Jh.)

In den engen Gassen der europäischen Städte verbreitet sich der Erreger mit erschreckender Geschwindigkeit. Auf Karren werden die Toten fortgeschafft und vor den Toren in Massengräbern verscharrt. Oft begleiten sie wie hier die verzweifelten Wehklagen und Gebete der Lebenden

Nie zuvor war die Welt so vernetzt wie im Spätmittelalter. Getrieben von der Gier nach exotischen Waren wie Pfeffer oder Seide, knüpfen westliche Kaufleute Kontakte in immer fernere Regionen – und bahnen so der tödlichen Pandemie den Weg. Niemand kann genau sagen, wo der Schwarze Tod seinen Anfang nimmt. Sicher ist nur: Er kommt aus dem Osten. Über die Seidenstraße, den wichtigsten Handelsweg zwischen Asien und dem Abendland, nähert die Seuche sich ab etwa 1340 langsam Europa. Im Spätsommer 1347 macht schließlich im sizilianischen Messina zum ersten Mal ein pestverseuchtes Schiff fest. Und entlädt seine tödliche Fracht (spanische Karte, 15. Jh.)



DIE FRACHT DER SEUCHENSCHIFFE

Das Handelsnetz der mittelalterlichen Kaufleute reicht von den Britischen Inseln bis nach China. Und auf den Marktplätzen der großen Hafenstädte, wie etwa Venedig, Genua und Konstantinopel, stapeln sich die Schätze ferner Welten. Doch im Spätsommer 1347 werden den Europäern ihre weitgespannten Kontakte zum Verhängnis. Schiffe aus dem Osten bringen nicht Seide, Porzellan oder Gewürze, sondern den Tod

Die Krankheit kommt übers Meer: Die ersten Städte im Westen Europas, in denen die gefährliche Pestilenz ausbricht, sind italienische Hafenmetropolen wie Messina und Venedig

Ein Wundarzt sticht mit seiner Nadel in die Pestbeule einer Kranken, damit das blutige Sekret ausläuft und die Schmerzen nachlassen. Ein weiterer Patient hat schon seine Schulter entblößt. Oft werden die Heiler von Fackelträgern begleitet: Der Rauch soll die Luft von schädlichen Ausdünstungen reinigen

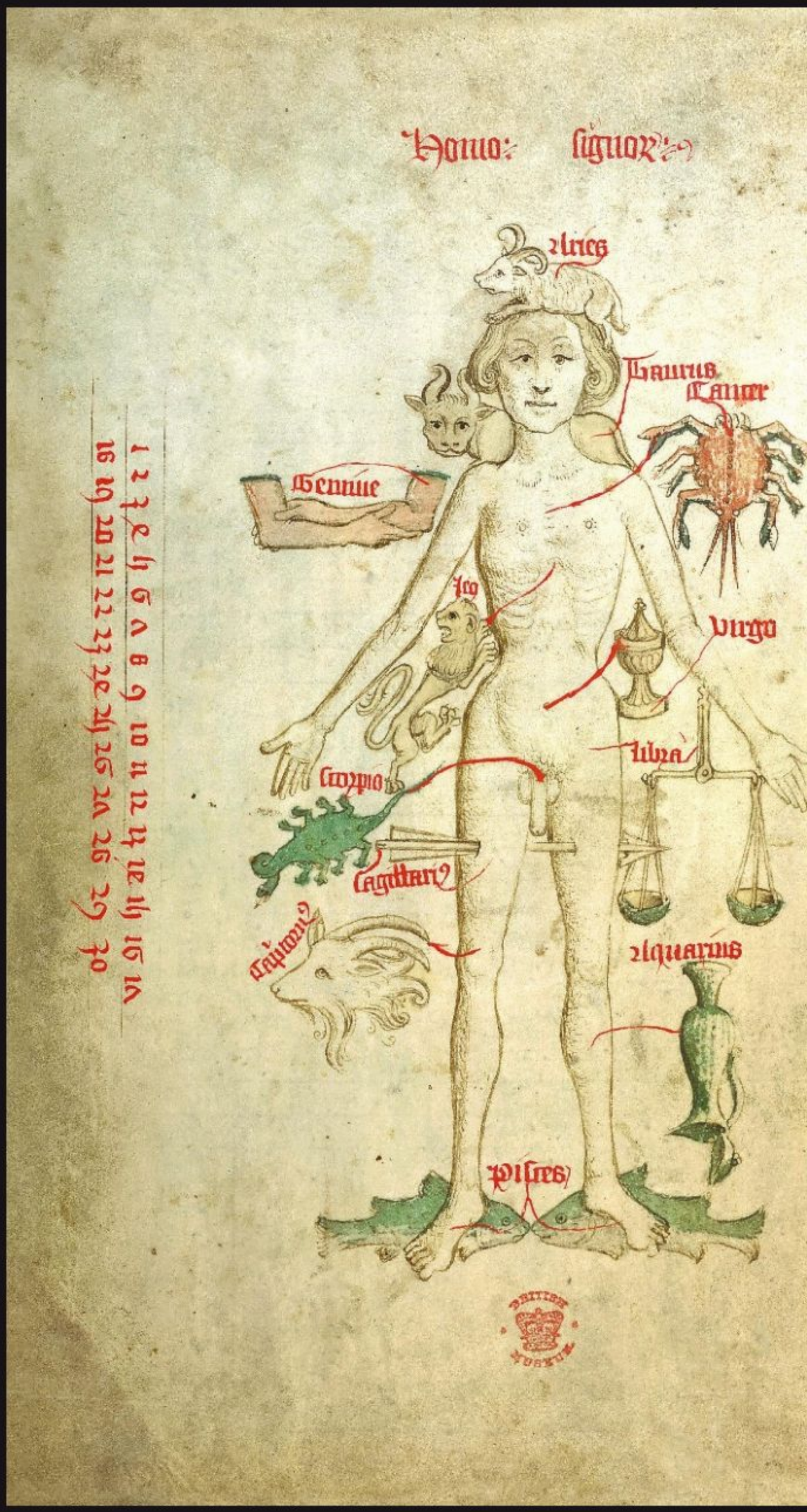
HILFLOSE HEILER

Die Christen des Abendlandes sehen in der Katastrophe ein Zeichen göttlichen Zorns – die verdiente Strafe für ihre vermeintlichen Sünden. Dennoch pflegen Mönche und Nonnen die Siechenden, versuchen Mediziner, die Leiden der Kranken zu lindern. Erfolgreich sind ihre Therapien nicht. Zu wenig verstehen die Menschen von den wahren Ursachen der Plage

Totengräber bei der Arbeit: Die Seuche verschont auch die Mächtigen nicht. So erliegt etwa Alfons XI., König von Kastilien und León, im März 1350 der Pest

EIN OPFER DER GESTIRNE

In den Augen vieler mittelalterlicher Gelehrter haben nicht Ratten, Flöhe oder gar Bakterien die Seuche ausgelöst – sondern die Planeten. Eine unheilvolle Konstellation habe ein Übermaß an Wärme und Feuchtigkeit auf Erden verbreitet, das die Luft verderbe und den Lebensgeist der Menschen angreife. Deshalb empfehlen die Mediziner unter anderem Aderlässe, um den Körper zu trocknen und zu kühlen



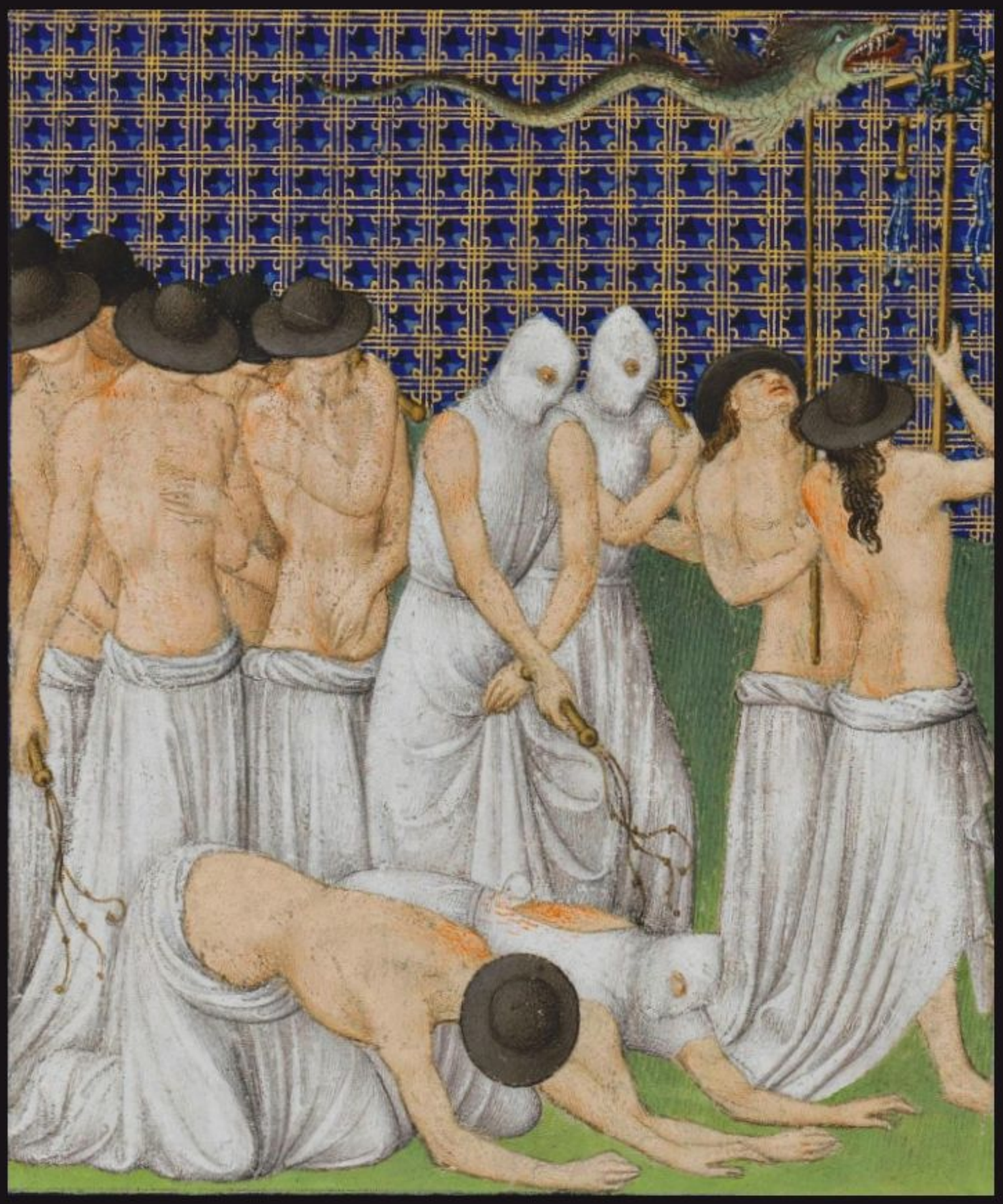
In diesem mittelalterlichen Lehrbuch ist jedem Körperteil ein Sternzeichen zugeordnet, das einen besonderen Einfluss auf ihn hat. Der Kalender rechts zeigt, wann die Gestirne für Aderlässe günstig stehen

Baptiste:
Walpurge:
Sancte: Johannes: et Damiane:

BLUTIGER WAHN

Enttäuscht von Kirche und Gelehrten, die kein Mittel gegen das allgegenwärtige Elend finden, suchen viele Christen nach radikalen Antworten. Manche ziehen als Geißler durchs Land. Andere geben den Juden die Schuld an der Katastrophe – und ermorden sie

Juden auf dem Scheiterhaufen. Der Auslöser für die Pogrome ist eine absurde Verschwörungstheorie: Angeblich hat die israelitische Gemeinde die Brunnen der Christen vergiftet



Mit Peitschen fügen sich die Flagellanten
tiefe Wunden zu (hier eine Gruppe aus Frankreich).
Je inbrünstiger sie sich geißeln, so hoffen
die religiösen Fanatiker, desto eher wird Gott den
Menschen verzeihen und sie verschonen

FEST DES LEBENS

Während die einen versuchen, ihre Seele zu retten, feiern die anderen ihren Körper. Genießen das Heute, weil das Morgen ungewiss ist. Wer es sich leisten kann, gibt sich dem Überfluss hin. Vergebens wettern Sittenwächter gegen den Verfall der Moral und die neue, schamlose Mode, erlassen Stadtväter Gesetze gegen den Luxus. Vor allem junge Adelige tragen kostbarste Kleider, veranstalten Gelage, häufen Schulden an

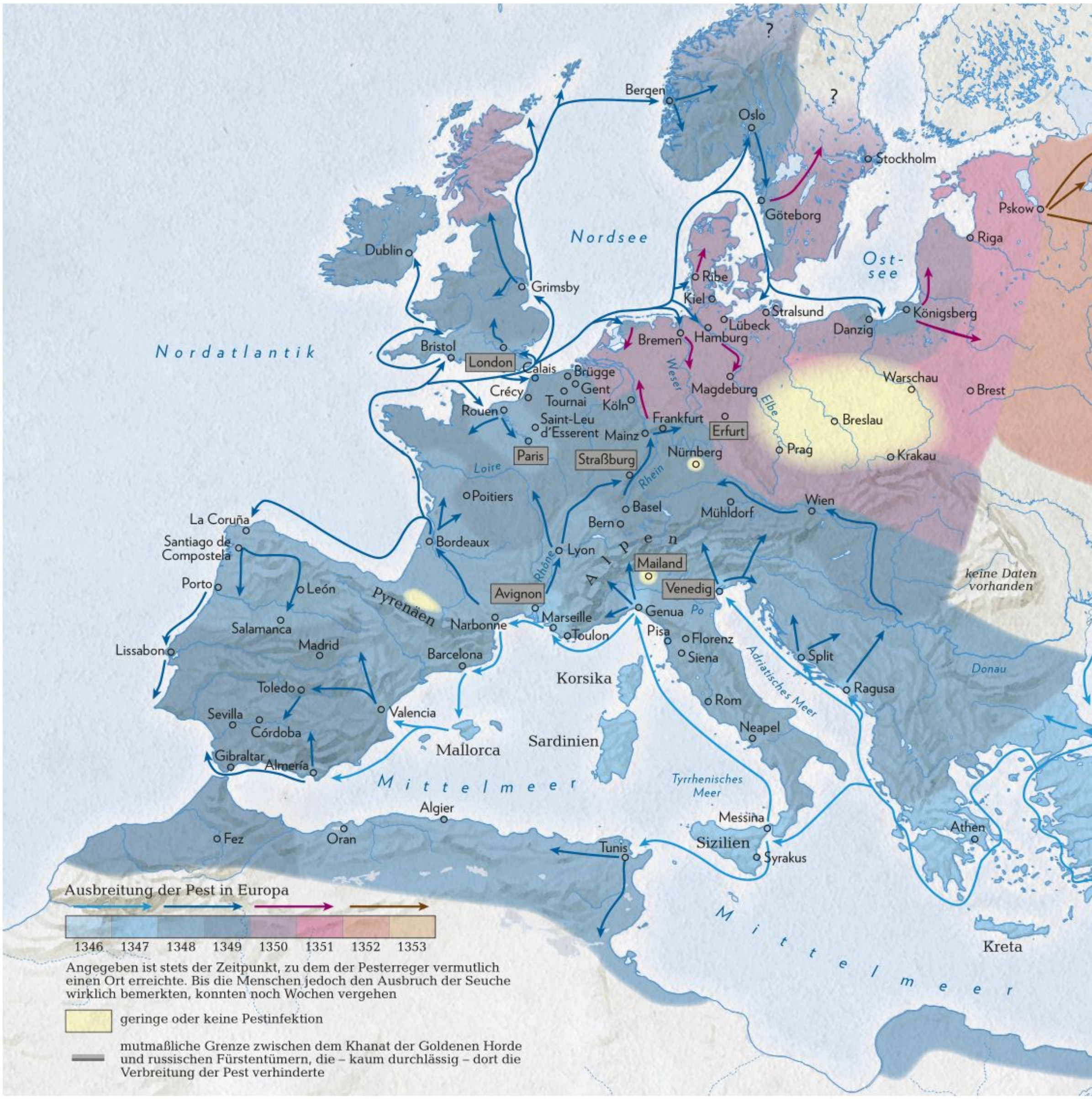
Mode ohne Scham: In eng anliegenden Beinkleidern präsentieren die Herren auf dieser französischen Hochzeit Gesäß und Gemächt, die Damen betonen ihre Reize mit taillierten, ausgeschnittenen Roben (Buchmalerei)

EIN DAUERHAFTER SCHRECKEN

Als hätte sich die mörderische Energie der Pest verbraucht, verschwindet der Schwarze Tod 1353 ebenso plötzlich aus Europa, wie er gekommen ist. Doch das ist nicht das Ende der Seuche: Rund 400 Jahre lang wird sie wieder und wieder die Menschen im Abendland heimsuchen – nie mehr aber den ganzen Kontinent

Mehr als zwei Jahrhunderte nach dem Pestausbruch von 1347 malt der Niederländer Pieter Bruegel d. Ä. den »Triumph des Todes«. Noch immer fürchten sich die Menschen vor der entsetzlichen Seuche

Der Weg der Pest



Um 1340 flammt die Pest in Zentralasien auf. 1346 trifft sie das Mongolenreich an der Wolga, ein Jahr später Italien – und verbreitet sich von dort über fast ganz Europa —— Karte: STEFANIE PETERS, Text: ANJA FRIES

Der Ursprung der Pest, die von 1347 bis 1353 Europa sowie Teile des Vorderen Orients und Nordafrikas verheert, ist bis heute nicht geklärt. Manche Forscher vermuten ihn in China, andere am kirgisischen Yssykköl-See oder in einer Region nördlich des Kaspischen Meers.

Sicher ist: Die Seuche wütet 1346 im Mongolenreich der „Goldenen Horde“, das sich vom Schwarzen Meer bis nach Sibirien erstreckt. Krieger und Kaufleute tragen die Seuche nach Norden, Süden und Westen. 1346 bricht sie in einem Heer aus, das die Stadt Caffa auf der Krim belagert (siehe Seite 24).

Handelssegler bringen den Erreger 1347 nach Konstantinopel, Alexandria, Messina, Venedig (Seite 40), Genua und Marseille. Von dort aus gelangt die Pest über Avignon (Seite 56) nach Paris (Seite 72) sowie über Bordeaux per Schiff nach England (Seite 98).

Die Mitte Europas wird von der Seuche gleichsam in die Zange genommen: Von Süden her kriecht sie entlang der Rhône sowie über die Alpenpässe und erreicht etwa Straßburg (Seite 112) und Erfurt (Seite 88), während sie gleichzeitig den Kontinent auf dem Seeweg umrundet und Küstenstädte an Nord- und Ostsee befällt.

Auch nach Moskau gelangt die Plage nicht von Südosten, sondern aus dem Westen. Grund für diesen Umweg ist vermutlich die wenig durchlässige Grenze zwischen den russischen Fürstentümern und dem Reich der Goldenen Horde.

Doch der Tod trifft nicht ganz Europa. Einige entlegene Regionen, aber auch Metropolen wie Mailand (Seite 134), Nürnberg oder Prag werden weitgehend verschont. Weshalb die Pest dort kaum wütet, ist unbekannt. Die Bürger jener Städte haben wahrscheinlich einfach Glück – zumindest anfangs. Denn spätere Ausbrüche im 14. Jahrhundert werden auch diese Gebiete verheeren. ●

Der unsichtbare FEIND

Während die Mongolen 1346 die Hafenstadt Caffa auf der Krim belagern, bricht im Heer der asiatischen Krieger die Pest aus. Rasch dringt der tödliche Erreger in die umkämpfte Metropole ein. Flüchtlinge tragen ihn nach Westen weiter

Von RALF BERHORST

Caffa gehört zum Reich der Mongolen, wird aber aufgrund eines Abkommens von italienischen Kaufleuten verwaltet. Als die sich zu viele Freiheiten herausnehmen, befiehlt der Mongolenherrscher den Angriff (Buchmalerei, 15. Jahrhundert)

Der mongolische Khan zieht ein riesiges Heer zusammen, um die Europäer zu vertreiben (Buchmalerei, um 1400)

Europa ist im Frühjahr 1347 so dicht besiedelt wie nie zuvor: Mehr als 70 Millionen Menschen leben zwischen dem Nordkap und Sizilien, zwischen Irland und dem Ural. Sechs Jahre später wird jeder Dritte von ihnen tot sein.

Die meisten Opfer sterben qualvoll binnen weniger Tage oder gar Stunden. Vorher befallen sie Fieberschübe, Schwindel, Atemnot; dunkle Eiterbeulen schwellen ihnen an den Gliedmaßen. Die ratlosen Ärzte vermuten eine Fäulnis der inneren Organe. Gegen die unheimliche Pandemie sind sie machtlos.

So eilt die Seuche von Stadt zu Stadt, von Land zu Land. Sie tötet Mitglieder von Königshäusern, trifft Ratsherren und Professoren, Knechte und Mägde, Bettler und Obdachlose.

Todesangst erfasst die Menschen und verwandelt fest gefügt geglaubte Ordnungen. Aus Furcht vor Ansteckung lassen Eltern ihre Kinder allein auf dem Krankenbett zurück, Ärzte fliehen vor ihren Patienten, Priester verweigern Todgeweihten die Sterbesakramente.

In ihrer Not erflehen die Menschen den Beistand von Heiligen, sie hoffen auf die Wundermittel von Hochstaplern und Scharlatanen. Und sie lassen sich aufhetzen zu Pogromen gegen ihre jüdischen Nachbarn bei der Suche nach Schuldigen für das göttliche Strafgericht.

Am Ende tötet die Krankheit mehr als 20 Millionen Menschen in Europa. Einst prosperierende Metropolen bleiben geschwächt zurück, Zehntausende besiedelte Plätze veröden.

Die Plage fordert – bezogen auf die Einwohnerzahl – mehr Opfer als sämtliche Naturkatastrophen, Seuchen und Kriege davor und danach. Sie dezimiert die Bevölkerung des Kontinents stärker als knapp sechs Jahrhunderte später beide Weltkriege der Moderne.

Zum Verhängnis wird den Europäern des 14. Jahrhunderts ausgerechnet eine Errungenschaft, die wie keine zweite für den Anbruch einer neuen Zeit steht: ihre Mobilität und die fast schon globale Vernetzung des Handels.

Anfangs will der Khan Caffa aushungern

Ihren Anfang nimmt die Katastrophe an der Peripherie des Kontinents, nahe der Grenze zwischen Europa und Asien. Dort, an der Südküste der Halbinsel Krim, liegt eine Stadt, deren Namen bald viele verfluchen werden: Caffa.

Berge erstrecken sich westlich der Hafenmetropole, im Norden reicht das Flachland bis hinter den Horizont, im Osten öffnet sich eine Bucht hin zum Schwarzen Meer (siehe Karte Seite 22).

Um 1340 zählt die Stadt vielleicht 40 000 Einwohner – so viele wie Köln oder Brügge. Kaufleute aus Genua haben hier ein paar Jahrzehnte zuvor mit Erlaubnis des örtlichen mongolischen Khans, des Großherrschers jener Region, eine Handelskolonie gegründet. Dafür zahlen die Europäer dem Fürsten eine Abgabe auf ihre Gewinne.

Beide Seiten profitieren von der Abmachung, die Geschäfte gehen gut, denn die Hafenstadt ist überaus günstig gelegen: In Caffa kreuzen sich mehrere Handelsrouten zu Wasser und zu Land.

Hierher bringen Karawanen nach monatelangen Märschen durch Wüsten, Steppen und Gebirge Seide, Brokatstoffe, Gewürze, Heilkräuter und Smaragde aus China, Indien und Persien. Kaufleute aus

Tana an der Mündung des Don kommen übers Meer, ihre Boote beladen mit Getreide, Rindsleder, Wachs und Honig, mit Pelzen, Salz und getrocknetem Stör.

In Caffas Hafen können 200 Schiffe zugleich ankern. Von hier aus nehmen viele Frachtsegler Kurs Richtung Konstantinopel und navigieren durch das Ägäische Meer weiter nach Messina, Genua und Venedig.

Ein kosmopolitischer, toleranter Geist herrscht in der Stadt. In den Gassen und Märkten sind viele Sprachen zu hören. Italiener, Griechen, Polen, Georgier und Armenier leben hier neben Russen, Türken und Tataren; Christen neben Juden und Muslimen.

Caffa ist eine durch und durch merkantile Metropole. Ein Ort des Profits – und der Skrupellosigkeit.

Nirgendwo sonst in der christlichen Welt werden mehr Sklaven angeboten, vor allem junge Männer aus dem Machtbereich des Khans, die die Menschenhändler als Soldaten an die muslimischen Mameluken in Ägypten verkaufen.

Der Mongolenherrscher duldet diesen Handel, weil er mit den Mächtigen in Kairo verbündet ist.

Die Genuesen sind in Caffa nur eine kleine Minderheit. Aber sie haben seit einem Abkommen von 1313 mit den Mongolen die Amtsgewalt, sie stellen sogar den Konsul, der im Namen der fernen italienischen Republik die Stadtregierung führt. Schriftlich festgehalten wurde die Abmachung indes nie.

Dennoch haben die Italiener Caffa nach und nach fast in eine europäische Stadt verwandelt: mit Verwaltungsgebäuden, einem Gericht sowie einer Münze, um Geldstücke zu prägen.

Mitten im Zentrum ist in ihrem Auftrag eine Zitadelle errichtet worden, und die hölzerne Palisade um Caffa wurde durch eine kilometerlange Befestigungsmauer ersetzt. Die Schutzmaßnahmen sind sehr sinnvoll: Kaum je ist die Duldung der Italiener durch die Mongolen frei von Spannungen und Konflikten.

Als im Jahr 1342 im 390 Kilometer nordöstlich gelegenen Tana am Asowschen Meer – einer Hafenstadt, in der die Venezianer den Handel kontrollieren – ein Italiener im Streit einen Mongolen erschlägt, ist Dschani Beg, der neue Khan, entschlossen, die Fremden nicht länger in seinem Reich zu dulden.

Der blutige Vorfall in Tana kommt dem Herrscher gerade recht. Denn erst kurz zuvor hat er die Macht gewaltsam von seinem Bruder übernommen; nun will er die Position der Mongolen gegenüber fremden Einflüssen stärken. Unter anderem kündigt er das Bündnis mit Ägypten, um den Verkauf der jungen Männer aus seinem Reich zu stoppen.

Zudem rüstet er ein Heer, belagert Tana und erobert die Stadt schon nach kurzer Zeit. Gerade noch rechtzeitig können die Italiener mit Schiffen über das Meer nach Caffa fliehen.

Im Jahr darauf marschiert der Mongolenfürst vor den Toren Caffas auf, um die Europäer auch hier zu vertreiben. Doch die Genueser Kaufleute dort sind wohlhabend genug, um Söldner anzuwerben. Ein rasch mobilisiertes Heer befreit Caffa aus der Umzingelung, tötet wohl Tausende Mongolen und zerstört deren Belagerungsmaschinen.

Der Khan aber gibt sich nicht geschlagen. Im Jahr 1345 kehrt er mit einer neuen Armee zurück, umzingelt die Stadt abermals und bombardiert sie mit Wurfgeschossen aus mächtigen Katapulten. Diesmal will er Caffa aushungern.

Woche um Woche, Monat um Monat gelangen weder Karawanen noch Fuhrwerke in die Stadt. Das Treiben auf den Märkten erstirbt. Schließlich erreicht die Nachricht der Belagerung Caffas das Abendland. Papst Clemens VI. ruft zu einem Kreuzzug auf und verspricht jedem Christen, der für die Befreiung Caffas kämpft, einen Ablass.

Doch offenbar melden sich keine Freiwilligen, und so gibt es diesmal keine Aussicht auf Befreiung. Hungern müssen die Eingeschlossenen trotzdem nicht. Weil die Mongolen über keine Flotte verfügen, die die Stadt von See aus blockieren könnte, machen weiter Schiffe mit Proviant im Hafen fest.

Dschani Beg erkennt, dass seine Belagerungsmaschinen Caffas Mauern nicht zum Einsturz bringen werden. Und solange Schiffe die Stadt über das Meer mit Nachschub versorgen, kann er die Genuesen nicht zur Aufgabe zwingen.

Daher erteilt er Befehl, eine eigene Flotte aufzubauen, um Caffas Hafen zu

Caffa ist stark befestigt, die Mongolen haben keine Flotte. Daher können die Belagerer die Hafenstadt nicht erobern. Und so lässt der Khan Pestleichen über die Mauern katapultieren: Nun soll die Seuche, die in seinem Heer grassiert, den Feind bezwingen

blockieren. Schiffsbauer beginnen, in den Häfen der Krim Galeonen zu zimmern.

Doch noch ehe die Flotte auslaufen kann, segelt im Sommer 1345 ein Geschwader aus Genua heran und zerstört die Schiffe in den Werften.

Die Italiener besetzen sogar mehrere Hafenstädte im Westen der Halbinsel und stärken so die Versorgung Caffas mit Lebensmitteln.

Bald wütet die Seuche auch in der belagerten Stadt

Damit ist Dschani Begs Position weiter geschwächt. Dennoch lässt er Caffa noch etliche Monate lang belagern.

Doch dann, wohl gegen Ende des Jahres 1346, lässt die Wucht der Angriffe plötzlich nach: Im Heerlager Dschani Begs ist eine Seuche ausgebrochen.

Die erkrankten Soldaten befällt ein Fieber, die Haut an ihren Gelenken und Leisten schwillt zu eitrigen Beulen. Viele sterben nach kurzer Zeit. Die Ärzte und Feldchirurgen der Mongolen sind hilflos.

Der Khan sieht seine Übermacht schwinden und muss erneut eine Demütigung vor Caffa fürchten.

Dschani Beg gibt nun einen letzten verzweifelten Befehl: Er lässt die Toten nicht bestatten, sondern auf seine gigantischen Wurfmaschinen legen und über die Mauer nach Caffa katapultieren; sollen die Christen doch an dem Verwesungsgestank zugrunde gehen.

In Caffa macht sich Entsetzen breit. „Man sah, wie sich die Leichen, die so hineingeworfen waren, zu Bergen türmten“, notiert der italienische Chronist Gabriele de Mussis.

„Die Christen konnten sie weder beiseiteschaffen noch vor ihnen fliehen und sich nur dadurch vor den herabstürzenden Leichnamen retten, dass sie diese, soweit es möglich war, in den Fluten des Meeres versenkten.“

Der Plan des Mongolenführers geht auf: Auch unter seinen Feinden wütet nun bald die Seuche. (So zumindest beschreibt es Gabriele de Mussis. Ob die Erreger der Krankheit wirklich durch die Körper der Toten in die Stadt gelangt sind oder aber durch Ratten und deren Flöhe, ist bis heute umstritten.)

Die Erkrankten spucken Blut und klagen über Brustschmerzen und Schlaflosigkeit; ihnen trocknen Rachen und Mund aus, die Zunge färbt sich schwarz. Sie sterben meist binnen weniger Tage.

Schon der Anblick eines Infizierten genügt offenbar, um sich anzustecken. „Keiner wusste eine Rettung oder konnte einen Weg zu ihr nennen“, schreibt de Mussis. „Die Menschen wurden von einem Pfeil getroffen, der schreckliches Unglück brachte und ihrem Leben ein Ende setzte.“

Einige Eingeschlossene beschließen zu fliehen. Noch immer hält der Belagerungsring der Mongolen. So gibt es nur eine Möglichkeit, aus Caffa zu entkommen: über den Hafen.

Auf dort ankernden Schiffen wollen die Verzweifelten zurück in ihre Heimat segeln. Nach Italien. Die Flüchtlinge, unter ihnen auch einige Infizierte, lichten die Anker und nehmen wohl Anfang 1347 Kurs nach Südwesten.

Sie wissen nicht, dass sie den Tod mit sich führen. Jene furchterregende Pandemie, die die Menschen anfangs mit Schüttelfrost, Verwirrtheit und starken Schmerzen überfällt, dann ihre inneren Organe angreift, sie schließlich qualvoll sterben lässt – und die schon bald jeden dritten Bewohner Europas das Leben kosten wird.

Die Pest.

Schon mindestens einmal zuvor hat die Seuche Europa heimgesucht: vom 6. bis zum 8. Jahrhundert, als der Überlieferung nach mehrere Millionen Menschen starben. Doch dieser letzte Ausbruch der Seuche liegt fast 600 Jahre zurück. Die wenigen Berichte, die Chronisten darüber verfasst haben, ruhen vergessen in Bibliotheken. So ist unter den Nachgeborenen die von ihren Vorfahren überlieferte Erinnerung an die Pandemie verblasst – wie auch das Wissen um die Gefahr, die von der Pest ausgeht.

Andere Ängste bedrängen die Menschen zu jener Zeit: die Sorge um ihre Sicherheit und die eigene Zukunft. Denn sie leben in einer gewaltsamen Ära.

England und Frankreich führen seit Kurzem Krieg gegeneinander, die Stadtstaaten Nord- und Mittelitaliens sind in blutige Rivalitäten verstrickt, in Spanien kämpft der König von Kastilien und León gegen eine Opposition von Adeligen, im Reich der Deutschen streiten zwei Dynastien um den Thron.

Soldaten ziehen nicht mehr nur mit Lanzen und Rüstungen in die Schlacht, sondern auch mit Feuerwaffen, Kanonen etwa, die den Kriegen der Mächtigen bald eine ungekannte Vernichtungskraft und Grausamkeit verleihen werden.

Zudem bedrohen Naturgewalten den Kontinent. Zuvor hat eine lange Warmperiode Europa begünstigt. Die Sommer waren bis etwa 1300 so mild, dass Winzer in England noch in Nottingham Weingärten anlegen konnten.

Doch dann schlug das Wetter um. Mehrere eisige Winter folgten aufeinan-

Die Pestkranken erbrechen sich, leiden an Fieber sowie starken Schmerzen – und sterben meist binnen weniger Tage

Die Lymphknoten der von Pestbakterien Befallenen schwellen an, füllen sich mit Blut und Eiter zu dunklen, mehrere Zentimeter großen Beulen. Und die Helfer, wie hier Franziskanermönche, sind ratlos: Es gibt kein wirksames Gegenmittel

DAS WESEN DER PLAGE

Der Schwarze Tod, die größte Katastrophe des Mittelalters, rafft weite Teile der Bevölkerung hin. Doch wie die Seuche übertragen wird, wissen die Forscher erst seit einigen Jahrzehnten

Die Pest ist eine der tödlichsten Infektionskrankheiten der Geschichte. Menschen, die der Erreger befällt, sterben ohne passende Medikamente und je nach Verlauf mit einer Wahrscheinlichkeit von 50 bis 100 Prozent. Die Inkubationszeit kann von wenigen Stunden bis zu sieben Tagen betragen, die Seuche sich in mehreren Formen zeigen.

Am häufigsten ist die Beulenpest. Sie beginnt wie eine Grippe: mit hohem Fieber, Schüttelfrost, Kopf- und Gliederschmerzen. Anschließend schwellen die Lymphknoten an, füllen sich mit Blut, eitrigem Sekret und sich massenhaft vermehrenden Erregern zu dunklen, mehrere Zentimeter großen Blasen. Gelangt diese Entzündungsflüssigkeit in die Blutbahn, häufen sich Störungen des zentralen Nervensystems sowie Halluzinationen und Schwächeanfälle bis hin zu Kreislaufversagen. Tritt eine Pestsepsis ein, eine Blutvergiftung, kollabieren innere Organe, etwa die Niere.

Befällt der Erreger die Lunge, kann sich die Beulen- zur Lungenpest entwickeln, der Erkrankte hustet hochinfektiöses Sekret und Blut. Wer sich mit dieser Krankheit ansteckt, hat im schlimmsten Fall keine 24 Stunden mehr zu leben.

All das ist noch nicht sehr lange bekannt. 1894 entdeckte der französische Arzt Alexandre Yersin während eines schweren Pestausbruchs in Hongkong den Erreger. Dass das Bakterium durch Flöhe verbreitet wird, die zuvor erkrankte Ratten gestochen haben, wurde erst 1914 abschließend bewiesen. Noch viel länger dauerte es, die Infektionskette aufzuklären. Und noch heute erforschen Wissenschaftler die Evolution von Yersinia pestis.

So viel steht bisher fest: Die Pest ist im Ursprung eine Krankheit, die vom Tier auf den Menschen übertragen wird. Vor maximal 20 000 Jahren hat sich das Pestbakterium aus einem weniger gefährlichen Darmbazillus wilder Nagetiere entwickelt. Aktuell kommt der Erreger in weiten Teilen Asiens, Afrikas und Amerikas vor; noch 2015 haben sich Menschen im Yosemite-Nationalpark in Kalifornien mit der Pest infiziert.

Mehrere Hundert Nagetierarten können das Bakterium in sich bergen. Auf den Menschen übertragen wird es durch deren Flöhe, vor allem durch den Rattenfloh Xenopsylla cheopis. Hat er mit einer Blutmahlzeit den Pesterreger aufgenommen, vermehrt sich der Bazillus in seinem Verdauungstrakt und verstopft schließlich als Bakterienpfropfen die Stechwerkzeuge des Insekts. Ein derart blockierter Floh hungert, ist aggressiv, sticht sehr oft und schleudert mit jedem Fressversuch Zehntausende Bakterien in die Blutbahn seines Wirts. Stirbt die Ratte, sucht sich der Floh einen neuen Versorger.

Ein Ausbruch der Beulenpest droht daher immer dann, wenn Menschen in die Nähe von infizierten Nagern oder deren blutsaugenden Parasiten gelangen. Ob und wie schnell sich die Seuche dann verbreitet, hängt von mehreren Faktoren ab – unter anderem von der Enge, in der die Menschen zusammenleben. Bei Temperaturen von unter zehn Grad Celsius sind Flöhe kaum noch mobil, im Winter verbreitet sich die Pest daher nur langsam.

Doch ein Floh vermag mindestens einen Monat lang ohne Nahrung auszukommen und so, etwa in Getreidesäcken, weite Distanzen zurückzulegen. Pestverseuchte Ratten können in Schiffen reisen, infizierte Menschen und Flöhe den Erreger noch Tage nach der Ansteckung weitertragen.

Die Seele eines Sterbenden steigt in den Himmel auf. Der Pesttod jedoch ist selten so friedlich wie auf diesem Holzschnitt: Zumeist endet der Kranke halluzinierend unter großen Schmerzen. Und wenn die Seuche seine Lunge befällt, ist der Leidende hochinfektiös und eine letale Gefahr für alle Mitmenschen

Die Lungenpest dagegen wird nicht durch Parasiten verbreitet. Sie überträgt sich durch Tröpfcheninfektion von Mensch zu Mensch.

Rechtzeitig erkannt, ist die Pest heute durch Antibiotika heilbar. Mitte des 14. Jahrhunderts aber waren die Menschen Europas der Seuche hilflos ausgeliefert.

Dass für das große Sterben tatsächlich Yersinia pestis verantwortlich war, haben mehrere Untersuchungen an Toten aus dem späten Mittelalter bestätigt. Und 2011 konnten Forscher das vollständige Genom des Erregers aus Zähnen von Verstorbenen rekonstruieren, die zwischen 1348 und 1350 auf einem Londoner Friedhof bestattet worden waren – in jenen Jahren also, in denen die Pest Europa verheerte.

Anja Fries

Als der Tod die Welt beherrscht: Die Europäer sind Mitte des 14. Jahrhunderts von Hungersnöten geschwächt, haben keine Antikörper gegen die Pest. Wohl auch deshalb trifft die Seuche den Kontinent so hart

der; sogar die Ostsee gefror. Wölfe gelangten über den Skagerrak von Norwegen nach Dänemark. Auch im Frühjahr und Herbst blieb es jetzt oft kalt und nass. Im Jahr 1315 regnete es von April bis November ununterbrochen.

Auf den Feldern reifte das Korn nicht mehr, die Preise für Roggen, Weizen und Gerste stiegen. Brot verteuerte sich. Überall in Europa hungerten Menschen. In einigen Landstrichen sollen Verzweifelte in ihrer Not sogar das Fleisch Verstorbener verzehrt haben.

In den Jahrzehnten, die dieser kalten Zeit folgten, waren die Sommer zwar oft wieder warm, aber zu trocken, dann plötzlich wieder verregnet und zu kühl. Das Wetter schien vollkommen aus der Ordnung geraten zu sein.

Und der nun bevorstehende Sommer des Jahres 1347 wird der kälteste sein, in dem Meteorologen jemals Temperaturen aufgezeichnet haben.

In den Alpen dringen seit Jahrzehnten Gletscher bis in die Täler vor, in der Höhe versperren Eis und Schnee den Reisenden die Pässe. An den Küsten von Nord- und Ostsee steigt der Meeresspiegel stetig an, das Wasser frisst Meter um Meter an Land, in England müssen Häfen aufgegeben werden. Bei Sturmfluten ertrinken in den Niederlanden und Deutschland Tausende Küstenbewohner.

Durch Deiche und Einpolderungen versuchen die dort lebenden Menschen, dem Meer Land abzuringen, um es zu besiedeln. Denn Boden ist inzwischen kostbar. Die Bevölkerungszahl des Kontinents hat binnen eines Jahrhunderts um ein Fünftel zugenommen.

Die meisten Menschen, bis zu 90 Prozent, wohnen in Weilern oder Dörfern. Oft sind es nur wenige Gehöfte, die sich um eine Kirche scharen, inmitten von Acker- und Weideland, umfriedet von einem Zaun. Bauern bewirtschaften in den dörflichen Gemeinschaften Land, das zumeist nicht ihnen, sondern Adeligen oder Klöstern gehört. Dafür müssen die Dorfbewohner ihren Grundherren Arbeitsdienste oder Abgaben leisten.

Den Boden wenden sie oft noch mit dem Spaten, spannen Pferde vor die Pflüge. Die Arbeit ist beschwerlich und

Hilfe gegen die Seuche erflehen die Christen vor allem von den himmlischen Mächten. Doch der Tod, den dieser italienische Maler als grünliches Monstrum malt, schreitet unaufhaltsam durch die Gassen der dicht bevölkerten Städte

wenig ertragreich: Für jedes in den Boden gedrückte Saatkorn ernten die Bauern in der Regel nur drei, höchstens vier Korn Roggen oder Weizen.

So hart ist das Leben in den Dörfern, dass es viele Menschen fortzieht: in die Stadt. Denn dort werden höhere Löhne gezahlt als auf dem Land, ist die Versorgung mit Lebensmitteln besser.

Nie zuvor hat es in Europa so viele Städte gegeben: Etliche urbane Zentren, vor allem nördlich der Alpen, sind erst wenige Jahrzehnte zuvor gegründet worden: 1230 Berlin, 1234 Stralsund, 1242 Kiel. Und Jahr um Jahr kommen neue Ortschaften hinzu, etwa in Nordwales oder im Südwesten Frankreichs.

Florenz, Mailand und Venedig, die größten Metropolen Italiens, zählen inzwischen jeweils rund 100 000 Einwohner, Paris sogar fast doppelt so viele. Köln, die bevölkerungsreichste deutsche Stadt, ist für 40 000 Menschen Heimat.

Die meisten Städte aber zählen nur einige Tausend oder Hundert Bewohner. Oft liegen sie nicht mehr als einen Tagesmarsch voneinander entfernt.

Die Bauern, Tagelöhner und Knechte erhoffen sich in den Städten eine neue Zukunft und ein besseres Auskommen mit größerer persönlicher Freiheit.

Jahrhundertelang waren sie abhängig von adeligen oder kirchlichen Grundherren, die mit ihrem Besitz an Grund und Boden auch Rechte über diejenigen besaßen, die darauf lebten. Als Stadtbürger jedoch sind sie freie Menschen, nur dem allgemeinen Recht und den Bestimmungen des Rates verpflichtet.

Zwar versuchen Adelige häufig, die geflüchteten Abhängigen zurückzuholen, doch gilt vielerorts die Regel, dass die Aristokraten ihren rechtmäßigen Anspruch verloren haben, wenn der Flüchtling ein Jahr und einen Tag in der Stadt gelebt hat. „Stadtluft macht frei“ – mit dieser Formel werden Historiker später die Attraktivität der urbanen Zentren beschreiben.

Die Stadträte unterstützen häufig die Neuankömmlinge in ihren Streitigkeiten mit den Grundherren, denn sie haben ein Interesse an Zuwanderern.

Arbeit gibt es in den boomenden Ansiedlungen zuhauf: Seit 1100 hat sich die Zahl der Berufe verdreifacht.

Allein in Paris bearbeiten 40 Meister unterschiedlicher Handwerke Eisen. Dazu kommen die Beckenschläger, Draht- und Blechschmiede, Gürtler, Zirkelschmiede, Waagen- und Gewichtemacher, die vor allem mit Kupfer umgehen.

Allerdings: Das Bürgerrecht besitzen längst nicht alle Einwohner hinter den Mauern einer Stadt – in Konstanz etwa ist es nur ein knappes Drittel.

Schon von Weitem sind die Ortschaften für den Reisenden durch hoch aufragende Kirchen zu erkennen, durch Rathausgiebel, Glockentürme oder die eingerüsteten Turmstümpfe jener Kathedralen, die in diesen Jahren errichtet werden, etwa in Köln oder Beauvais.

In der Pest sehen die Menschen eine Strafe Gottes

Gräben, Palisadenwälle oder Steinmauern schirmen die Städte ab, um im Kriegsfall feindliche Heere und im Frieden Aufständische oder strafende Landesherren fernzuhalten. Die Straßen, die durch wenige Tore in die Zentren führen, sind zumeist noch ungepflastert. Hausschweine laufen frei umher.

Im Inneren der Städte herrscht große Enge: Dicht an dicht stehen die Häuser, um jeden Meter Raum zu nutzen. Meist sind sie aus Holz erbaut; steinerne Gebäude oder gar Palazzi können sich nur wohlhabende Patrizier leisten.

Wohnen und Arbeiten sind meist nicht getrennt. Viele Familien leben mit Knechten und Mägden unter einem

Dach. Handwerksmeister beherbergen Lehrlinge und Gesellen, dazu ledige Verwandte, Kostgänger, Gesinde. Oft wohnen Mieter in den oberen Stockwerken.

Die Gebäude sind in der Regel auf einer Grundfläche von nicht mehr als 30 Quadratmetern erbaut, kleine, glaslose Fenster lassen wenig Licht ins Innere.

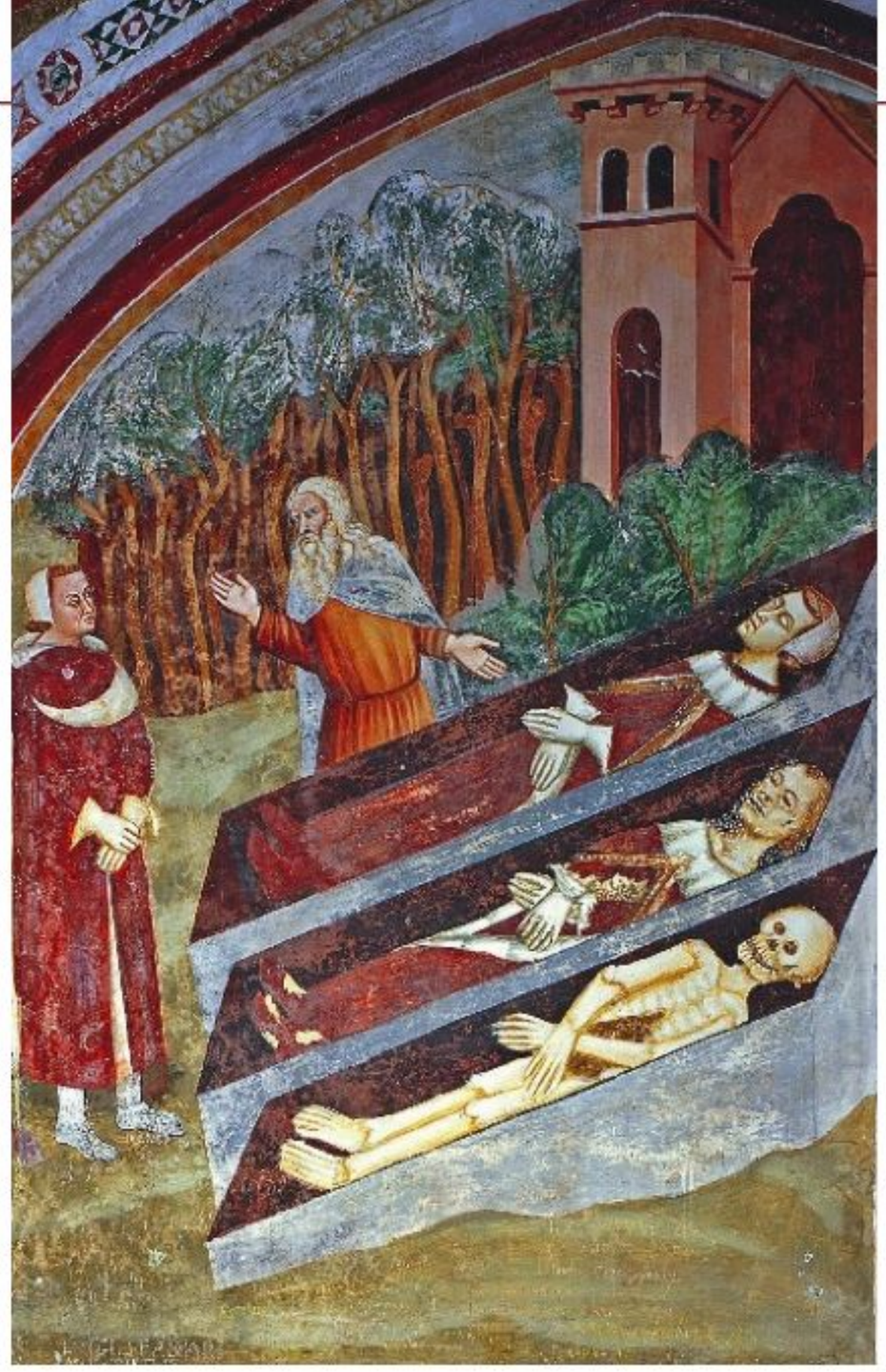
Jederzeit stehen die Häuser für Besuche von Verwandten und Nachbarn offen. Es gibt häufig keinen Rückzugsort, keinen Raum für Intimität. Nicht selten teilen die Bewohner den gesamten Alltag miteinander, schlafen Familien nachts in einem Zimmer oder gar im selben Bett.

Diese ständige Nähe wird später die Ausbreitung der Pest begünstigen.

Stuben dienen auch als Küche und Arbeitsraum, Innenhöfe als Werkstätten oder Auslauf für Schweine, Hühner und anderes Vieh. Gärende Abfälle und Tiermist sammeln sich dort, Ratten streunen umher, bringen Ungeziefer in die Häuser. Vor allem ihre Flöhe werden die todbringende Krankheit übertragen.

Müll, Bauschutt sowie der Inhalt von Nachttöpfen werden von den Hausbewohnern kurzerhand auf die Straße gekippt – das Regenwasser wird den Unrat schon fortspülen. Es gibt in den Städten keine geregelte Müllentsorgung, keine Kanalisation.

Als Aborte dienen Fäkaliengruben in den Gärten; Kalk- und Holzkohleschichten sollen den Unflat zersetzen und Gerüche ersticken. Nur alle paar Jahre werden die Latrinen auf umliegende Felder oder in nahe Flüsse entleert.



Als die Pest in Caffa auf die Bevölkerung trifft, ist ihre Wirkung grauenhaft: »Keiner wusste eine Rettung«, berichtet ein Chronist, der die Geschehnisse auf der Krim beschreibt (italienisches Fresko, 14. Jh.)

Aus ebendiesen Flüssen versorgen sich viele Städte mit Trinkwasser. Mailand, Straßburg oder Gotha leiten durch Kanäle oder Gräben das Wasser nahe gelegener Ströme in die Stadt um. Perugia hat dazu ein Aquädukt erbaut.

Die meisten Städter schöpfen ihr Trinkwasser jedoch aus Brunnen auf ihren Grundstücken oder öffentlichen Plätzen. Die hölzernen Schächte sind bis zu zehn Meter tief in den Boden getrieben. Doch weil deren Wände oft undicht sind, ist das Wasser verjaucht von den nahen Latrinen und durchsetzt mit Bakterien, die Krankheiten wie Cholera oder Typhus auslösen.

Auch die Luft, die die Städter einatmen, ist ungesund. Hausrauch und Dunggestank liegen über Gassen und Plätzen, beißende Dünste steigen von Gerbereien und Färbereien auf, Qualmschwaden von Glashütten, Köhlereien und Kalköfen.

Die Magistrate gehen mit Verordnungen gegen Gestank und Schmutz vor: In Nürnberg etwa dürfen Blechschmiede, Kürschner und Pergamentmacher ihre giftigen Beizen nur nachts in die Pegnitz leiten. Doch manche Handwerker ignorieren die Vorschriften. Viele Stadtgräben sind wilde Mülldeponien – ideale Brutstätten für Rattenplagen.

So ist die Sterblichkeit ausgerechnet in den Städten, dem Hoffnungsziel vieler Menschen, besonders hoch. Krankheit und Tod sind alltäglich, drei von vier Kindern sterben früh.

Es gibt in den meisten Kommunen noch kein organisiertes Gesundheitswesen, erst wenige öffentliche Apotheken. Die zahlreich vorhandenen Hospitäler sind eher Armenunterkünfte als Krankenhäuser, oder sie dienen wohlhabenden Stadtbürgern als Alterssitz.

Die Sorge der Gläubigen gilt ihrem Seelenheil

Krankheit gilt als Strafe Gottes. Wen sie erfasst, der versucht zuerst, sich selbst zu kurieren mit Gebeten und wundertätigen Amuletten, mit Wallfahrten, Heilkräutern und selbst verordneten Arzneien. Erst dann erfragen Leidende den Rat von kundigen Frauen oder Badern.

Fromme Stiftungen und Bettelorden versuchen, die Not zu lindern. Nicht selten liegen Arme nackt und krank auf

der Straße, erflehen von Vorbeigehenden ein Almosen. Siechenhäuser vor den Toren der Stadt bieten Aussätzigen und Leprakranken ein trostloses Asyl.

Den Besuch eines Arztes können sich nur Wohlhabende leisten, Florenz immerhin beschäftigt städtische Ärzte für die Armen. Doch wodurch beispielsweise Krankheiten ausbrechen, das ist den Medizinern in der Regel unbekannt. Trotz ihres langen Universitätsstudiums wissen sie nichts über die Ursachen einer Infektion.

Sie folgen noch der antiken Viersäftelehre, die auf der Annahme beruht, dass der Mensch das Universum spiegele und daher den vier Elementen Feuer, Erde, Wasser und Luft die vier Körpersäfte Blut, Schleim, gelbe und schwarze Galle entsprechen (siehe auch Seite 72).

Jede Krankheit sei durch eine Störung im Verhältnis dieser vier Körperflüssigkeiten verursacht.

Dazu befolgen Mediziner althergebrachte Anweisungen, die im Krankheitsfall zur Mäßigung bei Essen und Trinken, bei Bewegung und Ruhe, Schlafen und Wachen raten – und zur genauen Beobachtung der Gestirne, denn nahezu alle Mediziner glauben an den Einfluss von Planetenkonstellationen auf den Menschen.

Sie verordnen Aderlässe, Brechmittel oder harntreibende Essenzen sowie Schwitzbäder, Einläufe, Heilkräuter oder pflanzliche Substanzen: Fenchel gegen Husten und Augenentzündungen, Wermut gegen Fieber, Lavendel oder Wacholder zur Abwehr böser Geister.

Die Sorge der Patienten gilt nicht nur ihrer Gesundung, sondern ebenso dem Seelenheil nach dem Tod – dem Übergang zu Fegefeuer und göttlichem Strafgericht. Fromme Christen glauben, dass über ihr Schicksal im Jenseits erst in ihrer Sterbestunde, vielleicht in der letzten Lebensminute entschieden wird.

Entscheidend ist es daher, sich auf den Tod vorzubereiten: durch die rechtzeitige Beichte vor einem Priester, durch Buße, Gebete und den Empfang der Sterbesakramente im Kreis von Verwandten und Freunden. Das Schreckensbild der Gläubigen ist der jähe, unvorbereitete, einsame Tod – ein Ende, das bald Millionen Pestkranke ereilen wird.

Doch von dieser großen Katastrophe ist um 1345 noch nichts zu ahnen. Europa ist ein Kontinent im Umbruch, krisengeschüttelt zwar, aber auch voller

Nur wer im Sterben priesterlichen Beistand erhält, kann auf ein günstiges Schicksal im Jenseits hoffen, so glauben die Christen. Daher ist der einsame und plötzliche Pesttod für sie von besonderem Schrecken

Dynamik. In den Städten gewinnen Kaufleute, Händler und Handwerker immer mehr an Einfluss. Eine Mittelschicht entsteht, die sich in Zünften, Innungen, Gilden und Bruderschaften organisiert.

Mechanische Turmuhren, die den Tag in 24 gleich lange Stunden einteilen, geben in ersten Städten den Takt dieser neuen Ära vor. Zeit währt nicht mehr von Ewigkeit zu Ewigkeit, rollt nicht mehr allein in jenen großen Zyklen ab, die Natur, Kosmos und Glaube jahrtausendelang vorgegeben haben: den Wechsel der Jahreszeiten, die Mondumläufe, die Gebetsstunden, zu denen Glocken rufen.

Sie wird auf den Marktplätzen, in den Kontoren und Werkstätten nun zu einem messbaren, profanen Gut – und Zeitverschwendung zur Sünde.

Der Aufbruch in den Metropolen strahlt auch auf deren Umland aus, verwandelt das Antlitz weiter Landschaften. Vor den Stadtmauern werden Wälder gerodet, um neues Acker- und Siedlungsland zu schaffen und um Holz als Baustoff und Energielieferant zu gewinnen: Allein für die Errichtung eines Bürgerhauses müssen bis zu 36 Eichen gefällt werden, für den Dachstuhl einer Kirche etwa 400 Bäume.

Bäcker, Schmiede und Bader verfeuern Brennholz in ihren Öfen. Salz- und Seifensiedereien, Bergwerke, Glas- und Eisenhütten brauchen große Mengen an Energie. Um nur einen Quadratmeter farbiges Glas für ein Kathedralenfenster herzustellen, müssen 100 Quadratmeter Wald das Feuer schüren. Aus Holzlatten fertigen Böttcher und Küfer Hunderttausende Fässer, die universellen Transportbehälter dieser Zeit.

Bald schon sind um manche Städte die Wälder völlig kahl geschlagen. Die Rodungen zwingen die Magistrate zum Handel über große Distanzen. Holz aus Mecklenburg wird nun über die Elbe sowie einige Kanäle nach Lüneburg geflößt. Köln muss sich sein Holz von noch weiter her liefern lassen: Über den Rhein triften Männer die Stämme aus dem Schwarzwald oder dem Schweizer Jura. Flandern bezieht sein Holz aus Vorpommern, Litauen und Norwegen.

Doch nicht nur Bäume sind ein knappes Gut: Seit etwa dem Jahr 1300 können Europas Metropolen ihre Bewohner nicht mehr ausreichend mit Getreide

Die Pest trifft Arme und Reiche, Mächtige und Schwache, Priester und Laien. Die unterschiedslose Unbarmherzigkeit des Schwarzen Todes lässt ein ganz neues Motiv der Kunst entstehen: den Totentanz (ursprünglich Wandmalerei in Bern, Kopie aus dem 17. Jh.)

und Fleisch aus dem Umland versorgen. In den Städten ist mit dem Wohlstand und der Einwohnerzahl auch die Nachfrage nach Lebensmitteln gestiegen.

Der Weizen der Toskana etwa reicht in Florenz nur für fünf Monate – Schiffe aus dem Ostseeraum müssen die Stadt am Arno mit dem fehlenden Getreide beliefern. Auch Norwegen, Flandern, England, Bordeaux und Lissabon werden aus Nordosteuropa versorgt, das inzwischen dem gesamten Kontinent als Kornkammer dient.

Aus der ungarischen Tiefebene führen Viehtreiber jedes Jahr 200 000 Ochsen in großen Trecks nach Venedig, in die Lombardei und nach Deutschland.

Rinder, gemästet auf Schweizer Almen, werden ins Elsass und die Täler der Rhône getrieben, ukrainische Ochsen über Polen und Schlesien nach Mitteldeutschland. Münster, Nürnberg, Regensburg und Wien entwickeln sich zu Viehmärkten und Umschlagplätzen des Fleischhandels.

Kabeljaue und Heringe, die Fischer mit ihren Netzen aus Nord- und Ostsee ziehen, konservieren Unternehmer an den Küsten mit Salz und beliefern mit ihrer Ware ganz Europa.

Viele Menschen würzen ihre Speisen mit Pfeffer aus Indien. Die Reichen können es sich sogar leisten, ihre Gerichte mit arabischem Ingwer zu verfeinern, mit Zimt aus Sri Lanka und Safran aus Spanien oder vom Balkan.

Gern trinken sie zu ihren Mahlzeiten schwere Weine aus dem Süden. Die Stadt Bordeaux etwa verschifft jedes Jahr 700 000 Hektoliter allein nach England.

Der Handel über weite Entfernungen hinweg erfasst den Kontinent wie eine stille Revolution. Er wird angetrieben von der schlechten Versorgung mit Getreide und dem Wunsch von immer mehr Menschen nach neuen Waren und Luxusgütern, aber auch vom Kapital in den Metropolen und der räumlichen Trennung von Produktionsstätten und Konsum.

Städtische Unternehmer investieren in Spinnereien und Webereien auf dem Land, weil sich dort billiger produzieren lässt. So entstehen Tuchreviere im englischen Norfolk, in den Niederlanden und im Elsass; in Oberschwaben, Westfalen und Norditalien.

Münzen zirkulieren. Um sie prägen zu können, werden Goldvorkommen in Tirol, Schlesien, Böhmen und Ungarn ausgebeutet sowie Lagerstätten von Silber im Erzgebirge, in den Karpaten und auf Sardinien erschlossen.

Hüttenwerke in Westengland, im Siegerland, in der Oberpfalz, in Böhmen, in der Steiermark und auf Elba erschmelzen Roheisen aus Erzklumpen. Geschütze werden in Lüttich, Messer in Solingen, Rüstungen in Mailand produziert.

Der personifizierte Tod ergreift eine Bäuerin: Manche Pestinfizierte sterben innerhalb nur eines Tages

Auch diese Spezialisierung zwingt die Kaufleute zum Handel über große Distanzen, zur Mobilität, zum Reisen: Ständig sind Händler und Frachtunternehmer quer durch Europa unterwegs, um Rohstoffe und Fertigwaren über den Kontinent zu transportieren.

Sie nutzen die großen Flüsse wie Rhein und Donau, aber auch neu gegrabene Kanäle, wie den bereits ab 1179 ausgehobenen „Naviglio Grande“, der ursprünglich Wasser von einem Nebenfluss des Po nach Mailand geleitet hat und dann für Schiffe erweitert wird. Oder eine um 1250 geschaffene Wasserstraße, die Bristols Anbindung ans Meer verbessert und den Ort so zur zweitgrößten Hafenstadt Englands macht.

Vor allem aber transportieren die Kaufleute ihre Waren über die Fernhandelswege zwischen den Städten. Ihre Spediteure bugsieren die Handelsgüter auf zwei- oder vierrädrigen Karren, vor die sie Pferde spannen.

Die nur zwei bis drei Meter breiten Überlandverbindungen sind zumeist ungepflastert, hier und da mit Kies oder Schotter aufgeschüttet. Viele Wege verlaufen an Berghängen als Höhenstraßen, um so Sümpfen und überschwemmten Flusstälern auszuweichen. Brücken sind selten, und ihr Holz ist zuweilen morsch.

Schon seit Beginn des 13. Jahrhunderts überspannt eine Brücke die Schöllenenschlucht in der Schweiz und hat auf diese Weise den Gotthardpass für den Nord-Süd-Verkehr erschlossen.

Auch Routen über den Brenner oder die Pässe der Hohen Tauern werden genutzt, um von Mitteleuropa nach Florenz oder Venedig zu gelangen.

Im Hochgebirge verengen sich die Straßen zu schmalen Pfaden. Bevor es in die besonders steilen Passagen geht, laden die Kaufleute ihre Fracht auf Pferde, Maulesel oder Ochsen um. Ein Packpferd kann fast 200 Kilogramm schultern.

Bergbewohner begleiten den Tross als Wegführer oder transportieren die Ware als Fuhrunternehmer von Station zu Station. Und selbst jenseits der Berge ist das Reisen langsam – nicht mehr als 30, 40 Kilometer legen die Händler am Tag zurück – und gefährlich. Kaufleute und Spediteure bezahlen oft bewaffnete Eskorten, um sich vor Räubern und Strauchdieben zu schützen.

Nicht nur Händler sind auf den Straßen und Wegen unterwegs. Lateinschüler ziehen vom Dorf zum Unterricht in die nächstgelegene Stadt, Studenten und Gelehrte zu einer der rund 15 Universitäten Europas etwa in Bologna, Paris oder Salamanca.

Handwerker wandern durch die Lande auf der Suche nach der am besten bezahlten Arbeit, Pilger reisen zu den Wallfahrtsstätten nach Rom, Jerusalem oder ins spanische Santiago de Compo-

stela. Ritter sind unterwegs zu Turnieren, Bischöfe und andere Kleriker zu Synoden, Kaiser, Könige und Fürsten mit ihrem Gefolge zu Hoftagen.

Überall auf den Straßen Europas, in den Herbergen und Schenken am Wegesrand, auf den Märkten und in den Messeorten kommen Menschen miteinander ins Gespräch. Tauschen Waren, Geld, Gesten und Berührungen aus – aber so können sich eben auch Viren, Bakterien und Parasiten verbreiten.

Längst reicht der Aktionsradius der Kaufleute weit über die Grenzen ihrer Heimat hinaus. Die Hanse, ein im 13. Jahrhundert aus Fahrtgenossenschaften deutscher Kaufleute entstandener Zusammenschluss von etwa 70 Städten, dominiert den Handel in Nord- und Ostsee. Die Organisation unterhält große Niederlassungen, etwa in London oder im russischen Nowgorod.

Vor allem Italiens Handelsgesellschaften operieren international. Die dortigen Stadtstaaten beherrschen mit ihren schnellen und gut gerüsteten Schiffen den Warenverkehr auf dem Mittelmeer. Genua dominiert seit einem Sieg über Pisa das westliche, Venedig das östliche Mittelmeer, an dessen Küste es zahlreiche Stützpunkte unterhält. Im Osten öffnet sich ein gewaltiger Handelsraum – der bis nach Asien reicht.

Dort hat der Mongolenführer Dschingis Khan schon zu Beginn des 13. Jahrhunderts mit seinen Reiterheeren ein Reich erobert, das vom Kaspischen bis zum Chinesischen Meer reichte, von Sibirien bis nach Zentralasien. Seine Nachfolger dehnten das Imperium später bis nach Südchina aus.

Die Mongolen kontrollieren seither die dortigen Handelswege. Daher können sich die Kaufleute unter ihrem Schutz endlich auf einem der längsten und ältesten Handelswege der Menschheit sicherer fühlen: der Seidenstraße.

Schon in der Bronzezeit sind Händler auf dieser Verbindung zwischen Ost und West gereist, die aus einem sich stetig wandelnden System von Straßen, Abzweigungen und Zubringern besteht.

Im Westen endet die Seidenstraße in den Hafenstädten des Schwarzen Meers und der Levante, etwa in Caffa, Antiochia, Tyros, Akkon und Alexandria.

Die Hauptroute führt durch Syrien, das Zweistromland und Persien nach Zentralasien, durch Nordafghanistan und Baktrien – bis nach Beijing.

Die Stadt ist seit dem Jahr 1260 Residenz des Mongolenherrschers Kublai Khan, dessen Hof der Geschäftsreisende Marco Polo um 1280 besucht hat. Der Venezianer berichtet staunend über einen Palast von der Größe einer Stadt und einer Leibgarde von 12 000 Mann. Täglich seien 1000 mit Seide beladene Wagen in der Metropole angekommen, 20 000 Prostituierte stünden dort den Fernhändlern und der Bevölkerung zur Verfügung.

Andere Kaufleute sowie Franziskanermönche unterhalten seit etwa 1300 eine Niederlassung in Yangzhou, einem der östlichen Endpunkte der Seidenstraße, die europäische Händler nach einer Reise von gut 7000 Kilometern erreichen – durch Wüsten und Oasenstädte, über Hochebenen und Gebirgskämme, durch Geröll- und Steinlandschaften.

Der weite Weg lohnt sich. Denn im Westen sind die Seidenstoffe aus China hochbegehrt. Reliquien von Heiligen werden in sie gehüllt, Päpste und Fürsten in ihnen bestattet. Seide ist leicht und daher gut zu transportieren. Und sie ist in China billig zu haben, das verspricht hohen Gewinn trotz der Strapazen.

Unterwegs können die Händler zudem preiswerte Brokatstoffe und Taft, aber auch Gewürze und Heilmittel wie Zimt, Galgant und Kampfer einkaufen, dazu Blutholz und Smaragde.

Inzwischen aber ist das Imperium der Großkhane nach Machtkämpfen in verschiedene mehr oder weniger selbstständige Reiche zerfallen. Im Westen, an der Grenze zu Europa, herrschen Mongolen, die schon um 1260 im Widerstand zu Kublai Khan ein eigenes Reich begründet haben und immer wieder zu Beutezügen und Plünderungen nach Polen, Litauen, Ungarn und Byzanz aufgebrochen sind. Seit 1342 führt Khan Dschani Beg diese „Goldene Horde“ an.

Im Südwesten seines Imperiums liegt Caffa – für die Händler der Seidenstraße einer der wichtigsten Umschlagplätze.

Bislang hat die Goldene Horde von den Handelsniederlassungen Genuas und

Flüchtende verbreiten den Pesterreger in Europa

Von Caffa aus führen Schifffahrtsrouten zu italienischen Häfen wie Messina und Venedig. Dorthin, in die vermeintliche Sicherheit, wollen Verzweifelte aus der pestverseuchten Schwarzmeerstadt flüchten – und bringen so den Bazillus ins dicht besiedelte Abendland

Venedigs in der Region profitiert. Doch der neue Khan will die Italiener vertreiben. Und Caffa zerstören.

Denn die Genuesen dort bürden allen fremden Kaufleuten Zölle auf, auch den Mongolen. Die Europäer versuchen zudem, den gesamten Handel der nördlichen Schwarzmeerküste an ihre Stadt zu ziehen. Vor allem aber stört sich der Khan an ihrem Handel mit Sklaven aus seinem Machtgebiet und zieht 1343 auch deshalb gegen Caffa. Dieser Aderlass bedroht zunehmend sein Reich.

Denn seit einiger Zeit grassiert eine rätselhafte Krankheit in seinem Territorium, von der niemand mit Gewissheit sagen kann, wo sie ihren Ursprung hat.

Sie ist vermutlich erstmals um das Jahr 1340 in den Weiten Zentralasiens aufgetreten. Händler oder Soldaten haben sie über die Seidenstraße bis nach Sarai getragen, in die Hauptstadt der Goldenen Horde an der unteren Wolga.

Und noch während der Khan den Belagerungsring um Caffa zum zweiten Mal schließt, bricht die Pest unter seiner Soldaten aus.

Frühjahr 1347. Noch immer hält Dschani Beg Caffa umzingelt, obwohl die Seuche sein Heer jeden Tag weiter dezimiert. Es ist ein Abnutzungskampf auf beiden Seiten, denn auch unter den Eingeschlossenen wütet die Pest.

Dschani Beg ist seit der Zerstörung seiner Flotte zwei Jahre zuvor längst klar, dass er Caffa militärisch nicht besiegen kann. Er spielt nur noch auf Zeit – in der Hoffnung, dass für Genua schon bald der Aufwand zu hoch sein wird, die umzingelte Stadt mit Schiffen zu versorgen.

Die gegenseitige Blockade schadet beiden Seiten schwer. Zwar hintertreiben korrupte Beamte in Caffa den Handelsboykott gegen die Mongolen. Aber an der nördlichen Schwarzmeerküste ist der Handel eingebrochen.

In Konstantinopel sind Getreide und gesalzener Fisch inzwischen knapp; die Preise für Seide und Gewürze verdoppeln sich im Westen. Und in Dschani Begs Staatskasse fehlen die Einnahmen aus den Abgaben, die die Italiener bislang an ihn zahlten.

Nach vier Jahren Krieg ist der Mongolenführer im Frühjahr 1347 am Ende. Er willigt in einen Waffenstillstand ein und erkennt de facto die Vorherrschaft der Genuesen über Caffa an – auch wenn er den Fremden noch immer keine schriftliche Garantie zubilligt.

Sein einziger Erfolg: Die Italiener müssen künftig fünf statt bislang drei Prozent Abgaben auf ihre Gewinne an ihn zahlen.

Der Belagerungsring fällt, im Mai 1347 kehren auch die venezianischen Kaufleute wieder in ihre Handelsniederlassung Tana zurück. Caffa ist befreit, und seine Bewohner atmen auf. Auf den Märkten und Plätzen belebt sich wieder der Handel.

Doch irgendwo im Schwarzen Meer segeln in jenen Tagen Schiffe aus dem pestversuchten Caffa, auf denen einige Verzweifelte zuvor aus der umkämpften Stadt geflohen sind. Sie alle halten weiter Kurs nach Westen.

Und manche Passagiere tragen den Tod in sich. ●

Dr. Ralf Berhorst, *Jg. 1967, Autor in Berlin, war erstaunt über die Modernität der Welt um 1345, am Vorabend der Pest.*

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Ulf Dirlmeier u. a., *„Europa im Spätmittelalter 1215–1378“*, Oldenbourg: Standardwerk zum ausgehenden Mittelalter. Virgil Ciocîltan, *„The Mongols and the Black Sea Trade“*, Brill: aktuelle Monografie über die Mongolen im Schwarzmeerraum und ihr Verhältnis zu den Europäern.

STADT DER STER

Im Frühjahr 1348 grassiert die Pest in Venedig. Die Seuche erstickt das Leben der Metropole, zerreißt die Ge

BENDEN

sellschaft – und häuft Leiche auf Leiche auf Leiche —— Von JÖRG-UWE ALBIG

Auf 117 Inseln erbaut, besitzt die Handelsstadt Venedig einen natürlichen Schutzring aus Wasser. Der diesmal jedoch nicht wirkt: Denn die Pest kommt mit den Frachtschiffen

Der Tod kommt übers Meer. Er kommt auf Galeeren, die mit ihren stakenden Riemen aussehen wie schwimmende Tausendfüßer. Er kommt im Donnertakt der Pauke, die den Ruderern das Tempo diktiert. Er landet an Kais, wo sonst Schauerleute Wachs und Pfeffer, Sandelholz und Ingwer aus Ostindien, Syrien, Timor und Malabar löschen, wo sich Teppichballen stapeln, Kisten voller Seidenstoffe und Säcke mit Gewürznelken und Zimtstangen, wo Sklavenhändler ihre menschliche Ware zusammentreiben. Jetzt aber bringen die Schiffe das große Sterben.

Über Jahrhunderte ist das Meer Venedigs bester Freund gewesen. Im Meer, auf den Inseln der Lagune, fanden die Gründer der Siedlung im 6. Jahrhundert Zuflucht vor den Langobarden, die 568 in das byzantinische Norditalien eingefallen waren. Seine Wellen schützten sie vor Eroberern wie dem Frankenkönig Pippin, der zum Beginn des 9. Jahrhunderts die Lagune gewaltsam in Besitz nehmen wollte.

Das Meer hat Venedig die Fische und das Salz beschert, die ihm während der ersten Jahrhunderte sein Auskommen sicherten, und die Seewege, die es zu Beginn des 2. Jahrtausends zur Großmacht des Welthandels aufsteigen ließen – und zu einer der bevölkerungsreichsten Städte Europas, die mittlerweile mehr als 100 000 Einwohner zählt.

So innig ist die Liaison zwischen Venedig und dem nassen Element seit jeher gewesen, dass das Oberhaupt der Stadtrepublik, der Doge, an jedem Himmelfahrtstag in einer prachtvollen Zeremonie mit der See Hochzeit feiert: Nach einer Messe in der Markuskirche fährt er mit seinem Gefolge, den Patriziern und den Vertretern der Gilden in einer Bootsprozession zur offenen See hinaus, wirft einen goldenen Ring in die Fluten und spricht die Worte: „Wir vermählen uns mit dir, Meer, zum Zeichen unserer wahren und ewigen Herrschaft."

Doch jetzt, im Frühling des Jahres 1348, hat sich die Braut in eine mörderische Femme fatale verwandelt.

Das Sterben beginnt mit steifen Gliedern und dem „Gefühl, von einer Lanze durchbohrt zu sein und stechende Pfeilspitzen zu spüren", wie ein Beobachter schreibt. Es folgen harte, schmerzhafte Schwellungen unter den Achseln oder in den Leisten, später auch an Rücken, Brust und Oberschenkel. An den Armen blühen bläuliche Flecken, Blasen und Brandbeulen auf. Fieber, unstillbarer Durst, schwere Müdigkeit und Ohnmachten überfallen den Körper.

Manche der Kranken faseln im Delirium, spucken Blut, andere verbreiten einen beißenden Gestank. Die meisten Befallenen sind nach vier Tagen tot. Wenige halten eine Woche durch.

An Vorzeichen hat es nicht gefehlt. Chronisten berichten von einer Schlangen- und Krötenplage in China, begleitet von Dauerregen. In Indien sollen brennende Fackeln vom Himmel gefallen sein, mancherorts auch Blut und Steine.

Und am 25. Januar 1348 haben schwere Erdbeben Norditalien verheert, haben Häuser, Kirchen und Schornsteine zum Einsturz gebracht, haben Berge gespalten, Straßen und Plätze und sogar die Statue des heiligen Christophorus zu Gemona.

Als die Ersten sterben, ist es schon zu spät

Und als reichte all das nicht aus, um Weltuntergänge vorzubereiten, plagt schon seit Beginn des Jahrhunderts eine Rezession den Kontinent, treibt italienische Bankhäuser in den Ruin, verdoppelt von 1320 bis 1344 in Venedig die Preise. Zudem grassiert im ganzen Land eine Hungersnot, die nur deshalb kaum auf die Lagunenstadt ausgreift, weil die Stadtväter die Versorgung rechtzeitig durch Importe aus Sizilien und dem Schwarzmeergebiet gesichert haben.

Europas Immunsystem aber scheint nachhaltig geschwächt. Und womöglich ist das der Grund dafür, dass der Tod, der jetzt über den Kontinent hereinbricht und von Chronisten der „schwarze" genannt wird, sich unaufhaltsamer und grausamer ausbreitet als sämtliche Epidemien, die ihm später noch folgen.

Schon Mitte 1347 hat der Schwarze Tod, der zuvor den wichtigen Handelsplatz Caffa auf der Krim ereilte, Konstantinopel und die Hafenstädte des östlichen Mittelmeers im Griff. Auch die byzantinische Kaiserfamilie trifft er. Noch im selben Jahr greift er auf das Abendland über: Sein erstes Opfer ist Italien – neben Flandern das reichste Land Europas.

Er reist mit genuesischen Galeeren, die im Spätsommer in den Hafen von Messina auf Sizilien einlaufen. Als die Einwohner der Stadt sehen, wie die Pest ihre Verwandten und Nachbarn heimsucht, ist es zu spät: Zwar jagen sie die Schiffe aufs Meer hinaus – doch der Tod hat sich längst in ihren Häusern eingenistet. Massenhaft flüchten die Bürger Messinas aus ihrer zum Sterben verdammten Stadt. Doch der Seuche können sie nicht entkommen.

Viele brechen noch unterwegs zusammen, schleppen sich an den Rand der Straße, um dort zu sterben. Andere schaffen es bis nach Syrakus oder Agrigent – und bringen den Tod, vor dem sie geflohen sind, mit sich.

Es hilft nichts, dass etwa die Einwohner Catanias fordern, die Beerdigung von Flüchtlingen aus Messina auf ihrem Stadtgebiet mit Kirchenbann zu belegen. Dass sie sich weigern, die wundertätigen Reliquien der heiligen Agathe an Städte auszuleihen, die von der Pest befallen sind und daher höheren Beistands be-

Im Januar 1348 bebt die Erde in Norditalien, zerstört Häuser und tötet Menschen. Viele halten dies für ein göttliches Omen, einen Vorboten jener weit größeren Katastrophe im selben Jahr: der Pest. Die Krankheit trifft auf eine verwundbare Zivilisation; Europa ist durch wirtschaftliche Krisen und Hungersnöte ermattet (Fresko von 1367)

sonders dringend bedürfen. Auch in Catania, knapp 100 Kilometer südlich von Messina, hält der Tod reiche Ernte.

Doch nichts trägt die Pest so schnell und so reibungslos in die Welt wie das Meer. Auf Frachtern erreicht sie die Küsten der Adria und der Tyrrhenischen See. Mögen die Bewohner Genuas ein Schiff voller orientalischer Spezereien mit Brandfackeln beschießen, um es am Einlaufen zu hindern; mögen auch andere italienische Küstenstädte Frachter auf das Meer zurücktreiben – die Galeeren weichen nur auf andere Häfen aus, etwa nach Marseille, wo der Erreger im Rekordtempo die gesamte Region verseucht. Und vor den Stränden treiben herrenlose Totenschiffe, beladen mit Opfern der Seuche.

Natürlich lassen sich Italiens Häfen nicht dauerhaft abschotten. Und ist die Pest einmal gelandet, überrollt sie umgehend, meist auf Handelswegen, das Hinterland: Der Kommerz, der die Städte reich gemacht hat, bringt jetzt den Tod.

Er überfällt Kampanien und Latium, die Toskana und die Lombardei. In Pisa und Orvieto mäht er angeblich

Die ersten Pestfälle Westeuropas werden im sizilianischen Messina bekannt. Binnen weniger Monate sind zahlreiche weitere Städte Italiens betroffen. Bald besuchen nur noch wenige Ärzte die Erkrankten in ihren Häusern

täglich bis zu 500 Menschen nieder. In Bobbio sterben sämtliche Besucher eines Marktes. In Piacenza müssen die Bürger die Straßen aufreißen, um die zahllosen Toten begraben zu können. Mit Leichenteilen im Maul schnüren Hunde durch die Gassen von Siena.

Nur Mailand bleibt zunächst verschont: Die Stadtväter haben rechtzeitig sämtliche Tore überwachen lassen.

Doch der Schwarze Tod kommt unsichtbar, vollendet sein Werk oft, bevor man ihn erkennt. Schließlich hat ihn kein Lebender je zuvor gesehen: Die letzte Pestepidemie liegt fast 600 Jahre zurück und ist gründlich vergessen.

Und die ersten Opfer, die ohne erklärbare Ursache plötzlich im Sterben liegen – könnten sie nicht Einzelfälle sein? Vor allem die Obrigkeiten zögern, die Krankheit voreilig zu benennen: Eine solche Diagnose könnte Angst, Massenpanik und Chaos auslösen – und brächte nicht zuletzt den Handel in Gefahr.

Mediziner versuchen, sich vor Ansteckung zu schützen, etwa durch Kräuter, die – so die Vorstellung – die Atemluft reinigen und in dieser späteren Kluft in einer Schnabelmaske verborgen werden

Im Frühjahr 1348 aber, die Luft ist noch frisch und kühl, ist der Schwarze Tod auch in Venedig nicht mehr zu übersehen. Wie ein Rächer durchläuft er das Labyrinth der *calli*, der krummen, schmalen und meist ungepflasterten Straßen der Stadt, schleicht in die Sackgassen, Bogendurchgänge und Innenhöfe, huscht über den taubenumflatterten Markusplatz, auf dem noch vor Kurzem zum Jubel des Volkes Männer mit Stieren kämpften. Umkreist dort den mehr als 60 Meter hohen Glockenturm, der den Venezianern die Stunde und den Schiffen die Richtung anzeigt, schlüpft durch die Türen des Dogenpalastes und der staatlichen Münze.

Er streift die Buden und Essensstände unter den Arkaden, die Bänke der Geldverleiher am Fuß des Glockenturms und die Läden für Käse, Salami und Obst. Er überquert Brücken, besteigt die Sättel der Pferde, die durch die engen Gassen klappern. Schifft sich als blinder Passagier in den prächtigen Gondeln ein, lässt sich durch das ölige, dunkelgrüne Wasser der Kanäle rudern und fügt dessen Gestank, der Einheimischen wie Besuchern oft so scharf in die Nase sticht, seine eigene, bittere Note hinzu.

Im Nu fallen ihm die Obdachlosen zum Opfer, die auf Straßen, Plätzen und Kirchentreppen um Brot betteln: Viele von ihnen sind vor der Hungersnot auf dem Festland in die besser versorgte Stadt geflüchtet. Mit ihren ausgezehrten Körpern hat die Seuche leichtes Spiel.

Doch bei den Armen macht die Pest nicht Halt. „Innerhalb weniger Tage“ rafft sie, wie der Notar Lorenzo de Monacis vermerkt, „führende Persönlichkeiten, Richter und Beamte hinweg, die man in den Großen Rat gewählt hatte, danach auch diejenigen, welche deren Platz eingenommen hatten“. Der Staat selbst liegt auf dem Krankenlager: Ratsversammlungen müssen abgesagt werden, und „niemand in der Stadt“ sorgt mehr „für Gerechtigkeit“.

Dafür ist es eine andere, finstere Art der Gerechtigkeit, die der Tod mit sich bringt. Die auf Ewigkeit angelegten Hierarchien, das von Generation zu Generation strenger getrennte Oben und Unten, ebnet er binnen weniger Wochen ein. Denn kaum irgendwo ist ja die Kluft zwischen den Schichten so tief wie in Venedig.

Am unteren Ende der Hierarchie leben die *popolani*. Das sind die einfachen Leute, die 90 Prozent der Bevölkerung ausmachen – die Mitglieder der über 100 Gilden, die Küfer und Hanfspinner, die Blechschmiede, Seifensieder, Färber und

Der Seehandel, der Venedig wohlhabend und mächtig werden ließ, löst nun das Verhängnis aus: Die offene, mit der Welt verwobene Stadt ist besonders anfällig für die sich rapide ausbreitende Plage (Buchmalerei, 15. Jh.)

Wachsarbeiter; die Höker und Hausierer, die Barbiere und Bader; die Arbeiter in den Textilmanufakturen, die Venedigs weltberühmtes Leinen weben. Viele von ihnen fristen ihr Leben am Rand des Existenzminimums, in den überteuerten, aber engen, niedrigen Reihenhäusern, die sich in den Schatten der Palazzi ducken.

Die einzigen Arbeiter, die halbwegs sorgenfrei leben, sind die *arsenalotti*, die Angestellten der Schiffs- und Waffenfabrik am östlichen Ende der Stadt. Hier zimmern Legionen von Handwerkern an Galeeren für Krieg und Handel. Hier werken Zimmerleute und Rudermacher, Seilwinder, Tuchmacher und Kalfaterer, bessern lecke Schiffsrümpfe aus, flicken Segel und drehen Taue.

So vollkommen ist ihre Kunst, dass der Staat die Produkte seinen Bürgern vorbehält und ihren Verkauf ins Ausland untersagt. Und so geachtet ist ihre Arbeit, dass für sie eine eigene Glocke am Markusturm den Feierabend einläutet.

Politische Rechte haben freilich auch die Arsenalotti nicht. Ihre Teilhabe am Staat beschränkt sich auf die prächtigen Feste, die das Patriziat für sie ausrichtet. Den feierlichen Empfang der Zünfte beim Dogen etwa, bei denen die Handwerksmeister unter Fahnen durch die Stadt marschieren: die Kürschner in Gewändern aus Hermelin, die Bader mit Perlenkränzen geschmückt, die Kammmacher mit Vogelbauern beladen, deren Türen beim Treffen mit dem Staatsoberhaupt aufspringen und den flatternden Inhalt der Käfige in die Luft entlassen.

Der venezianische Staatsapparat, das ausgefeilteste politische System der Epoche – eine ausgeklügelte Balance aus Monarchie, Oligarchie und Demokratie –, schließt die Massen aus.

Nur zehn Prozent der Venezianer haben Zugang zu den Institutionen der Stadt, darunter die *cittadini originarii*, die bürgerlichen Eliten, die Staatssekretäre und Notare, Beamte und den Großkanzler an ihrer Spitze stellen.

Sowie die *nobili*, die alten Patrizierfamilien, die alle Regierungsämter unter sich verteilen: die Sitze im Senat (der die Handels- und Außenpolitik beherrscht), im Rat der Vierzig, dem höchsten Gericht der Republik, und im Großen Rat, dem alle männlichen Patrizier angehören und der aus seinen Reihen den Dogen wählt, den Herrscher der Stadt.

Angesichts der Pest aber sind diese Privilegien nicht mehr viel wert. Der Tod bringt auch den Rialto zum Schweigen, das Finanz- und Kommerzzentrum der Stadt, Knotenpunkt des Mittelmeerhandels und größtes Warenlager Europas.

Die Metropole erstarrt in Agonie

Hier, an der Holzbrücke über den Canal Grande, eilten eben noch Cittadini und Nobili in ihren schwarzen Roben zu den Kontoren und Bankhäusern, lasen und diktierten Briefe, inspizierten Magazine und Warenspeicher. Verhandelten mit Metall- und Stoffhändlern aus Florenz und der Lombardei, holten in der Loggia am Fuß der Brücke Nachrichten und Gerüchte von den Handelsplätzen der Erde ein: immer dezent, mit verhaltener Stimme und sparsamer Gestik; im Bewusstsein eines Wohlstands, der kein Auftrumpfen nötig hat.

„Ein Mann ohne Geld ist ein wandelnder Leichnam“, sagt ein veneziani-

So heftig die Symptome der Befallenen sind – eiternde Beulen, Fieber, starke Schmerzen –, so hilflos sind die betreuenden Ärzte. Die Mediziner stützen sich auf alte Vorstellungen und fehlgehende Theorien, machen Ausdünstungen und innere Fäulnis für die Seuche verantwortlich. Und empfehlen die erstaunlichsten Mittel: Weihrauch, Schlangenfleisch, Krötenpulver

sches Sprichwort. Jetzt aber überzieht die Totenblässe auch die Gesichter der Elite.

Wie kaum eine andere Stadt hat Venedig gelernt, Problemen mittels Planung zu Leibe zu rücken. Während andere Metropolen Italiens nur über Ansätze kommunaler Organisation verfügen, hat hier eine nimmermüde Bürokratie den Alltag im Griff. Die Obrigkeit überwacht den Verkauf von Obst auf dem Markusplatz und von Blumen auf der Kirchentreppe, setzt Fleischpreise fest.

Sie sichert die Wasserversorgung mit Zisternen, die Regenwasser durch Sandschichten filtern, verbietet die Entsorgung von Abfall in die Kanäle und organisiert eine öffentliche Müllabfuhr an vorgeschriebenen Sammelstellen. Sie lässt die Kanäle ausbaggern, um deren Versumpfung und Verseuchung zu verhindern, und verbannt alle Gewerbe, die laut sind oder stinken, aus der zentralen Zone um den Canal Grande.

Selbst die Wirtschaft folgt staatlichem Plan: Die Regierung regelt den Handelsverkehr und entscheidet über den Bau von Schiffen. Sie bestimmt Teilnehmerzahlen und Routen, Häfen und Termine für die Kaufmannszüge, die in bewaffnetem Verbund die Meere bereisen, und übergibt deren Kommando einem öffentlich bestallten Kapitän.

Venedigs Kaufleute haben es nicht nötig, sich wie in anderen Städten zu Zünften zusammenzuschließen: Ihre Gilde ist der Staat selbst. Und der Vorteil der Händler ist dessen oberste Maxime.

S

Selbst eine Verwaltung wie die Venedigs, die in Italien ihresgleichen sucht, ist aber überfordert von dem Unheil, das der Tod bringt. Es geistert durch Straßen und Kanäle wie ein Spuk, der allem verlässlichen Wissen den Boden entzieht. Der Dichter Francesco Petrarca, der seinen Sohn an die Seuche verliert, findet für die Ratlosigkeit fassungslose Worte: „Frag die Historiker: Sie schweigen. Konsultiere die Ärzte: Sie staunen nur. Was wäre von den Philosophen zu sagen? Sie zucken nur mit den Achseln, runzeln die Stirn, legen den Finger auf die zusammengekniffenen Lippen und bitten um Ruhe."

Vor allem die medizinischen Experten, die Venedigs Regierung mit der Bekämpfung der Seuche betraut, sind hilflos. Verzweifelt klammern sie sich an die jahrhundertealten Rezepte, die von klassischen Heilkundlern überliefert sind. Forschung und Fortschritt sind ihnen suspekt, im Gegenteil: Je älter das Buch, desto unantastbarer dessen Autorität.

So rücken die Ärzte, bewaffnet mit verblichenen Pergamenten, der nie gesehenen Krankheit zu Leibe. Eisern halten sie sich an die Lehre von den „Miasmen", geheimnisvollen Ausdünstungen, die nach Ansicht der Alten den Leib mit Fäulnis verseuchen. Diese Schwaden, heißt es, steigen aus stehenden Gewässern, Lagunen und Sümpfen auf, schlüpfen aus Tierkadavern und aus Bodenspalten, die bei einem Erdbeben aufklaffen. Bilden sich unter dem Einfluss fataler Konstellationen von Mars, Jupiter und Saturn oder treiben in feuchtschwüler Luft und bei Südwind heran.

Also befehlen die Ärzte, Fenster nur nach Norden zu öffnen. Ordnen an, die Kranken so hoch zu lagern, dass ihr ver-

seuchter Atem ohne Umweg über die Lungen der Mitmenschen direkt zur Decke steigt (siehe Seite 72).

Sie lassen in den Wohnungen Oliven- und Myrtenholz verbrennen, versetzt mit Balsam oder Weihrauch, um die Luft zu „reinigen". Befreien per Aderlass die Kranken von dem Überschuss feuchtwarmen Blutes, der den Klassikern zufolge die Fäulnis des Körpers anregt, ebenso wie der Genuss von Fisch und Birnen oder Anstrengungen wie der Geschlechtsverkehr, die den Körper erhitzen und den Atem beschleunigen.

Die *doctores medicinae* veröffentlichen Ratgeber für das Verhalten während der Seuche. Darin warnen sie vor süßen Früchten und nächtlichen Spaziergängen bei Nebel. Sie raten zum Verzehr von Essig und weingetränktem Brot; vor allem aber zur täglichen Einnahme einer haselnussgroßen Portion Theriak, einem teuflischen Mix unter anderem aus Opiaten, Schlangenfleisch und Krötenpulver. Und unterlassen dabei nicht, den angststarren Menschen im Bann der Pest „Lachen, Scherze und gesellige Feiern" zu empfehlen: um die „Säfte" des Körpers im Gleichgewicht zu halten.

Doch während die Ärzte noch über Miasmen spekulieren und die Einflüsse der Gestirne, halten sich die Laien längst ans Offensichtliche. Die Erfahrung lehrt sie die einfache Wahrheit, dass krank wird, wer einem Kranken zu nahe kommt. Und dass nicht „verdorbene Luft" der Feind ist – sondern der Mitmensch.

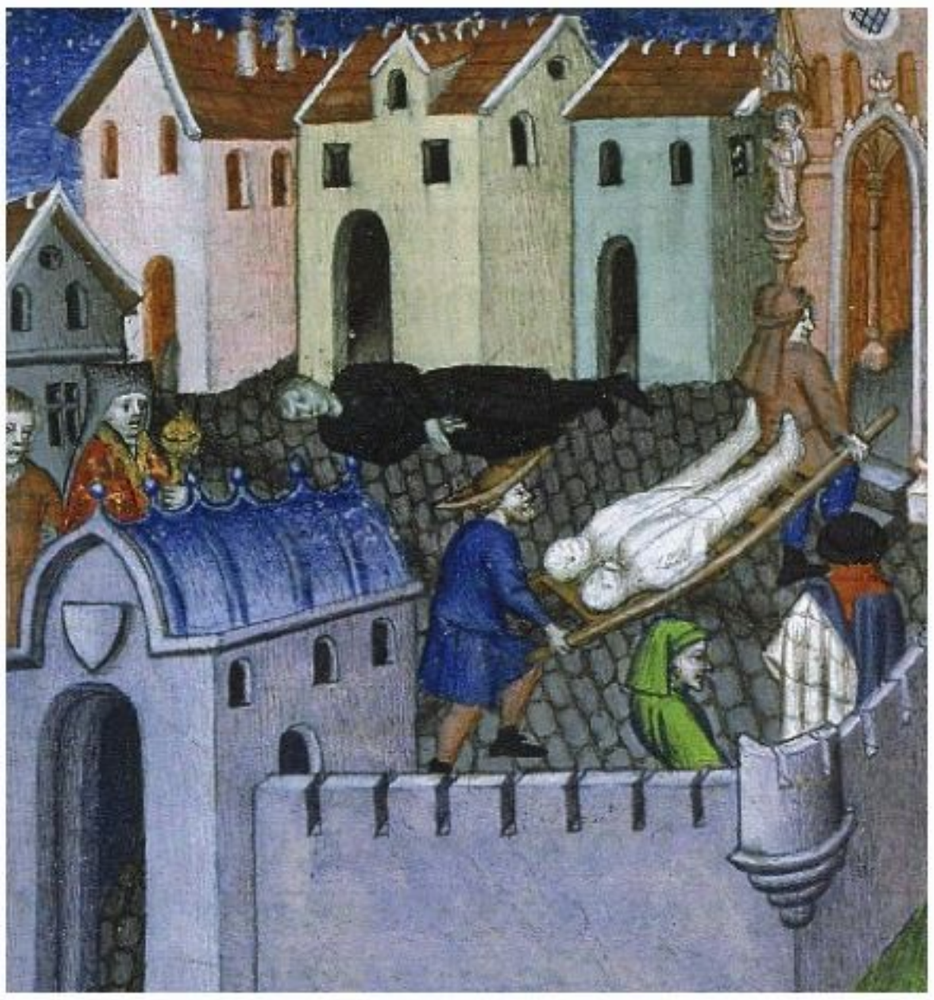
Und angesichts dieses übermächtigen Widersachers hilft nur: schnelle Flucht. Gerade die Allernächsten sind jetzt die Allergefährlichsten. So lassen Venedigs Bürger die engsten Freunde und Verwandten im Stich; Väter ihre Kinder, Frauen ihre Männer.

„Ich gehe einen Arzt holen", beteuern sie, schleichen sich aus dem Haus und kehren nie zurück. Andere stellen den Kranken etwas Wein, Wasser und Gebäck auf den Nachttisch und machen sich, sobald der Unglückliche eingeschlafen ist, aus dem Staub. Manche sperren die Bedrohung kurzerhand weg: Sie schließen die Infizierten in ihren Häusern ein und lassen sie elend verhungern.

Kleriker helfen den Infizierten, hier ein früherer Papst beim Besuch eines Krankenhauses. Bald aber vermeiden die meisten Gottesmänner jeden Kontakt; sie lassen Todgeweihte ohne die Sakramente sterben

„Kommt, meine Verwandten und Nachbarn, reicht mir einen Tropfen Wasser, ich habe Durst", stöhnen dann, so gibt es ein Chronist wieder, die Verlassenen. „Fasst mich an, berührt doch meinen elenden Körper! Ihr müsst mich jetzt anfassen!" Dann sterben sie, allein mit dem Schwarzen Tod und dem Dauergeläut der Kirchenglocken.

Und nicht nur der Einzelne stirbt, sondern das ganze Leben um ihn herum. Kein Handwerker berät mehr seine Kunden; kein Händler öffnet mehr sein Geschäft. Nur die Apotheken empfangen noch ihr Publikum – und die Kirchen: Doch auch dort finden kaum noch Messen statt. Und wer sich auf die Straße wagt, verbirgt Mund und Nase hinter



In großer Zahl sucht der Tod die Stadt heim. Eine Kommission der Regierung lässt arme Sterbende auf fernere Inseln in der Lagune deportieren und dort verscharren (links eine Epidemie in Rom)

Blumen, einem Bündel Kräuter oder einer Handvoll Gewürze, um die böse Luft durch gute Gerüche in Schach zu halten. Oder setzt sich besonders penetrant stinkenden Stoffen aus, um dem Gift mit Gegengift zu begegnen.

A

Auch Priester und Notare hören bald auf, in Pesthäusern Letzte Ölungen zu spenden oder Testamente aufzunehmen. Wer dennoch die Kommunion oder das Krankenöl empfangen will, muss es sich selbst am Altar abholen. Sogar die Ärzte machen immer häufiger einen Bogen um die verseuchten Häuser – oder verlangen hohe Honorare als Gefahrenzulage.

Denn schnell wird der Helfer selbst zum Hilfsbedürftigen. „Mich ließ ein Mann zur Ader", berichtet ein Patient, „das Blut, das herauslief, spritzte ihm ins Gesicht. Und am gleichen Tage wurde er krank und starb am darauffolgenden. Ich kam freilich durch Gottes Gnade davon."

Zu den wenigen Venezianern, die sich noch um die Kranken kümmern, zählen die Ordensbrüder – und die Aktivisten der *scuole*, der Wohltätigkeitsvereine, die Andachten und Prozessionen organisieren sowie die soziale Absicherung der Bruderschaftler. Doch viele der Helfer bezahlen ihre Mildtätigkeit mit dem Leben: Allein von der Scuola della Carità sterben elf Vorsteher und rund 300 Mitglieder.

Im zersetzenden Hauch der Pest schwindet auch der solidarische Zusammenhalt, der die 117 Inseln und ihre Bewohner über die Jahre zusammengeschweißt hat, der Gräben zugeschüttet und Wasserläufe überbrückt hat. Der Gemeinsinn, der über Jahrhunderte das schwankende Leben der Lagunenstadt stabilisierte, verliert jetzt binnen weniger Wochen seine Kraft. Der soziale Frieden, um den viele Städte Italiens Venedig immer beneidet haben, beginnt zu bröckeln.

Überfälle und Einbrüche in die verwaisten Palazzi versetzen die Überlebenden in Angst. Die Regierung verdoppelt die Anzahl der Wächter, der „Herren der Nacht", ermahnt sie zu verschärfter Strenge. Dennoch muss sie drei der sechs Stadtteile weitgehend aufgeben: Dorsoduro, Santa Croce und Cannaregio.

Aber Venedig ist eine pragmatische Stadt. Hier regiert nüchternes Kaufmannskalkül. Die Humanisten mit ihrer Verherrlichung der Antike sind den Bürgern der Handelsmetropole suspekt; nicht Bildung zählt hier, sondern Erfahrung. Und so respektieren und bezahlen die Stadtväter zwar die klassisch geschulten Ärzte und deren Methoden im Geiste Galens und Avicennas. Sie lassen auch, wie es die Lehre von den Miasmen verlangt, die Luft mit Feuern reinigen und die Lagerung von gepökeltem Schweinefleisch verbieten, dessen Gestank „Fäulnis" erzeugen soll.

Doch zugleich tun sie, was der gesunde Menschenverstand gebietet. Unter anderem richten sie eine Gesundheitsbehörde ein, die fortan die Arbeit von Ärzten ebenso kontrolliert wie die von Aufsehern und Totengräbern.

Sie überwachen die öffentliche Hygiene, lassen die Schenken am Rialto schließen und untersagen fliegenden Händlern, ihren Wein wie gewohnt von Booten aus anzubieten. Und eine besondere Dreierkommission, die *savi* („Weise"), nimmt sich der größten Herausforderung an: die Toten unter die Erde zu bringen. Denn in einer Stadt, deren Grenzen das Meer bestimmt, wird schnell der Boden knapp.

Venedigs registrierte Bürger, die eine eigene Grabstätte besitzen, haben

Der Staat reagiert: Er verbietet die Trauer

zwar nach wie vor das Recht, sich auf dem Stadtgebiet beerdigen zu lassen – etwa auf dem Friedhof von San Salvatore nahe dem Rialto, wo man jetzt an manchen Tagen 25 bis 30 Pesttote, oft schichtweise übereinander, in die Erde senkt.

Doch auch dort ist der Gestank bereits so unerträglich, dass die Behörden tonnenweise Sand über die Gräber schaufeln lassen, ohne die üblen Schwaden damit wirksam zu bekämpfen.

Eilig lassen die Stadtoberen neue Friedhöfe anlegen, etwa an der Markuskirche. Für Arme, Obdachlose und Einwanderer aber gibt es dort keinen Platz.

Am 30. März beauftragt der Große Rat die Savi daher mit der Ausarbeitung einer Notverordnung: Die Sterbenden in den Hospizen sowie „alle Armen, die dem Tode nahe sind, aber in der Stadt keine Unterkunft haben und von Almosen leben, ferner diejenigen, welche für ihre eigene Beerdigung nicht aufkommen können", sollen auf stadtferne Inseln in der Lagune verbracht werden.

Angehörige, die gegen diese Deportation protestieren, erhalten das zynische Angebot, ihre Lieben zu diesen Pestkloaken zu begleiten und so unweigerlich mit ihnen zu sterben.

Täglich rudern jetzt staatlich bestallte Leichentransporteure in Barken durch die Stadt, zerren die Verstorbenen aus den Häusern – und oft auch diejenigen, die noch nicht ganz tot sind. Dann fahren sie ihre schaurige Fracht auf die Lagune hinaus, laden sie auf Sant'Erasmo ab, auf San Leonardo Fossamala und San Martino di Strada.

Auf den Inseln warten Geistliche und Totengräber, die der Staat zu ihren Himmelfahrtskommandos gezwungen hat. Haufenweise verscharren sie die Leiber in fünf Fuß tiefen Gräben. Wer beim Abtransport noch geatmet hat, haucht spätestens in diesen Massengräbern sein Leben aus. Und schließlich rafft der Tod, der auf den Booten mitfährt, meist auch noch die Fährleute dahin.

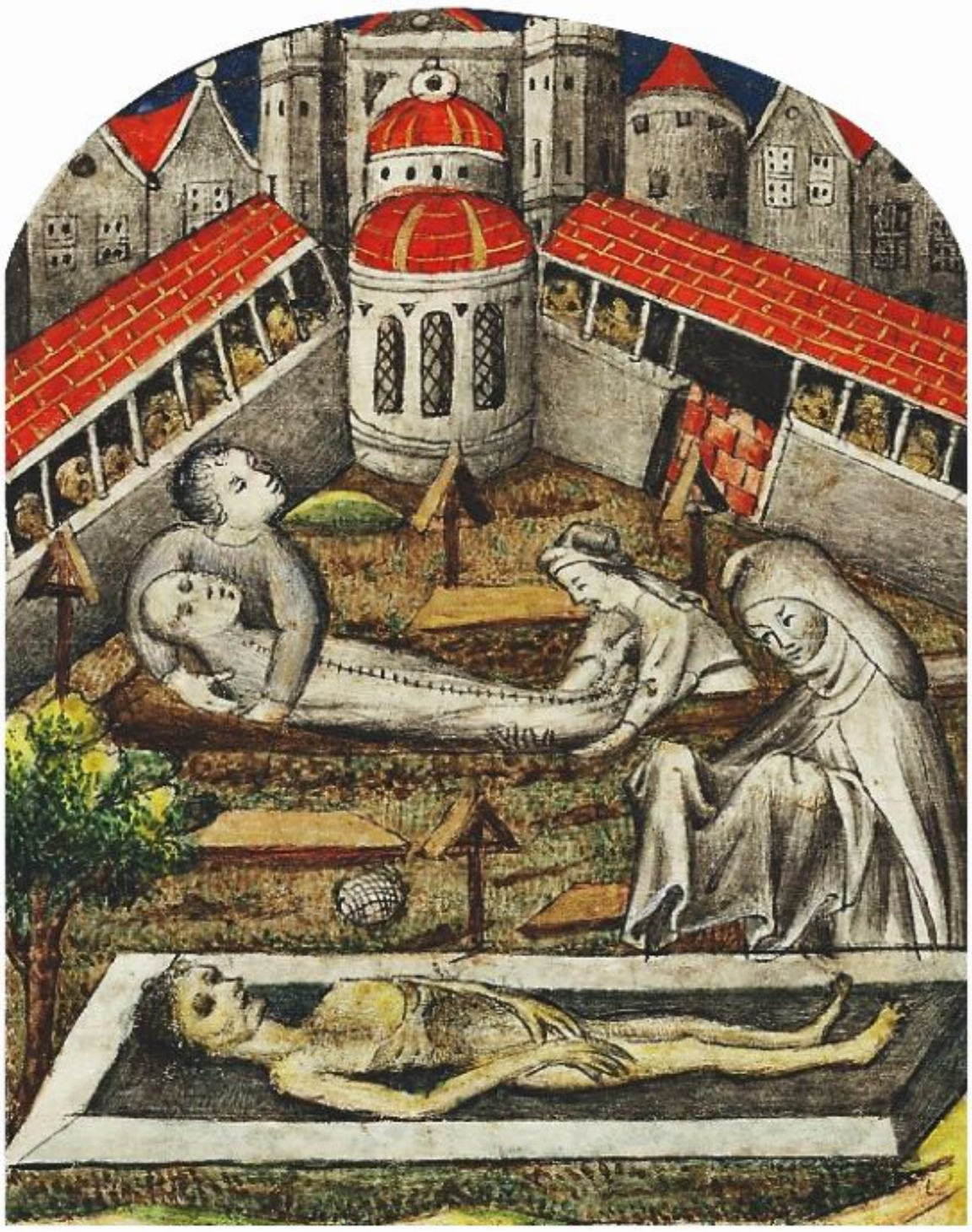
Die Regierung setzt Kontrollbeamte ein, die jeden neuen Fall für die Toteninseln unverzüglich melden – und vor allem jene Mitbürger denunzieren, die ihre Verstorbenen umstandslos vor die Haustüren gelegt haben, um sie von Mitgliedern wohltätiger Organisationen einsammeln und beerdigen zu lassen.

Der Tod hat seine Würde verloren. Er ist Alltag geworden, schlimmer noch: ein Fall für die Müllabfuhr. Vorbei die erhabenen letzten Stunden, die letzten Beichten, Kommunionen und Ölungen, die Klagerufe und Gesänge, die Prunkmessen und Totenbankette.

Anstelle ehrerbietig trauernder Zunftkollegen tragen jetzt abgerissene, für ihr Risiko teuer entschädigte „Leichenknechte" die Bahren, schleppen die Toten hastig zur nächstbesten Kirche, werfen sie ins nächstbeste offene Grab.

Bald werden auch die Kerzen knapp. Der Wachspreis steigt ins Unerschwingliche. Gebäck, Zucker und Hühnerfleisch, die bevorzugte Krankennahrung, sind ebenfalls kaum noch zu bezahlen. Apotheker und Totengräber werden reich mit dem Verkauf von überteuerten Bahren, Decken und Kissen. Auch die Preise für Leichenkleidung erreichen derartige Höhen, dass viele Pestopfer nackt bestattet werden müssen.

Ohnehin soll, weil ja auch der Kummer ansteckend ist, möglichst niemand mehr Trauer zeigen. Um das Leid zu lindern, verbietet der Senat kurzerhand dessen Darstellung. Wer Schwarz trägt, zahlt jetzt zehn Lire Geldstrafe (Ausnahme: alle Frauen über 50 sowie jene Armen, die sich kein zweites Gewand leisten können). Stattdessen schreibt die Obrigkeit jetzt farbige Stoffe vor – um eine „freudige und festliche Stimmung zu verbreiten".



Die Friedhöfe der Stadt sind längst überfüllt, und es werden Leichen übereinander in Massengräber geworfen

Dabei haben die Menschen, betäubt vom pausenlosen Stakkato der Schicksalsschläge, ohnehin längst die Kraft zur Trauer verloren. Bei den wenigen Begräbnisgesellschaften, die noch stattfinden, hört man, wie Chronisten bemerken, „kein Weh, keine Schmerzensrufe, kein Weinen mehr“, sondern nur noch „Lachen“ und „Scherze“. Giovanni Boccaccio, Dichter in Florenz, versucht sich an einer Erklärung für die grassierende Fühllosigkeit: „Wenn das Unglück erst einmal eine gewisse Größe erreicht hat“, werde es „auch von einfachen Menschen mühelos und achtlos hingenommen“.

Der massenhafte Tod hat nicht nur die Trauer ausgelöscht, sondern auch die Zukunft. Jetzt wird die nüchterne Kaufmannsstadt an der Adria, gewohnt, mit dem Morgen zu rechnen, auf das Heute zurückgeworfen, auf die Wonnen des Augenblicks, aufs nackte Hier und Jetzt.

Ausgerechnet die Venezianer, die beim Essen und Trinken sonst stets Maß und Zurückhaltung pflegen, die ihre Schenken vor allem für auswärtige Besucher betreiben, den Wein hoch besteuern und dessen Verkauf nur zu besonderen Stunden erlauben – ausgerechnet diese Asketen flüchten sich jetzt vor der Todesangst in Trunk und Völlerei.

Sie prügeln sich um die Vorräte der Weinhändler, die trotz des Verbots von ihren Barken aus den Stoff des Vergessens kredenzen. Und wie es Boccaccio beklagt, scheren sich selbst tugendhafte Frauen nicht mehr um ihre „Ehrbarkeit“.

Denn die Seuche hat den menschlichen Körper in den Fokus der Aufmerksamkeit gerückt. Gerade der gefährdete Leib wird zum größten Schatz – und zugleich zum bittersten Feind. So ist es kein Wunder, dass jetzt viele auch das Böse im eigenen Fleisch suchen, im eigenen sündigen Blut – so die Geißler, die unter öffentlichen Selbstzüchtigungen durch die Lande ziehen.

Im Mai 1348 erhält die Pest in Venedig einen neuen Schub. Sie ist jetzt „derart ansteckend“, so ein Chronist, „dass Plätze, Höfe, Grabstätten und Friedhöfe von Leichen überquollen. Viele wurden an öffentlichen Wegen begraben, einige unter dem Boden ihrer Häuser. Unzählige starben, ohne dass jemand dabei war, und ihre Leichen stanken aus den verlassenen Häusern.“

Dann kommt der Sommer – und mit ihm die Zeit, in der die Luft noch dumpfer auf die Stadt drückt.

Am 5. Juli verhängt die Regierung des Stadtstaats ein Einreiseverbot für Erkrankte – „und zwar unter Androhung der Galeerenstrafe, der Verbrennung des betreffenden Schiffes, von Geldbußen und anderen Strafen“. Fünf Tage später erlässt der Senat eine für eine Hafenstadt unerhörte Verordnung: eine völlige Einreisesperre für Fremde. Nur wenige offizielle Reisende oder Diplomaten sind, nach gründlicher Untersuchung durch einen Arzt, von der Regelung befreit.

Das ist eine Kapitulationserklärung für eine Stadt, die immer vom Austausch mit der Welt gelebt hat; vom Im- und Export, aber auch von den Pilgern, die von hier jedes Jahr ins Heilige Land aufbrachen. Das ist der Abschied auch von einer Offenheit, die sich unter anderem in der Architektur widerspiegelt: Denn eine Stadt im Meer braucht keine Mauern, um sich vor Feinden zu schützen.

So sind beispielsweise die Palazzi am Canal Grande, der prächtigen Wasserstraße, eine einzige Einladung ans Draußen. Anders als die Trutzburgen mit den engen Sichtöffnungen, die sich die Reichen auf dem Festland bauen, öffnen die Wohn- und Lagerhäuser der venezianischen Kaufmannskaste ihre Fassaden der Welt – mit Rundbögen und offenen Arkaden, mit schwereloser Grazie und flirrendem Spiel von Licht und Schatten.

Und vor allem: mit großzügigen Fenstern. Denn während ihre Kollegen auf dem Festland nur runde Butzenscheiben aus von geblasenen Kugeln abgeteiltem „Mondglas“ herstellen können, verstehen sich Venedigs Glasmacher bereits auf große rechteckige Scheiben.

Doch jetzt verschließt sich diese offene Stadt wie eine Muschel. Zwar versuchen die Regenten, den Betrieb der

Im Angesicht des schwer fassbaren Unheils flüchten sich viele Bürger in mitunter rauschhafte Feiern. Selbst Venedigs Obrigkeit verordnet »freudige Stimmung« und farbenfrohe Gewänder

In den betroffenen italienischen Orten – hier Florenz – wählen die noch nicht Erkrankten immer häufiger die Flucht aus den Mauern. In Venedig verlassen auch Geistliche, Ärzte, Notare, sogar die eigentlich zur Loyalität verpflichteten Staatsdiener die Inselmetropole, weil sie glauben, auf dem Land sicherer zu sein. Zurück bleibt eine kaum mehr lebensfähige Stadt

Mit Gottesdiensten danken die Menschen für
das Ende der Seuche, das für sie so unerklärlich kommt wie
deren Ausbruch (hier eine Pestprozession in Rom)

Firma Venedig aufrechtzuerhalten, senden zehn Galeeren mit Handelsgütern Richtung Levante. Und als die Bürger der unterworfenen Halbinsel Istrien die vermeintliche Gunst der Stunde nutzen und gegen die venezianische Herrschaft aufbegehren, schickt der Doge seine Soldaten aus, die die Rebellion binnen drei Wochen niederschlagen.

Aber gegen den unsichtbaren Feind, der noch immer durch die Stadt läuft, hilft kein Militär. Die Kontrolleure, hoffnungslos dezimiert, sind bald nicht mehr in der Lage, ihre Arbeit zu verrichten. Schon seit Anfang Juni ist auch der Große Rat, das höchste Verfassungsorgan des Stadtstaats, beschlussunfähig: Die vorgeschriebene Zahl von 40 Mitgliedern, die eine Abstimmung rechtskräftig macht, wird nicht mehr erreicht.

Bald ist die Verwaltung derart ausgedünnt, dass, wie ein Regierungsedikt mitteilt, „die Angelegenheiten des Staates nicht mehr erledigt werden" können.

Massenhaft suchen die Venezianer ihr Heil in der Flucht. Einige verlassen ihre verseuchten Häuser und kampieren am Strand. Andere retten sich auf noch nicht befallene Inseln wie Torcello oder Murano. Wieder andere versuchen, sich auf dem Festland in Sicherheit zu bringen, und wer dort Immobilien besitzt, verschanzt sich in seinem Landhaus.

Doch mit den Hilflosen suchen auch die Helfer das Weite. Am 5. Juli stellt der Senat fest, dass „so gut wie sämtliche" Ärzte die Stadt verlassen haben. Geistliche lassen ihre Pflichten im Stich, auch Notare, Schreiber und Beamte. Und es hilft nicht viel, dass die Regierung den Staatsdienern unter Androhung des Amtsverlusts die Rückkehr befiehlt.

Dann, im Spätsommer, ebbt die Seuche einfach ab, doch niemand weiß, warum. Auch die Zahl der Todesopfer wird nie endgültig geklärt: Wahrscheinlich hat die Plage zwischen 38 000 und 70 000 der gut 100 000 Venezianer dahingerafft.

Verzweifelt versucht das zerfetzte Gemeinwesen, die Lücken zu schließen, die der Tod geschlagen hat. So müht sich Venedigs Regierung, Ärzte aus anderen Städten mit Steuervergünstigungen anzulocken, kauft zudem massenhaft Sklaven ein. Sie entlässt eingekerkerte Schuldner aus den Gefängnissen, schafft die Zugangsquoten für Berufsvereinigungen ab und senkt die Wartezeit für den Erwerb der vollen Bürgerrechte und Handelsprivilegien von 25 auf zehn Jahre.

Sie erlässt eine Amnestie, um Straftflüchtige wieder in die Stadt zu holen, und bemannt die verwaisten Galeeren mit dalmatinischen Gastarbeitern. Und um die venezianischen Gebiete auf der Halbinsel Istrien, deren Bevölkerung die Seuche fast komplett ausgelöscht hat, wieder mit Menschen zu füllen, verspricht die Regierung jedem Neusiedler fünf Jahre Freiheit von allen Abgaben und Frondiensten.

Die Stadt überlebt. Aber sie hat sich verändert

Die neue, erzwungene Liberalität trägt Früchte. Griechen, Albaner und Dalmatiner strömen in die immer noch wohlhabende Stadt. Und vor allem Immigranten vom italienischen Festland nutzen die großzügigere Einwanderungspolitik, um sich in Venedig als Weber, Spinner, Gerber oder Schlachtergehilfe zu verdingen – und wenn es sein muss, auch als Totengräber.

Bald bilden die Neuankömmlinge ein neues städtisches Proletariat. Eine Kolonie der Wurzellosen, die die überkommenen Ordnungen allmählich auflösen wird und Venedig von einer Seefahrernation in ein Volk von Handwerkern verwandelt.

Auch in den Dekaden nach dem großen Sterben wird die Stadt nicht verschont: Allein bis zum Jahr 1500 wird die Pest mehr als zwei Dutzend Mal wiederkehren.

Doch nie mehr fordert die Seuche derart viele Opfer wie 1348, vermutlich aus mehreren Gründen: Zum einen greifen nach und nach neue Schutz- und Hygienevorschriften, wie etwa die Quarantäne oder die Einrichtung von speziellen Krankenhäusern, zum anderen bauen die Überlebenden eines jeden Ausbruchs eine gewisse Immunität auf.

Und so werden zum Ende des 15. Jahrhunderts wieder mehr als 100 000 Menschen in der Metropole leben.

Auch der Handel, Lebensmotor der Lagunenstadt, erholt sich: 1380 bringt ihre Kriegsflotte dem großen Konkurrenten Genua, der den Venezianern seit dem 13. Jahrhundert mit wirtschaftlichen und militärischen Mitteln die Marktheit über die Schwarzmeerregion und Konstantinopel streitig macht, eine entscheidende Niederlage bei.

Dieser Sieg hilft Venedig, die Seeherrschaft im Mittelmeer zu erringen und damit langfristig seinen Wohlstand zu sichern.

Und wenn dann zum Himmelfahrtsfest wie in alten Zeiten die Prozession der Boote auf das Meer hinausfährt, wenn der Patriarch das Staatsschiff mit Weihwasser besprengt und der Doge den goldenen Ring in den Wellen versenkt – dann ist es, als sei die untreu gewordene See wieder reumütig zu ihrem Gatten zurückgekehrt. ●

Jörg-Uwe Albig, *Jg. 1960, Autor im Team von* GEO*EPOCHE, war beeindruckt von der Geschwindigkeit, mit der die Pest die in Jahrhunderten gewachsenen Werte der Kaufmannsstadt binnen weniger Wochen auflöste.*

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Klaus Bergdolt, *„Der schwarze Tod in Europa"*, C. H. Beck: In seiner Darstellung der Pest von 1348 und ihrer Auswirkungen greift der Medizinhistoriker auf reiches Quellenmaterial zurück – nicht zuletzt aus Venedig, dem der Autor ein eigenes Kapitel widmet. *„Venezia e la peste. 1348–1797"*, Marsilio Editori: leider nur auf Italienisch erhältlicher Ausstellungskatalog zur Geschichte der Pestwellen in Venedig.

Der Papst in Avignon – *1348*

Bald nach seiner Wahl zum Papst 1342 lässt Clemens VI. seinen Palast in Avignon erweitern. Mit dem Ausbau will er seinen Machtanspruch als geistlicher und weltlicher Herrscher untermauern

DAS ZWEITE ROM

Seit dem frühen 14. Jahrhundert führen die Päpste die römische Kirche vom südfranzösischen Avignon aus. Vor allem italienische Geistliche und Intellektuelle werfen dem Pontifex maximus Parteilichkeit und Luxussucht vor. Doch als die Pest 1348 über seine Gemeinde kommt, zeigt Clemens VI. Größe —— Von REYMER KLÜVER

Mariä Lichtmess, der 40. Tag nach Weihnachten: Avignon feiert das Licht, das der Welt einst durch Jesu Geburt geschenkt worden ist. Priester segnen Kerzen, eine große Prozession windet sich durch die engen Gassen unterhalb des trutzigen Papstpalastes, der mit seinen Schießscharten, Türmen und Wehrgängen einer Festung des Herrn gleich über dem Häusergewirr thront.

Ausgerechnet an diesem Festtag kommt über die Stadt, die in den Jahrzehnten zuvor anstelle Roms zum Zentrum der abendländischen Christenheit geworden ist, das Unheil. Es ist der 2. Februar 1348. Der Tag, an dem die Pest ausbricht in Avignon.

Rasch verbreitet sich die Kunde von den ersten Infizierten und deren Symptomen: dem blutigen Husten, der Atemnot, den geschwollenen Lymphknoten, den Fieberattacken, den Halluzinationen der Kranken im Todesdelirium.

Der Schwarze Tod. Keiner kann sich vor ihm sicher fühlen. Nicht der Papst in seinem Palast, keiner der Kardinäle in ihren Stadtpalais oder einer der Bankiers oder Kaufleute am Ort.

Immerhin weiß Papst Clemens VI. einen der berühmtesten Mediziner der Zeit an seiner Seite. Guy de Chauliac ist weit gereist, doch viel unternehmen kann auch der Leibarzt des Papstes nicht. Es gibt zwar ein paar einfache Mittel, zu denen die Mediziner mahnen: in Wein getauchtes Brot etwa oder das Kauen von Gewürznelken. Vermutlich hat Guy de Chauliac dem Heiligen Vater auch vorbeugend zum Aderlass geraten sowie zu Aloe-Pillen und der Einnahme von Theriak, einem seit der Antike bekannten Universalheilmittel auf Kräuterbasis.

Reinen Herzens indes kann de Chauliac dem Papst nur eines empfehlen: die sofortige Flucht aufs Land, das Exil fernab anderer Menschen. Für sich selbst schließt der Arzt das allerdings aus: „Ich wagte aus Furcht vor der Schande nicht zu fliehen“, wird er später notieren.

Und auch der Papst bleibt. Was für einen Eindruck würde es denn machen, wenn er, der Stellvertreter Christi auf Erden, seine Stadt und deren Bürger schmählich im Stich ließe in der Stunde größter Bedrängnis?

Auf den Rat seines Arztes hin reduziert Clemens VI. immerhin den Kontakt mit der Außenwelt. In das Innere des Palastes gelangt man nur durch ein schwer gesichertes Tor. Für den Schutz des Heiligen Vaters sind eigens Waffenknechte abgeordnet. Mindestens 30 Mann stark ist diese persönliche Leibwache; untergebracht sind die Söldner in einer dunklen, mit Öllampen erleuchteten Stube neben dem Portal.

Niemand hat ohne ausdrückliche Genehmigung Zutritt zu dieser Residenz. Schon gar nicht zu den Privatgemächern von Clemens, die weit abseits des Tores liegen.

Dabei geht es sonst recht lebhaft zu im Palast des Kirchenoberhauptes. Nicht nur wegen seiner Amtsgeschäfte und der Arbeit der päpstlichen Behörden. Auch seine Brüder Hugo und Guillaume sind dort einquartiert, der eine von Clemens zum Kardinal ernannt, der andere ein Graf. Nichten und Neffen des Papstes tollen durch die Gänge und die Gärten in den Innenhöfen der Anlage. Doch nun: ungute Stille.

Clemens VI. arbeitet trotz der Pestgefahr weiter, stellt Urkunden aus. Ständig hält er sich zwischen zwei Becken voller glühender Kohlen auf. Die Fenster sind meist geschlossen, die Luft ist beißend. Der Rauch der Feuer soll die faulen Gerüche fernhalten, die angeblich von draußen kommen und die, so glauben viele Ärzte, die Seuche bringen.

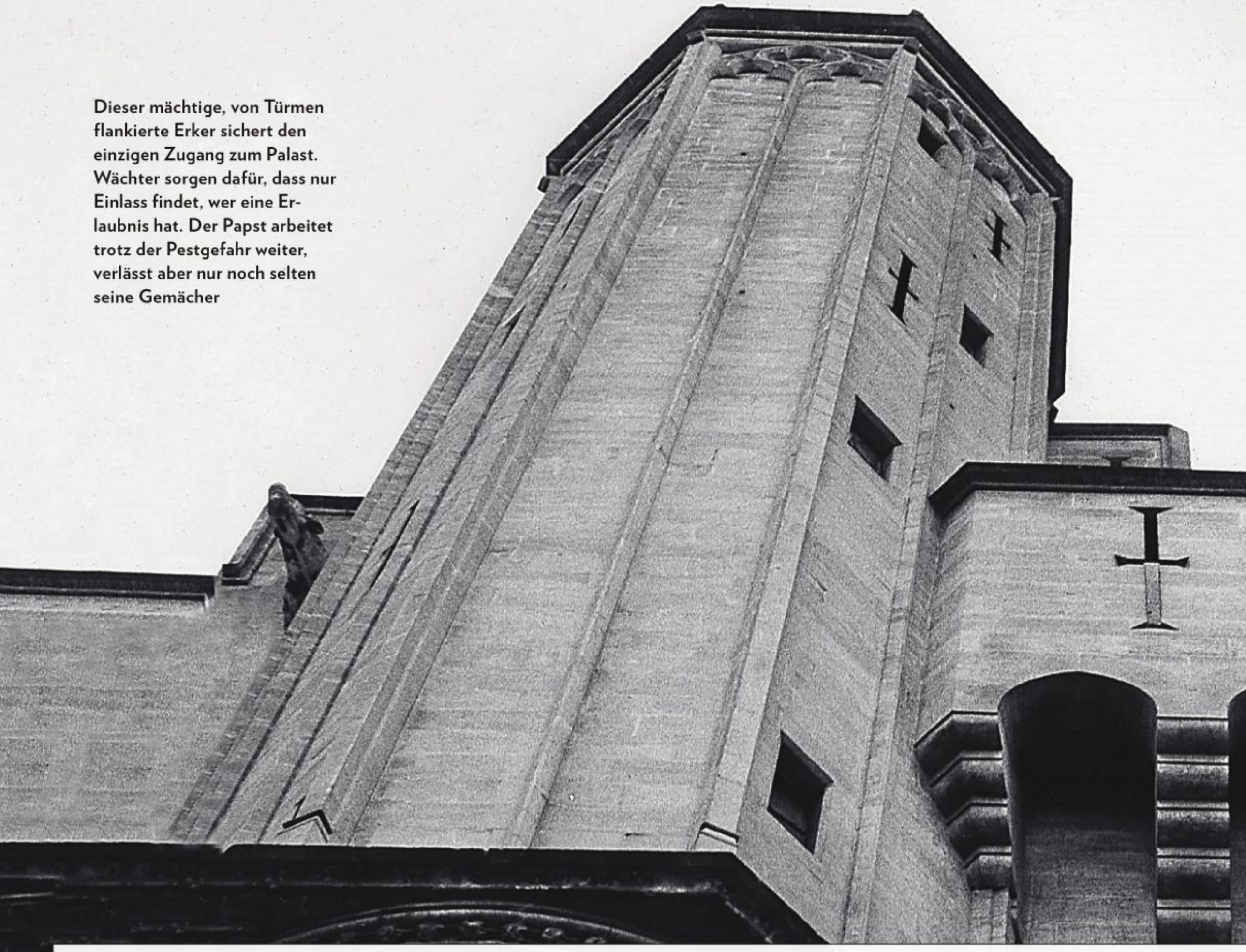
Vor den Palastmauern scheint indes der Jüngste Tag anzubrechen.

Schon zu normalen Zeiten ist das Leben in der Stadt fordernd und alles andere als angenehm. Avignon ist chronisch überfüllt. Rund 30 000 Menschen leben um 1348 dort, dazu kommen Tausende Besucher – Bittsteller etwa, die sich vom Papst eine Zuwendung verspre-

Das Geld für seine Hofhaltung bezieht der Papst auch aus dem Ablasshandel – dem Straferlass für Sünden gegen Bares

Papst

Der nördliche Innenhof des Palastes von Avignon. Als die Pest im Februar 1348 in der Rhônestadt ausbricht, bleibt Clemens VI. dort, obwohl ihm sein Leibarzt rät zu fliehen. Hinter den dicken Mauern seiner Festung versucht er, sich durch Rauch und Hitze von Kohlefeuern vor der Seuche zu schützen



Dieser mächtige, von Türmen flankierte Erker sichert den einzigen Zugang zum Palast. Wächter sorgen dafür, dass nur Einlass findet, wer eine Erlaubnis hat. Der Papst arbeitet trotz der Pestgefahr weiter, verlässt aber nur noch selten seine Gemächer

chen und die deshalb zum Sitz der Kurie reisen, der kirchlichen Verwaltung.

Die meisten Bürger der Stadt am Zusammenfluss von Durance und Rhône haben von dem Besucherzustrom bislang profitiert. Sie bieten zur Übernachtung alles an, was in ihren verschachtelten Häusern irgendwie zu vermieten ist.

Gut 60 offiziell zugelassene Herbergen und Gasthäuser gibt es, doch manchmal sind derart viele Besucher in der Stadt, dass selbst vornehme Herren mit heruntergekommenen Quartieren vorliebnehmen müssen und manche sogar in der Carreterria übernachten, der stinkenden, stickigen Straße der Lederhändler und Gerber, in der überall Häute zum Trocknen hängen.

Avignon ist laut, eng und dreckig – aber zugleich in der Wahrnehmung der Zeitgenossen eine Metropole von europäischem Rang, ein Ort der Macht, gleichauf mit London, Paris, den Zentren bedeutender Königreiche, und Rom, dem vorherigen Sitz der Päpste.

Doch nun kommt über die Menschen ein fürchterlicher Totentanz, ein Sterben apokalyptischen Ausmaßes. Männer, Frauen und gerade Kinder, die morgens früh kerngesund wirken, brechen mitunter noch vor der Abenddämmerung unter schrecklichen Zuckungen zusammen. Viele sterben allein, weil ihre Angehörigen die Nähe der Pestgezeichneten meiden, aus Angst, das nächste Opfer der Seuche zu werden. Mütter lassen ihre Kinder liegen, Kinder ihre Eltern zurück, ohne Abschied zu nehmen, ohne ein letztes Zeichen der Liebe. Das Sterben ist überall.

In nur drei Tagen rafft die Plage in Avignon 1800 Menschen dahin. Fremde dürfen nicht mehr in die Stadt. Doch die Schutzmaßnahme kommt zu spät.

Es ist, wie es die Propheten des Alten Testaments in ihren Warnungen an das Volk Israel verkündet haben: „Ihre Leichen werden auf den Straßen Jerusalems liegen und die Leichen ihrer Frauen und Kinder dazu. Niemand wird sie begraben."

Dem Heiligen Vater droht der Schwarze Tod die Gemeinde zu nehmen. Mancher Gläubige zu Füßen der Kir-

Papst

chenburg wähnt sich alleingelassen vom Papst, der den Palast mit den dicken Mauern nun wohl kaum noch verlässt.

Bald heißt es, er sei nicht mehr in Avignon, sondern geflohen – ein Hirte, der seine Herde im Stich lässt. Schlimmer kann ein Vorwurf kaum sein.

Schon seit langer Zeit residieren die Päpste nicht mehr allein in Rom. Bereits im 13. Jahrhundert haben sie die Ewige Stadt immer wieder verlassen, sind Reisekönigen gleich zwischen fünf weiteren Residenzstädten innerhalb ihres Kirchenstaates umhergezogen, darunter Viterbo und Orvieto. Sie haben die Sommermonate lieber an diesen höher gelegenen Orten verbracht als im malariaverseuchten Tibertal. Auch politisch war ein wenig Abstand oft angenehmer als das Leben in dem notorisch aufsässigen Rom, wo rivalisierende Adelsfamilien seit Jahrhunderten um die Vorherrschaft ringen.

Die Stellvertreter Christi können ohne Sorge um Prestigeverlust reisen, denn Rom ist im Verständnis vieler Zeitgenossen dort, wo der Papst ist: Die Kirche sei nicht durch Steine und Mauerwerk an einen Ort gebunden.

Doch von politischen Zwängen ist auch der Heilige Vater nicht frei. Als weltlicher Herrscher des Kirchenstaates ist er zugleich ein Akteur im europäischen Machtspiel. Immer wieder muss er sich mit Königen und Kaisern arrangieren, die versuchen, ihn an sich zu binden. Denn wer Einfluss auf die Kirche und deren Oberhaupt hat, der hat Einfluss in ganz Europa – also Macht.

Dieses Prinzip verstehen wenige so gut wie König Philipp IV. von Frankreich. Wohl mit seinem Einverständnis setzen französische Kardinäle 1305 die Wahl von Clemens V., einem Franzosen, zum Papst durch. Damit beginnt eine Ära, in der Frankreichs Könige mehr auf die Kirche einwirken als alle anderen Herrscher des Abendlandes.

Noch im Jahr seiner Wahl erhebt Clemens V. neun Geistliche aus seiner Heimat zu Kardinälen, später werden

14 weitere folgen. Fortan dominieren Franzosen das Kardinalskollegium – jenen Kreis der Kirchenvertreter, der beim Tod eines Papstes einen Nachfolger bestimmt. In den folgenden sieben Jahrzehnten werden das ausschließlich Männer französischer Herkunft sein.

Den Ruf des Papsttums bessert das nicht. Der Pontifex maximus wird in Italien und anderen Teilen Europas zusehends als Vasall des Königs in Paris angesehen – und die Kirche nicht mehr als übergeordnete Institution, sondern als Partei im europäischen Machtgerangel.

Dass Clemens V. sich 1309 in Avignon niederlässt und damit einen unbedeutenden Provinzort in Südfrankreich auf die Landkarte Europas setzt, verstärkt das Misstrauen – auch wenn die Gründe für die Entscheidung durchaus nachvollziehbar sind: Avignon liegt viel zentraler auf dem Kontinent als Rom. Die Stadt an der Rhône ist Kreuzungspunkt mehrerer Landstraßen, die Brücke über den Strom die einzige weit und breit. Zudem hat Avignon einen Ruf als liberaler, gastfreundlicher Ort.

Das wiederum hat viel mit den komplizierten politischen Verhältnissen zu tun: Avignon liegt zwar geographisch in Südfrankreich, gehört zu jener Zeit aber zum Heiligen Römischen Reich.

Die Ortswahl soll dem römisch-deutschen Kaiser schmeicheln. Zudem ist der unmittelbare Herr der Stadt, der Graf der Provence, auch König von Neapel. Er lebt in Süditalien und mischt sich selten ein in die Belange Avignons.

Und noch einen Vorteil hat die neue Residenz aus Sicht des Papstes: Die Grafschaft Venaissin im Umland der Stadt gehört zum Kirchenstaat, in dem er allein das Sagen hat – dorthin könnte er sich notfalls zurückziehen.

All das dürfte Clemens V. sehr genau bedacht haben. Denn dieser Papst bemüht sich, trotz seiner französischen Herkunft und entgegen seinem Ruf, seine Unabhängigkeit zu wahren.

Seine Nachfolger – ebenfalls Franzosen – sehen keinen Grund, die Entscheidung ihres Vorgängers zu revidieren. Benedikt XII. lässt sogar den Bischofssitz von Avignon, das provisorische päpstliche Quartier, ab 1335 zu einem prächtigen Palast ausbauen. Auch das Archiv

Als die Friedhöfe nicht mehr ausreichen für die Pestopfer, lässt Clemens VI. auf eigene Kosten ein Gräberfeld vor der Stadt anlegen und bezahlt Bauern, die Leichen zu beerdigen. Doch die werfen die Toten oft einfach in die Rhône (Außenmauer des Palastes)

der römischen Kirche holt er aus Italien in die Stadt. Ein klares Zeichen, dass das neue Rom an der Rhône liegen soll.

Und so zögert Clemens VI. nach seiner Wahl 1342 nicht, Avignon als Sitz des Heiligen Vaters zu bestätigen. Im Gegenteil, er macht aus dem einstigen Provinzstädtchen eine echte europäische Metropole: Diplomaten aus ganz Europa reisen hierher, der päpstliche Hof gilt als der prächtigste des Kontinents.

Clemens VI. ist bei Amtsantritt ein energiegeladener Mann von Anfang fünfzig. Ein intellektueller Kopf und begabter Prediger, politisch versiert und welterfahren. Die wichtigsten Herrscher Europas kennt er persönlich: den späteren römisch-deutschen Kaiser Karl IV. (dessen Erzieher er war), den französischen König Philipp VI. (dem er als enger Berater diente) und wohl auch Eduard III. von England (dessen Hof er im Auftrag Philipps in diplomatischer Mission besuchte).

Doch es ist vor allem seine Nähe zum französischen Thron, die ihm die Karriere ermöglicht: Die Gnade seines Königs und das Votum seiner französischen Kardinalskollegen haben ihn, den Sohn eines wohlhabenden Landadeligen, zum Nachfolger Petri gemacht. Zum Stellvertreter Christi auf Erden. Und als solcher verspricht er, von Avignon aus mit fester Hand die heilige römische Kirche zu regieren – eine mächtige Institution, vor der selbst Kaiser und Könige in Ehrerbietung ihr Haupt beugen.

Schon seine Amtseinführung macht deutlich, dass nun eine neue Zeit angebrochen ist: für Avignon und den ganzen Erdkreis. Clemens gibt das Geld aus, das ihm seine Vorgänger in der Schatzkammer hinterlassen haben. Seine Sucht nach Glanz und Pracht, sein Hang zur Verschwendung kennt kaum Grenzen.

Zwei Wochen lang lässt er sich feiern. 24 Köche, 41 Unterköche und ungezählte Küchenhelfer werden für die Schlemmerei eigens eingestellt. In den Kassenbüchern der Kurie ist minutiös aufgeführt, was sie verarbeiten: 118 Ochsen, 1023 Hammel, 101 Kälber, 914 Rehböcke, 60 Schweine sowie Geflügel aller Art. Für 50 000 kleine Kuchen verbrauchen die Konditoren exakt 38 900 Eier und 36 100 Äpfel – und 400 Birnen. Mehr als 70 000 Liter Wein trinken die Gäste des neuen Kirchenoberhaupts.

Das Fest ist nur der Anfang. Der neue Papst, gewiss nicht der erste Prasser auf dem Thron Petri, liebt das Wohlleben. Sofort nach seiner Wahl schafft er das Amt eines Küchenmeisters, lässt im Palast einen zweiten Küchenturm mit einem Flaschenzug für den Warentransport sowie einem fast zwei Meter breiten Herd errichten. Küchengarten, Fischteich und Rinderställe werden ausgebaut.

Clemens VI. beruft einen Leibjäger und einen zusätzlichen Kellermeister, und er lässt seinen Wein in großen Fässern standesgemäß aus dem Burgund kommen. Überhaupt wird am päpstlichen Hof viel Wein getrunken, anderthalb Liter pro Kopf und Tag sind üblich.

Clemens erwartet frisches Obst auf dem Tisch, und zwar zu jeder Jahreszeit. Zur Not muss es der Küchenmeister von weit her beschaffen. Auch bei der Auswahl der Meeresfrüchte ist der Heilige Vater anspruchsvoll. Aus La Rochelle am Atlantik liefern Händler Kabeljau, Hering und Walfleisch an, eingesalzen in Fässern, aus dem Mittelmeer Thunfisch.

An besonderen Festtagen lässt der Papst seinen Küchenmeister Stör und Delfin ordern – sie gelten als königliche Fische, dem Monarchen der Kirche zweifellos angemessen. Und er liebt es, seine Füße in Meerwasser zu baden, das in Fässern herangeholt werden muss.

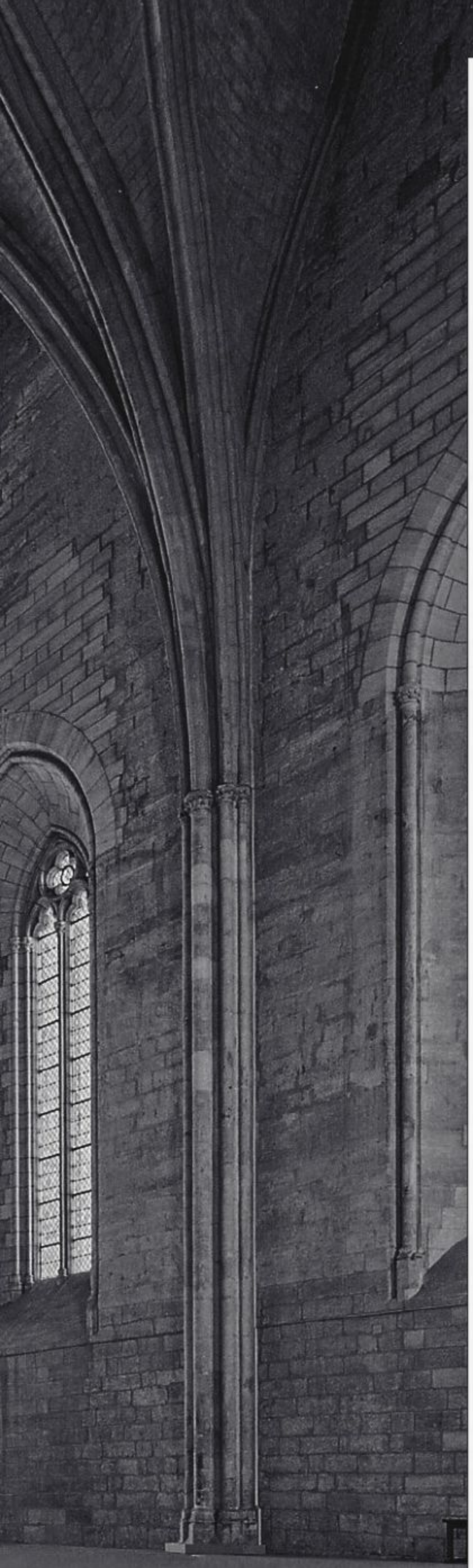
Vor und während der Mahlzeiten wäscht Clemens seine Hände in goldenen Wasserbecken, die ihm ein Geistlicher reicht. Er trinkt aus goldenen Krügen, isst aus goldenen Schüsseln.

Aber immerhin vergisst er die Armen nicht. Wie seine Vorgänger unterhält Clemens ein eigenes Almosenamt, das die Reste der päpstlichen Mahlzeiten an ein Armenhospital weitergibt und das Wein und Brot unter den Bedürftigen in Avignon austeilt: 30 000 Laibe täglich.

Und einen Geheimsekretär hat er auch eingestellt, für persönliche Spenden. Bei Ausritten des Heiligen Vaters streut der Geld in kleiner Münze aus.

Ständig und gern empfängt der Papst Gäste: zu offiziellen Essen, bei de-

Clemens VI. betet in der Großen Kapelle des Palastes persönlich für die Menschen, ordnet wöchentliche Bittprozessionen an, um Gott gnädig zu stimmen, und stellt sich vor die Juden, die viele für die wahren Schuldigen an der Pest halten



nen er allein an einem Tisch sitzt, erhöht über den anderen Gästen. Die Besucher pflegen ihm die Füße zu küssen, besonders hochrangigen Gästen gewährt er den Friedenskuss mit wechselseitiger Umarmung. Doch er lädt auch zu abendlichen Tafeln in kleinerer Runde, bei denen es ungezwungener zugeht. Clemens schätzt die Unterhaltung und bittet selbst Frauen zum Essen, manchmal gar ohne deren Gatten – ein unerhörter Bruch der päpstlichen Etikette.

Und nicht nur Clemens feiert, auch seine Kardinäle laden zu opulenten Festen, um bei ihrem prunkliebenden Oberhaupt Eindruck zu machen. Da lassen die Gastgeber „Wildbret ohne Haut, das aussah wie eine Burg“ auffahren, wie ein florentinischer Besucher in einem Brief nach Hause staunend berichtet, „und einen Hirsch, der noch zu leben schien“. Wer Durst hat, bedient sich an einem Springbrunnen, aus dem fünf verschiedene Weine sprudeln.

Angeblich hat Clemens VI. sogar ein Verhältnis mit einer angeheirateten Nichte (allerdings gibt es dafür keine eindeutigen Belege).

Bald verbreitet sich die Kunde von der Dekadenz am Hof von Avignon in Europa – und beschädigt den ohnehin angeschlagenen Ruf von Papst und Kirche noch mehr.

Nachdem das Oberhaupt der Gläubigen seine Residenz fort von Rom errichtet hat, jenem Ort, an dem die ersten Christen einst blutiges Zeugnis ihres Glaubens ablegten, wo die Apostel Petrus und Paulus den Märtyrertod starben und begraben sind, scheint sich nun auch die mächtige Institution, der er vorsteht, weit von den Grundsätzen eines gottgefälligen Daseins in Einfachheit und Schlichtheit entfernt zu haben, wie es Christus seinen Jüngern vorgelebt hat.

Francesco Petrarca, der berühmte italienische Poet, ist der wortmächtigste unter den Kritikern, die die „liederlichen Bankette“ im französischen Papstpalast geißeln. Der Dichter hat als Sohn eines florentinischen Notars einige Jahre seiner Kindheit in Avignon verbracht, hat als junger Mann in Montpellier und Bologna studiert und ist dann in die Rhônestadt zurückgekehrt. Über die Nachfolger Petri schreibt er nun an einen Freund: „Es scheint, dass sie die höchste Herrlichkeit nicht im Kreuz Christi erblicken, sondern in den Freuden der Tafel, in den Orgien und Unzüchtigkeiten, derer sie in ihren Gemächern frönen.“

Doch ist der Hang zu Pomp nicht nur Selbstzweck. Clemens erhebt ja einen doppelten Anspruch: als geistliches Oberhaupt der Gläubigen und als weltlicher Herrscher. Seine Hofhaltung darf daher nicht hinter dem Zeremoniell bei Königen oder Kaisern zurückstehen.

Und Avignon soll seine Hauptstadt werden, mit einem erweiterten, mächtigen Herrschaftssitz im Zentrum der Stadt als gemauertem Zeichen seiner Macht. Dazu wird der alte Bischofspalast umgebaut. Die Arbeiten beginnen im Sommer 1344, für die neuen Gebäude müssen ganze Straßenzüge abgerissen werden. Bis zu 600 Männer sind dort gleichzeitig beschäftigt. Es ist eine der größten Baustellen des Kontinents.

Der Bauherr lässt dem Palast ein Portal mit zwei sich gen Himmel schraubenden Wehrtürmen vorsetzen. Die Zeitgenossen sind beeindruckt: Der Chronist Jean Froissart nennt ihn „das schönste und mächtigste Haus der Welt“.

Clemens verdoppelt die Grundfläche des alten Bischofssitzes, lässt seinen Architekten einen neuen Audienzsaal und eine gewaltige Kapelle errichten, die dem heiligen Petrus gewidmet ist – als Gegenstück zur Peterskirche in Rom.

Seine Privatgemächer lässt der Pontifex maximus von italienischen Meistern mit Fresken bemalen, die nicht der religiösen Besinnung dienen, sondern dem weltlichen Ergötzen: Jagd- und Fischszenen, Kinder oder junge Frauen beim Bad. Es sind Gemälde, die nichts mit geistlicher Einkehr zu tun haben, aber durchaus angemessen sind für einen sinnenfrohen Herrscher der Welten, als der sich Clemens offenkundig versteht.

Für all diesen Prunk braucht der Papst viel Geld. Schon 1343 hat er ein Schreiben verfasst, das den Ablasshandel rechtfertigt: Die Gläubigen können sich von einigen der Strafen, die ihnen für ihre Sünden im Jenseits drohen, freikaufen – etwa durch eine gute Tat (in der

Ein französischer Chronist nennt den Palast von Avignon »das schönste und mächtigste Haus der Welt«

Der Papst handelt in der Krise höchst pragmatisch. Um die Ursache der Seuche zu ergründen, erlaubt er sogar, Leichen zu sezieren. Seine Ärzte beschreiben exakt das Krankheitsbild der Lungenpest, finden aber kein Heilmittel

Zeit der Kreuzzüge oft das Versprechen, gegen die Ungläubigen in den Krieg zu ziehen). Aber meist genügt schon eine Spende für einen wohltätigen Zweck.

Längst ist die Kirche auf diese Weise zu einem florierenden Finanzunternehmen geworden. Dabei ist der Ablasshandel nur eine ihrer Einnahmequellen.

Die Kurie zieht Abgaben der Gemeinden aus ganz Europa ein, sie erlässt Strafgelder und Zahlungen für Dispense, etwa die Aufhebung eines von der Kirche festgestellten Ehehindernisses. Sie erhält auch Gelder von zahllosen Bittstellern und Prozessierenden, die von der kirchlichen Obrigkeit einen positiven Entscheid erhoffen und sich deshalb eigens aufmachen in die Residenzstadt des Heiligen Vaters. Und viele kirchliche Würdenträger verlangen zudem Bestechungsgelder für derlei Entscheidungen.

Der mit diesen Geldern finanzierte monumentale Palast aber, der kontinuierlich in die Höhe wächst, gefällt längst nicht jedem. Petrarca verhöhnt ihn als neuen Turmbau zu Babel, nennt die Stadt das „Babylon des Westens“. So wie im Alten Testament das Volk Israel ins Exil in das Zweistromland musste, befindet sich in den Augen der Papst-Kritiker die Kirche in Avignon in „babylonischer Gefangenschaft“ – aus der sie erst die Rückkehr nach Rom befreien kann.

Und dann bricht die Pest über Europa herein, und vielen Gläubigen scheint klar: Die gewaltige Katastrophe ist ein Strafgericht Gottes für die Sünden der Menschheit. Und die Frevel jener geistlichen Hirten, denen sie anvertraut ist.

Als die Kirchhöfe Avignons nicht mehr ausreichen, um die Toten zu beerdigen, handelt Clemens VI. sofort: Er lässt vor der Stadt ein neues Gräberfeld anlegen. Den Kauf des Geländes finanziert er selbst. Um die Toten schnell fortzuschaffen aus den Häusern, Straßen und Gassen, stellt er eigens Leichenträger und Totengräber an, Bauern aus den armen Bergdörfern der Provence. Für jeden Leichnam, den sie zum Friedhof bringen und bestatten, erhalten sie zwei Silbergroschen aus der päpstlichen Schatulle.

Doch häufig werfen die Pestknechte die Leichen einfach in den Fluss. Als schließlich zu viele Körper in der Rhône treiben, erklärt der Papst den Strom kurzerhand zur Begräbnisstätte und segnet ihn: So ruhen nun auch diese Toten in geweihtem Grund.

Die Pest bringt den Klerus an die Grenzen seiner Belastbarkeit. Gerade unter Priestern, die sich hingebungsvoll um die Leidenden bemühen, fordert die Seuche immer mehr Opfer. Nicht wenige brechen zusammen, noch ehe sie ihren Mitmenschen die Sterbesakramente spenden können.

Von den Mönchen des Augustinerklosters in Avignon, die sich der Pflege der Todkranken widmen, überlebt nur ein Einziger. Bald fehlen Geistliche, um den Sterbenden die Letzte Ölung, die Beichte und Absolution zu spenden. Damit kann die Kirche die für das Seelenheil so wichtigen Rituale nicht mehr gewährleisten, eine Katastrophe. Um die Grundfesten des Glaubens nicht zu gefährden, erteilt der Papst allen Pesttoten die Generalabsolution.

Bereits Mitte April 1348, zehn Wochen nach ihrem Ausbruch in Avignon, hat die Pest vermutlich die Hälfte der Stadtbevölkerung dahingerafft. 7000 Häuser werden amtlich versiegelt, weil keiner der Bewohner mehr am Leben ist.

Jeden Tag kursieren nun neue Gerüchte in der Stadt. Kaum jemand isst mehr Fische. Deren Geruch, so die Angst, könnte die Pest bringen. Bald sammeln sich Menschen zu wöchentlichen Bittprozessionen, die der Papst angeordnet hat. Selbst aus dem Umland strömen sie herbei. Barfüßig ziehen Männer und Frauen zu Tausenden in rauen Sackleinen durch die Straßen, raufen sich die Haare, manche geißeln sich bis aufs Blut. Das laute Stöhnen der Büßer, das kollektive Jammern und Wehklagen übertönt für eine Weile das Läuten der Totenglocken.

Der Heilige Vater duldet die Bußrituale zunächst. Gemeinsam mit seinen Kardinälen entwirft Clemens eine neue Messe, die den Pesttod abwenden soll von der Christenheit. Zudem zelebriert

Steintreppen im Palast. Draußen in der Stadt müssen die Behörden bereits im April 1348, wenige Wochen nach Ausbruch der Pest, rund 7000 Häuser versiegeln, weil die Seuche niemanden am Leben gelassen hat, der Besitz daran anmelden könnte

er einmal pro Woche einen Gottesdienst und bittet den Herrn dabei persönlich um ein Ende der Strafe und darum, unter den Menschen „Eintracht zu schaffen und Frieden zu gewähren“.

Daneben aber wendet sich Clemens VI. an seine Ärzte und bittet sie um Hilfe, denn er ist für die Naturwissenschaften ungewöhnlich aufgeschlossen. Um der Ursache der Krankheit auf die Spur zu kommen, ordnet er Leichensektionen an – ein seltener Vorgang und theologisch mindestens fragwürdig, denn einer seiner Vorgänger hat 1299 die Zerteilung von Leichen in einem Erlass missbilligt.

Die Ärzte des Papstes stellen bei einigen Verstorbenen eine Entzündung der Lunge fest. Und zwar bei jenen, die vorher Blut gespuckt haben. Ohne es zu wissen, beschreiben sie damit die Lungenpest, eine besonders ansteckende Form der Krankheit (siehe Seite 30).

Wie alle Menschen in Avignon fürchten auch die *doctores medicinae* um ihr Leben und verweigern mitunter die Behandlung der Kranken. Selbst der Leibarzt des Nachfolgers Petri infiziert sich: Sechs Wochen liegt Guy de Chauliac sterbenskrank mit hohem Fieber darnieder, doch er überlebt.

Die Mediziner beobachten, dass die Seuche besonders viele Opfer unter den Armen findet, „weil sie im Schmutz leben“, wie es einer von ihnen formuliert.

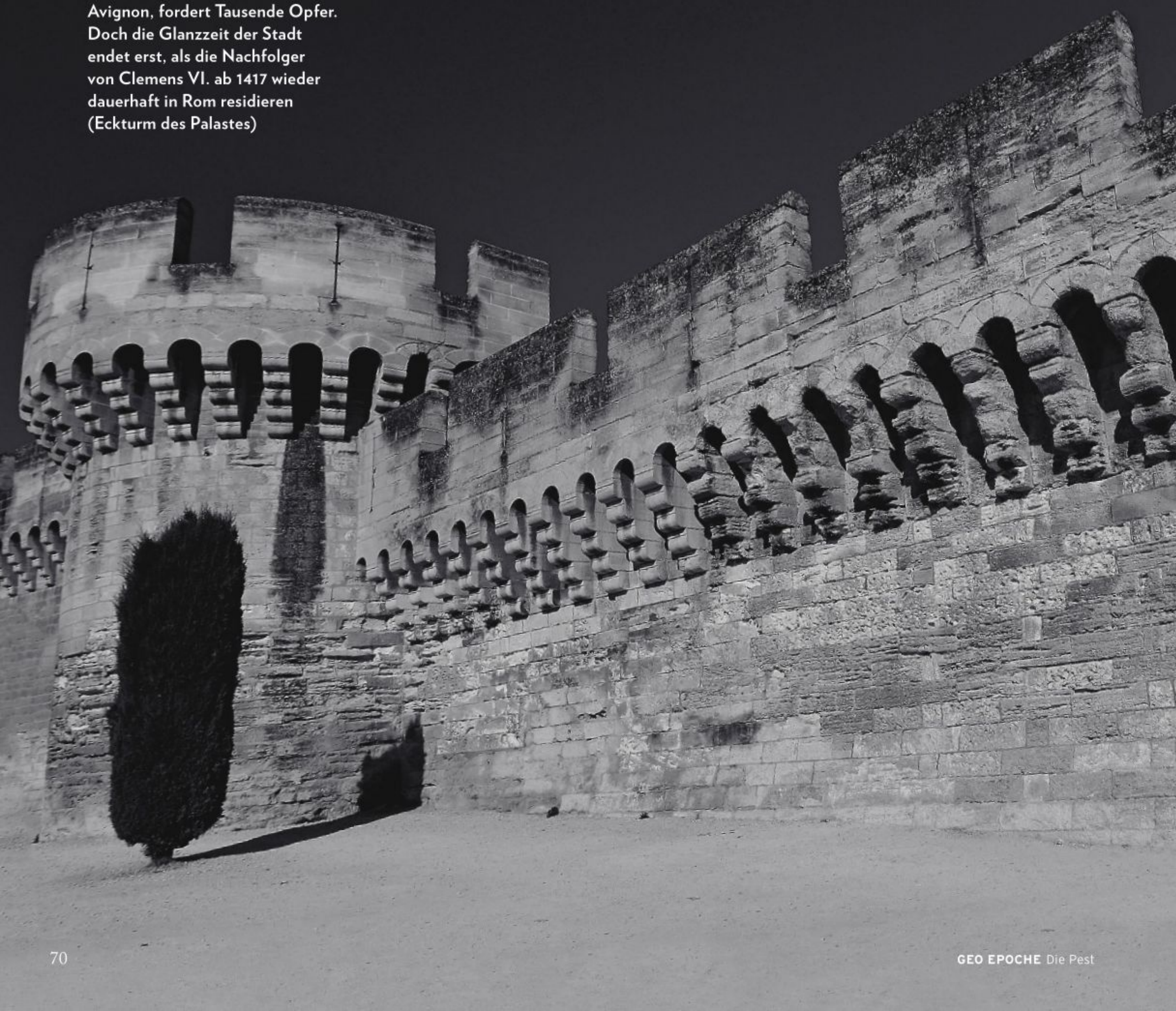
Tatsächlich sind vor allem diese Menschen bereits geschwächt: Missernten und Überschwemmungen haben die Gegend in den drei Jahren zuvor heimgesucht. Getreide und Brot sind teuer geworden. Nicht wenige haben gehungert; schon im Sommer 1347 hatte die Stadt mehr Tote als sonst zu beklagen.

Nun aber, im Sommer 1348, geht das Sterben weiter und will kein Ende nehmen – trotz der persönlichen Fürbitten des Heiligen Vaters. Überall in Europa werden Schuldige gesucht, Randgruppen verfolgt.

Mal sind es die Ärmsten der Armen, die der Zorn ihrer Mitbürger trifft, notiert Guy de Chauliac, mal die Reichen. Immer wieder geraten die Juden in

Die Seuche stellt die Allwissenheit der Kirche infrage – und das Weltbild des Mittelalters

Zwei Jahre wütet die Pest in Avignon, fordert Tausende Opfer. Doch die Glanzzeit der Stadt endet erst, als die Nachfolger von Clemens VI. ab 1417 wieder dauerhaft in Rom residieren (Eckturm des Palastes)



Verdacht, die Brunnen vergiftet und die Pest gebracht zu haben. An vielen Orten kommt es zu Pogromen (siehe Seite 88).

Der Papst stemmt sich gegen die Anarchie. Im September 1348 nimmt er die Juden ausdrücklich in Schutz, verurteilt die Verfolgungen, argumentiert, dass doch Juden genauso der Seuche erlägen wie die Christen. Aber sein Wort hat nur noch begrenzte Wirkung. Lediglich im Kirchenstaat und in Teilen Südfrankreichs kann er Übergriffe unterbinden.

Bald kommt das Gerücht auf, er sei geflohen. Das ist unwahr, doch zeigt die üble Nachrede, wie sehr das Ansehen der Kirche und ihres obersten Repräsentanten beim Volk gelitten hat. Die Gläubigen trauen den Klerikern nun alles zu.

Was seit Jahrhunderten gegolten hat, ist auf einmal nicht mehr unumstößlich. Bindungen, die selbstverständlich gewesen sind, lockern sich. Was als Tradition ehern überliefert wurde, steht auf einmal infrage. Die Pest rüttelt an der fest gefügten mittelalterlichen Weltordnung, und die Kirche und der Papst bekommen das zu spüren.

Das allgegenwärtige Massensterben löst eine tiefe Mentalitätskrise aus, die schon eine Weile im Verborgenen geschwelt haben mag, die nun aber unter dem Eindruck des Schwarzen Todes die Menschen mit voller Wucht erfasst.

Für viele Gläubige ist es nicht die Ablass verkaufende Kirche, die ihnen in ihrer Todesangst hilft – sondern es sind die Geißler, die bußfertig durch die Straßen ziehen und Hoffnung machen auf Vergebung für den reumütigen Sünder.

In Scharen folgen ihnen die Verzweifelten, schließen sich den Gruppen an, die jenseits der kirchlichen Obrigkeit stehen. Eine Gefahr für die Deutungshoheit des Klerus. Das erkennt auch Clemens und verbietet das Flagellantentum im Oktober 1349 (siehe Seite 112).

Die Kirche gibt nicht mehr allein die Antworten auf die drängenden Fragen, ist nicht mehr allwissend. Für Kritiker wie Francesco Petrarca ist der Papst ein Mann, der die Kirche in ihrer babylonischen Gefangenschaft hält – räumlich in Avignon und geistig, indem er sie verwerflichen weltlichen Einflüssen öffnet und den wahren christlichen Werten wie etwa der Demut entfremdet.

Zwei Jahre vergehen, ehe die Pest in Avignon ausgestanden ist. Die Überlebenden feiern, dass sie davongekommen sind. Die Welt hebt wieder an „zu leben und lustig zu sein“, wie es in einer Chronik heißt. Enge, körperbetonte Kleider kommen in Mode und tiefe Ausschnitte. In manchen Städten erlässt die besorgte Obrigkeit Kleidervorschriften, um der allgemeinen Zügellosigkeit entgegenzuwirken. Die Sitten lockern sich. Viele Menschen reagieren mit schriller Sinnenfreude und Genuss, stürzen sich in sexuelle Abenteuer, allen überlieferten Moralvorstellungen zum Trotz.

Doch auch die Gegenbewegung gibt es: Nicht wenige führen nun ein Dasein in tiefer Demut und stiller Rückbesinnung auf den Glauben. Andere begeben sich auf Pilgerreisen, riskieren Leib und Leben, um Gott für die Rettung zu danken. Eine neue Frömmigkeit und Heiligenverehrung breitet sich aus.

Clemens VI. stirbt im Dezember 1352. Der Mann, der die Macht der Kirche und ihres Oberhaupts ausbauen und Avignon zum zweiten Rom machen wollte, hinterlässt leere Kassen und eine Kirche, die bald in eine tiefe Krise versinkt. Zwar hat sich die Institution äußerlich rasch von den Folgen der Seuche erholt, der Palast ist nahezu vollendet, und die kirchliche Bürokratie funktioniert – unter anderem auch, weil Clemens sie auf dem Höhepunkt der Epidemie weiter hat arbeiten lassen. Doch in den Menschen gärt es.

Die Kritik an den Päpsten im Exil zeigt Wirkung: Knapp drei Jahrzehnte nach dem Ausbruch der Pest drängt es Clemens' Nachfolger auf dem Stuhl Petri zurück nach Rom. Der Streit zwischen den Befürwortern Avignons und den Anhängern Roms flammt erneut auf.

Die Papstwahl 1378 entzweit beide Lager endgültig. Anders als von der Mehrheit der Kardinäle erwartet, weigert sich der neue Pontifex maximus, in Avignon zu residieren, und bleibt in Rom.

Daraufhin wählen die französischen Parteigänger einen Gegenpapst, der von Avignon aus regiert. Das führt zum Großen Abendländischen Schisma: Zwei Kleriker behaupten nun jeweils, der einzig wahre Stellvertreter Christi auf Erden zu sein (ein paar Jahre lang kommt sogar noch ein dritter Papst hinzu).

Der Anspruch des Oberhaupts der abendländischen Christenheit auf absolute Wahrheit steht so zusehends infrage. Individuelles Denken setzt sich gegen seit Jahrhunderten gelehrte Gewissheiten durch – auch wenn manche dafür als Ketzer ihr Leben lassen.

Erst 1417 wird die Kirche ihre Spaltung überwinden, werden die Teilnehmer eines eigens dazu einberufenen Konzils in Konstanz beschließen, dass es wieder nur einen Papst geben möge.

Und gemäß der seit frühchristlichen Zeiten bestehenden Tradition wird der Pontifex maximus erneut in Rom residieren.

Doch die Epochenwende ist nicht mehr aufzuhalten. Der Beginn einer neuen Ära zeichnet sich ab.

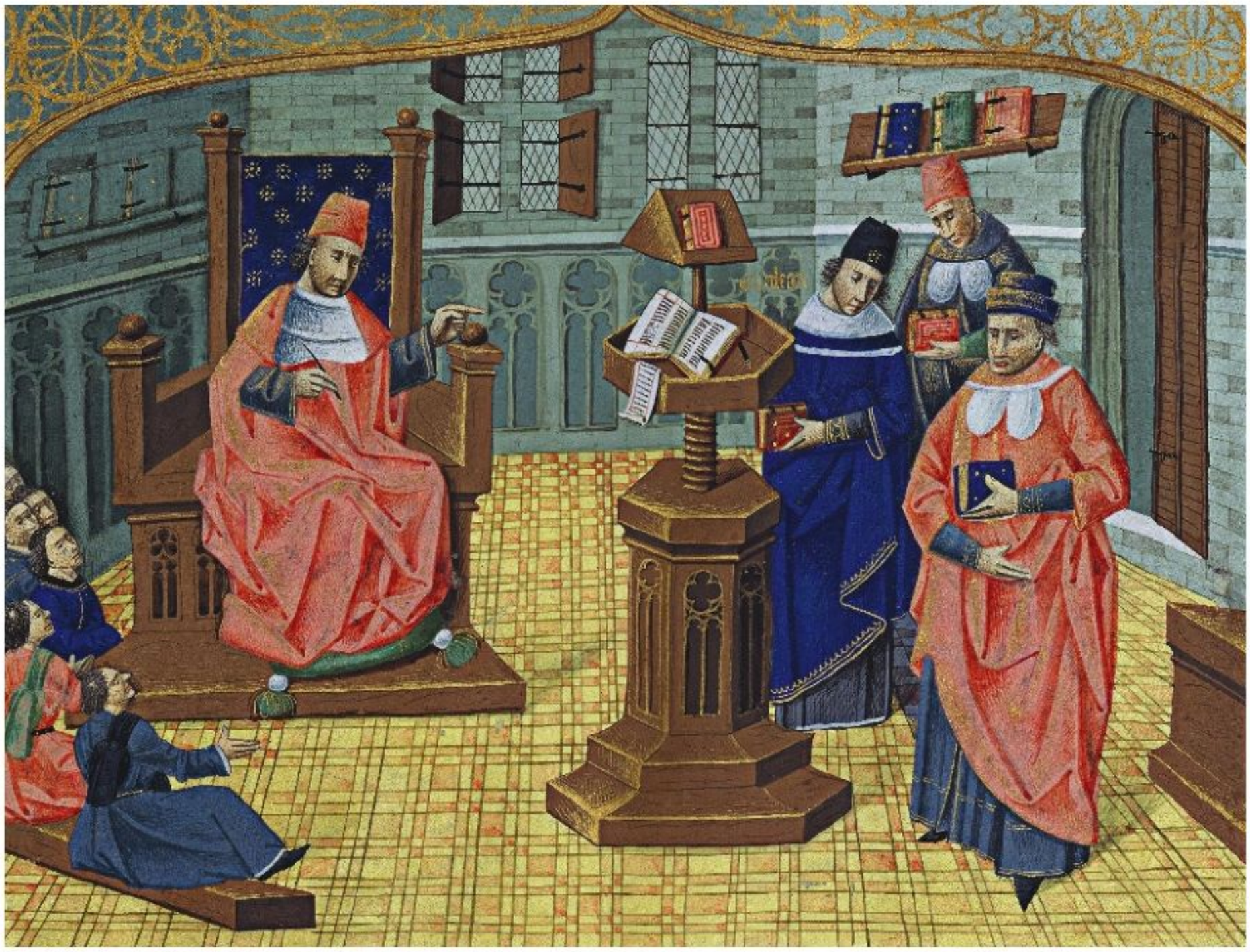
Am Ende wird aus dem Mittelalter die Renaissance hervorgehen, wird die abendländische Christenheit eine Reformation erleben, deren äußerer Anlass der Ablasshandel der katholischen Kirche ist – jenes Geschäft mit dem Sündenstrafenerlass gegen Geld, das niemand anderer als Clemens VI., der prunkliebende Papst der Pestjahre, theologisch zu rechtfertigen versuchte.

Das einstmals so mächtige Avignon aber ist zu dieser Zeit, da die Päpste längst zurück in Rom sind, wieder das, was es vorher war.

Eine kleine Stadt in der Provinz. ●

Reymer Klüver, *Jg. 1960, ist Redakteur der „Süddeutschen Zeitung“.*

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Diana Wood, *„Clement VI. The Pontificate and Ideas of an Avignon Pope“*, Cambridge University Press: gelungene Rehabilitation jenes Papstes der Pestzeit, der gewiss ein Völler und Prasser war, aber zugleich eben auch ein kluger Kopf und geschickter Politiker. Stefan Weiß, *„Die Versorgung des päpstlichen Hofes in Avignon mit Lebensmitteln (1316–1378)“*, Akademie Verlag: trotz des sperrigen Titels eine durchaus lesenswerte Studie über die Hofhaltung der Päpste in Avignon.



Magister im Gespräch. Die Studienordnung angehender Ärzte an der Universität von Paris sieht kaum Ausbildung am Patienten vor – was vor allem zählt, ist die Kenntnis der antiken Klassiker. Daher verfassen die vom König um Rat gefragten Gelehrten an der Seine ihr Pestgutachten auch ohne den Rat jener Mediziner, die bereits Erfahrungen im direkten Kontakt mit Kranken gesammelt haben

Die OHNMACHT der GELEHRTEN

Von CAY RADEMACHER

Die Universität von Paris ist eine der ältesten Lehranstalten ihrer Art in Europa, die medizinische Fakultät im gesamten Abendland berühmt. Als die Pest 1348 in der französischen Kapitale die ersten Opfer fordert, gibt König Philipp VI. beim Dekan der Hochschule ein Gutachten in Auftrag, das die Ursachen der Seuche und Therapien dagegen finden soll. Nur wenige Wochen später liegt die Studie vor. Sie findet große Verbreitung – doch helfen wird sie niemandem

Die Ärzte, sollte man denken, müssten die ersten Opfer der Pest sein. Wenn der große Schnitter durch das Abendland geht und niemand die Seuche stoppen kann, wenn ganze Regionen entvölkert werden – müsste das nicht alle Mediziner für immer diskreditieren?

Denn was taugt ein Heilkundiger, der nicht heilkundig ist? Was taugt jemand, der jahrelang studiert hat und doch kein Rezept weiß gegen Beulen und Fieber? Jemand, der die Gesunden nicht schützen und das Leben der Kranken nicht um einen einzigen elenden Augenblick verlängern kann?

Die Mediziner müssten eigentlich mit Schimpf und Schande aus den Städten gejagt werden. Doch das Gegenteil tritt ein: Die Pest ist das Glück der Ärzte. Der Schwarze Tod erhöht ihr Ansehen.

Und das berühmteste Zeugnis dieses von der schrecklichen Not noch aufpolierten Glanzes wird das Pestgutachten der Pariser Universität.

Bestellt wird es von Frankreichs König Philipp VI., einem der mächtigsten Monarchen des Abendlandes. Die Seuche wütet in seinem Reich und hat sich sogar in seinen Palast geschlichen: Am 12. September 1348 erliegt seine Gattin, Königin Johanna, dem Schwarzen Tod.

Vielleicht ist es dieser Schock, vielleicht war es auch schon die Angst in den Wochen davor – jedenfalls wendet sich Philipp VI. in seiner Not an Gérard de Saint-Diziér, den Dekan der medizinischen Fakultät der Pariser Universität, und fordert: Schreibt ein Gutachten!

Er will ein Kompendium über die Pest, das die Gelehrten der Universität verfassen und das alles über diese schreckliche Krankheit zusammenträgt, was die Wissenschaft über sie weiß.

Wo kommt die Pest her, und warum ist sie ausgebrochen? Warum tötet sie die Menschen? Und wie kann man sich schützen? Was muss man tun, um dem Schwarzen Tod zu entgehen?

Der Dekan ruft seine Kollegen zusammen. 49 eminente Ärzte werden es wohl sein. Indizien deuten darauf hin, dass der Magister Pierre Gas de Saint-Flour, der im Laufe seines Lebens mehrere medizinische Werke verfassen wird, die Leitung übernimmt.

Er wird wohl Tag und Nacht arbeiten. Wird Folianten wälzen, sich mit Kollegen beraten. Denn schon nach wenigen Wochen ist der Wunsch des Königs erfüllt: Im Oktober 1348 legen die Ärzte ihr *compendium de epidemia* vor.

Das Wissen des Mittelalters ist das Wissen der Antike

Das Pestgutachten trägt das Wissen des Kontinents zusammen, zitiert die medizinische Literatur, ist penibel ausgeführt und mit scharfsinniger Logik begründet.

Und doch der totale Unsinn.

Das Pariser Pestgutachten symbolisiert allen Glanz und alles Elend mittelalterlicher Wissenschaft. Es vereint in sich erstaunliche Gelehrsamkeit, intellektuelle Ernsthaftigkeit, diszipliniertes Denken. Doch es verrät auch einen bis in vorchristliche Zeiten wurzelnden Aberglauben, eine naive Buchstabengläubigkeit – und einen verbissenen Willen, die reale Welt zu ignorieren.

Das mittelalterliche Wissen kommt vor allem aus Büchern. Als gebildet gilt ein *litteratus*, ein Mensch, der des Lesens und Schreibens kundig ist. Vielleicht verführt die Bibel zu dieser Verehrung der Schriften, denn sie ist ja die Grundlage der abendländischen Kultur.

Dagegen gilt die genaue Beobachtung der Natur – der Gestirne, der Tiere, des menschlichen Körpers – nicht als höhere Bildung. Experimente sind unüblich: Europa ist über Jahrhunderte ein Kontinent fast ohne solche Forschung.

Das Buchwissen ist vor allem ein Erbe der Antike, bewahrt in lateinischer Sprache, der Sprache der Kirche. Wer im Altertum Latein und Griechisch zu lesen verstand, der konnte die Philosophen von Aristoteles bis Cicero studieren, der vermochte die Epen Homers oder Vergils zu lesen und sich in die mathematischen und naturkundlichen Studien eines Euklid zu vertiefen oder den menschlichen Körper und dessen Krankheiten durch die Werke des Hippokrates zu verstehen.

Mit dem Römischen Imperium ging im 5. Jahrhundert in Westeuropa zwar auch dessen Wissen unter, aber glücklicherweise nicht ganz. An einigen wenigen Orten wurden die Bildung und die Sprache Roms bewahrt: zum einen in den Klöstern, deren Mönche in Bibliotheken uralte Texte verwahrten und sie in Schreibstuben kopierten, etwa um Novizen zu unterrichten. Zum anderen in den Domschulen, in denen vor allem künftige Kleriker im Schreiben und Rechnen ausgebildet wurden.

Nur sehr wenige Menschen erwarben diese Bildung, und was sie lernten, war durchaus begrenzt.

Bis um das Jahr 1100 eine geistige Revolution das Abendland umwälzt.

Es sind zunächst die so mühsam über die Jahrhunderte geretteten antiken Texte selbst, die indirekt diese Wende auslösen. Die bedeutendsten Theologen der ersten nachchristlichen Jahrhunderte wie Augustinus (deren Denken so einflussreich wird, dass die Christen sie als „Kirchenväter“ ehren) haben in ihren Werken durchaus widersprüchliche Ansichten zu Aspekten der Religion hinterlassen. Nun beugen sich Gelehrte über jene Textstellen – und interpretieren sie so scharfsinnig, bis sich jene Widersprüche scheinbar auflösen.

Der aus Savoyen stammende Kleriker Anselm von Canterbury ist in dieser Zeit der Erste, der angesichts dieses Problems die *ratio fidei* fordert, die „Vernunft des Glaubens“.

Selbstverständlich unterwirft auch er sich Gott und der Kirche und der Heiligen Schrift. Doch keiner vor ihm hat

Die Planeten, hier eine Darstellung Jupiters, und ihre Konstellationen haben im Weltbild des Mittelalters großen Einfluss auf das Leben der Menschen. Den Ausbruch der Pest führen die Pariser Gelehrten darauf zurück, dass Jupiter und Mars 1345 gemeinsam im Sternzeichen Wassermann standen: Das habe giftige Dämpfe aufsteigen lassen – der Ursprung der Seuche

mit so glasklarer Vernunft die geheiligten Werke der alten Autoritäten gelesen.

Die kühle Analyse, der nüchterne Vergleich, die unbeirrbare Logik leiten nun den Denker an, wenn er sich über einen Folianten beugt. Kurz: Mit Anselm von Canterbury kehrt die kritische Frage zurück ins Abendland. Nicht länger wird nur bewahrt und geglaubt, sondern wieder zergliedert und begründet.

Zwei Jahrzehnte später verfasst der französische Kleriker Petrus Abaelardus in seinem Werk „Sic et non" („Ja und nein") ein Übungsbuch zur Methode, nach der ein Weiser nachzudenken habe. Es ist der Beginn einer neuen Gelehrsamkeit, der Scholastik, und sie besteht aus zwei Elementen:

• *quaestio*. Am Anfang steht die auf Vernunft basierende Frage, die sich aus einem Text ergibt;

• *conclusio*. Dies ist die Lösung, die sich rein auf die Vernunft stützt, um – zum Beispiel – nachzuweisen, dass sich die Aussagen zweier Kirchenväter, die sich scheinbar widersprechen, in Wahrheit ergänzen.

Bereits seit dem späten 11. Jahrhundert kommt zudem antikes Wissen zurück nach Europa: In Italien lernen Gelehrte die Texte altgriechischer Denker kennen, die seit dem Altertum im Orient aufgehoben wurden und die kein Kloster im Abendland bewahrt hat. Nun werden sie vom Arabischen ins Lateinische übertragen.

Und auch auf der Iberischen Halbinsel sickern arabische Texte aus al-Andalus in den christlichen Machtbereich

Doktoren untersuchen einen Patienten, im Hintergrund begutachtet ein weiterer Arzt dessen Urin in einem bauchigen Glas. Kranke bekommen Medizinstudenten bis zu ihrem Abschluss nur selten zu Gesicht. Für praktische Eingriffe sind meist Bader und Chirurgen zuständig. Doch sie gelten in jenen Jahren oft nur als Handwerker und werden wenig geachtet

ein, denn islamische Gelehrte verehren schon seit Langem antike Autoren, kommentieren ihre Arbeiten und erweitern deren Wissen.

Auf diese Weise kehren auch die Lehren des Aristoteles ins Abendland zurück. Der griechische Philosoph des 4. vorchristlichen Jahrhunderts, der von der Politik bis zur Ethik, vom Aufbau der Erde bis zur Wirkung einer Tragödie alles, aber auch wirklich alles logisch zergliedert und erklärt hat, der keine Wunder gelten ließ und keine göttliche Willkür, der für jedes Phänomen eine Ursache anzugeben wusste – dieser Denker ist nun eine Offenbarung für Europas Gelehrte.

Quaestio und Conclusio sowie die logischen Methoden des Aristoteles: Das sind die geistigen Werkzeuge, mit denen sich fortan nicht bloß Texte, sondern prinzipiell alle Probleme attackieren lassen. Weitaus mehr Probleme jedenfalls, als simple Klöster oder Domschulen sie bewältigen könnten.

Und so wird es Zeit, einen neuen, dieser Revolution angemessenen Bildungsort zu schaffen.

Um 1200 schließen sich in Paris Gelehrte und Schüler zur *universitas magistrorum et scholarium* zusammen, zur „Gemeinschaft der Magister und Schüler“. Seit Jahrzehnten schon arbeiten Gelehrte in der Domschule der Kathedrale Notre-Dame oder in einem der großen Klöster; zudem haben sich diese Männer des Wissens als Privatlehrer niedergelassen und erteilen in einer der wichtigsten Metropolen des Abendlandes gegen Gebühr Unterricht.

Nun aber entsteht etwas Neues: die Universität – eine Gemeinschaft der Lehrenden und Lernenden, die unter anderem Studienordnungen verabschiedet, also vorschreibt, welche Bücher man gelesen, wie viele Jahre man studiert, welche Prüfungen man bestanden haben muss. Die werden vor den Magistern selbst abgelegt und nicht etwa vor dem Bischof. Und es ist die Universität, die ihren Abschluss vergibt und über die Aufnahme neuer Mitglieder entscheidet: eine Republik des Geistes im Zentrum eines mittelalterlichen Königreiches!

Ärzte prüfen häufig den Urin der Patienten. Schaubilder zeigen, welche Farbe welcher Krankheit entspricht

De jure sind die Universitätsangehörigen Kleriker. Einmal an der Fakultät aufgenommen, untersteht selbst ein Erstsemester letztlich allein dem Papst. 1231 bestätigt Kirchenoberhaupt Gregor IX. erstmals die Statuten der Pariser Hochschule, die zu diesem Zeitpunkt also bereits voll entwickelt sein muss.

Der Heilige Vater entscheidet nicht bloß über Statuten mit, er spricht selbst in allerweltlichsten Dingen sein Urteil. Einmal, 20 Jahre vor Ausbruch der Pest, vergewaltigt ein Student eine Gauklerin. Der Bischof von Paris verurteilt ihn zu einer hohen Geldstrafe – doch die Universität beschwert sich beim Papst. Nicht etwa, weil der Student unschuldig sei, sondern weil der Bischof einen Universitätsangehörigen nicht dazu hätte verurteilen dürfen. Und tatsächlich: Der Pontifex maximus kassiert den Spruch. (Das Strafgeld bekommt der Täter trotzdem nicht zurück – es geht, wie angenehm, jeweils zur Hälfte an die Hochschule und eine Gemeinde.)

Damit ist die Institution herausgehoben aus der übrigen Gesellschaft: ein Hort der Bildung, geschützt vom Papst und mithin in ihrem täglichen Betrieb praktisch keinem Herrn unterworfen.

Die Universität macht den Studenten Vorschriften für den Umgang mit Frauen (zu meiden), das Waffentragen (verboten), die Kleidung (schlichte Tracht in dunklen Farben), sogar das Fluchen: Wer einen Kommilitonen als *filius meretricis*, als „Hurensohn“ beschimpft, dem drohen Strafen wie Karzerhaft oder gar Verweis. Auch anderswo sind aus Dom- und Klosterschulen Universitäten herangewachsen, etwa in Bologna, Montpellier und in Oxford.

Sie unterscheiden sich in vielen Einzelheiten, doch überwiegen letztlich die Gemeinsamkeiten: Die gleichen Fächer werden nach gleichen Büchern bis zu den gleichen Prüfungen gelehrt, sodass ein Magister der Medizin in Paris prinzipiell das gleiche Studium absolviert wie ein Magister in Montpellier.

Und diese Ausbildung ist eine Fron, der nur wenige gewachsen sind.

Wer zum Studium nach Paris kommt, ist vielleicht 14 oder 16 Jahre alt, manchmal gar erst zehn. Lesen und Schreiben und Latein beherrscht er meist schon leidlich, dafür sorgen die Kloster- und Domschulen, die es weiterhin gibt.

Manche Erstsemester sind vielversprechende Mönche, die von ihren Orden zum geistigen Schliff an die Seine geschickt werden. Andere sind Verwandte von Klerikern, Adelssprösslinge oder Jungen aus Kaufmannsfamilien, deren Patriarchen erkennen, dass Gelehrsamkeit das Tor zu Prestige und Würden öffnen kann. Praktisch alle Studenten müssen sich zunächst der Tortur der „sieben freien Künste“ unterwerfen.

Sechs Jahre lang pauken sie die *septem artes liberales*, das Universalgrundstudium des Mittelalters – ein Kanon von sieben Fächern, der auf antike Vorstellungen zurückgeht.

Zu diesem Kanon gehören Grammatik (worunter die Gelehrten jener Zeit alle Feinheiten der lateinischen Sprache verstehen), Rhetorik (vor allem Briefstilkunde) und Dialektik (das Erlernen logischer Methoden).

Hinzu kommen Arithmetik (seit dem 12. Jahrhundert rechnen abendländische Studenten nicht mehr in den umständlich zu schreibenden römischen Ziffern, sondern in den bis heute gebräuchlichen arabischen Zahlzeichen), Geometrie (die Theoreme der griechischen Mathematiker), Astronomie (vom astronomischen Weltbild des antiken Gelehrten Ptolemaios bis hin zur Astrologie) sowie Musik (nicht als Kunst im modernen Sinne verstanden, sondern als Lehre von den Harmonien und damit letztlich von Zahlenverhältnissen).

Paris beherbergt die wohl größte Universität Europas

Gut 3000 Studenten und Magister besuchen die Universität von Paris, wohl die größte des Abendlandes. Innerhalb dieses elitären Zirkels bilden die Ärzte eine Elite: Im gesamten 14. Jahrhundert machen in der Seinestadt mindestens 434 Männer einen Abschluss in Medizin, das belegen heute noch erhaltene Unterlagen. Sicher sind manche Dokumente verschollen, manche Namen für immer verweht – doch viel mehr als 1000 Ärzte werden es wohl kaum gewesen sein. Das sind zehn Studenten pro Jahr, die diese Ausbildung absolvieren.

Sieben Fächer, die den Studierenden eine sehr eigenwillige Sicht auf die Welt in den Geist zwingen: Alles Wissen kommt aus Büchern. Latein ist wichtig, dazu Logik und Rechenkunst. Ein Wissen majestätischer Abstraktion, klar, folgerichtig, unerschütterlich.

Genau so geht es weiter. Erst wer mit etwa 20 den Magister Artium erworben hat, darf sich normalerweise an einer höheren Fakultät in Paris einschreiben: Theologie, Recht oder Medizin.

F

Franzosen stellen die größte Gruppe unter den Gelehrten. Doch studieren in Paris auch Akademiker aus England, Schottland, Spanien, Portugal und Italien. Der Name des deutschen Studenten Arnold von Aldendorpe aus Köln ist überliefert, weil der so arm ist, dass ihm die Universität einige Gebühren erlässt. Und die Schweden an der Seine werden unter anderem durch ihren Landsmann Otto von Lund unterrichtet.

Viele Studenten kommen am linken Seine-Ufer unter (das nach der Sprache der Weisen „Quartier Latin“ genannt wird), in der Grande Rue St. Jacques etwa oder in der Rue de la Harpe: Dort wohnt Magister Belinus de Chamlico, ehe er 1346 nach Avignon geht, um Leibarzt von Papst Clemens VI. zu werden.

Kommilitonen, die aus reichen Familien stammen, mieten ein Haus: 14 Livres und fünf Sols beträgt, so ist einmal überliefert, die Jahresmiete eines ganzen Gebäudes im Quartier Latin. Andere kommen bei einem Magister unter und zahlen ihm Miete. Ein Zimmer ist für etwa ein Livre im Jahr zu haben.

Im Jahr 1257 gründet der wohlhabende Kaplan Robert de Sorbon ein Collège. In dem klosterähnlichen Gebäude sollen Lehrer und Studenten nicht bloß gemeinsam leben, sondern auch speisen und in Bibliotheken arbeiten.

Nach diesem Vorbild werden in den folgenden anderthalb Jahrhunderten insgesamt 37 Collèges gegründet. Allein, es reicht nicht: Da in jedem Collège bloß ein, zwei, drei Dutzend Gelehrte Obdach finden, müssen die meisten weiterhin außerhalb zur Miete leben.

So ist ein Verzeichnis aus dem Jahr 1329 überliefert, das 38 Angehörige der Sorbonne auflistet. Doch ganz in der Nähe leben weitere Studenten: ein in Oxford ausgebildeter englischer Theologe, ein schottischer Magister Artium, ein Theologe aus der Florentiner Bankiersfamilie der Bardi sowie Johannes Almannus, ein deutscher Student aus Konstanz.

Noch in diesen spröden Listen schimmert eine Ahnung davon durch, wie ein Studentenleben in Paris gelebt worden ist, Tonsur am Schädel hin oder her: In der Grande Rue St. Jacques sind, neben Bischofsresidenzen, auch viele Tavernen und Schneider verzeichnet.

In der Rue de la Harpe taucht in diesem Universitätsverzeichnis ein einziges Mal ein Frauenname auf: Marote la Goge. Eine Gelehrte? Wohl kaum. Möglicherweise ist sie eine Buchillustratorin, die für die Universität die Folianten illuminiert. Oder vielleicht eine Prostituierte, die jemand in diese Liste geschmuggelt hat, vielleicht als Studentenscherz. (Ihr Name jedenfalls ist wieder ausgestrichen worden.)

In der Grande Rue St. Jacques hat Thomas de Sens seinen Laden, einer der 28 Buchhändler von Paris. Er verkauft vermutlich auch die „Ars medicine“, einen Sammelband mit sieben Werken der berühmten antiken Ärzte Galen und Hippokrates sowie anderer Autoritäten, den die angehenden Mediziner studieren. (Von dem Werk sind noch heute mindestens 185 Exemplare aus dem 13. und 14. Jahrhundert erhalten, ein Bestseller der Gelehrsamkeit.)

Später müssen die Medizinstudenten auch Bücher zu Spezialgebieten lesen, etwa „De passionibus mulierum“ über die Gynäkologie, wohl das Werk eines italienischen Arztes. Oder die Studien des Arabers Ibn al-Dschazzar sowie des jüdischen Arztes Isaac Judaeus über Fieber und über Urin.

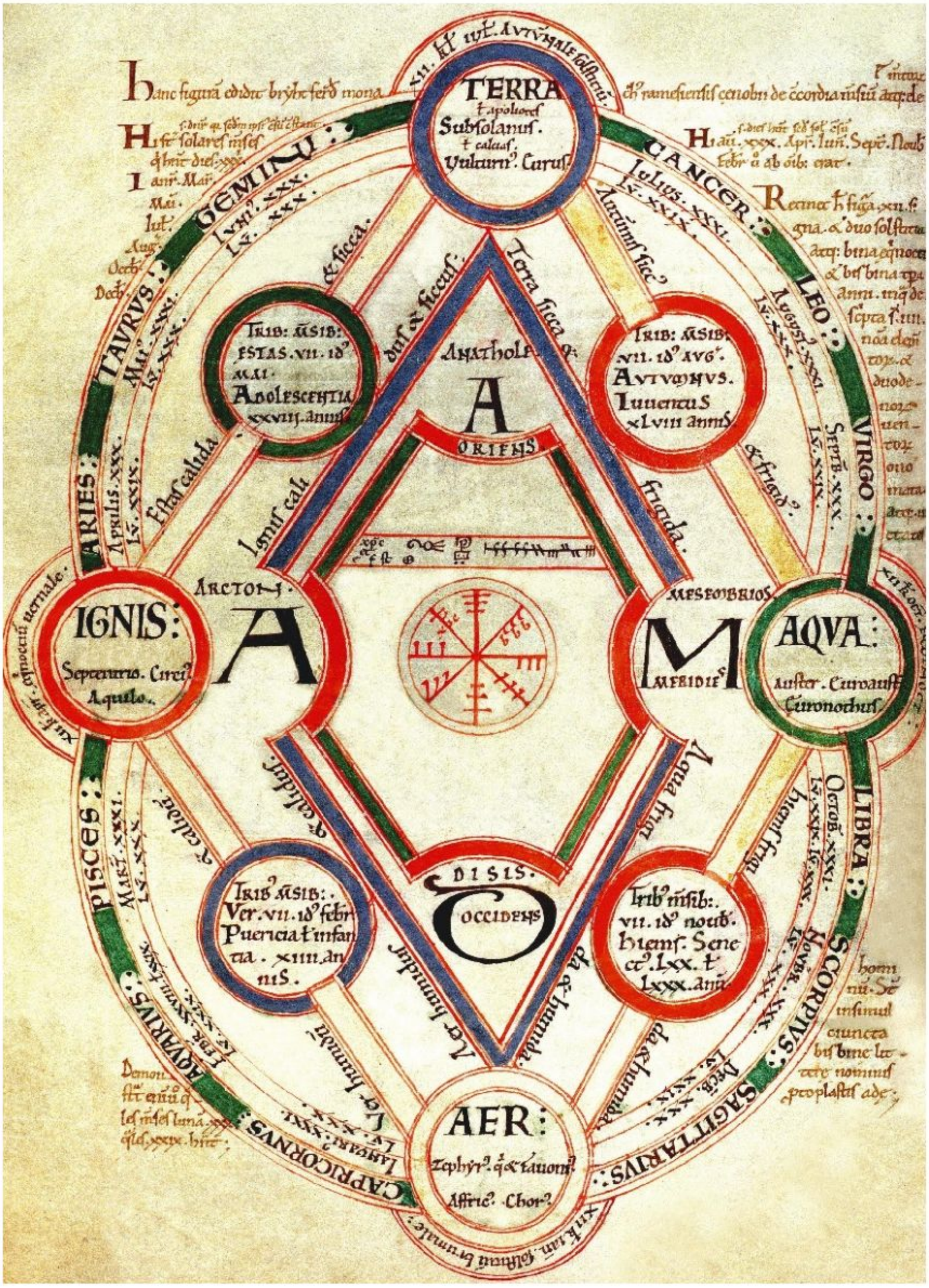
Händler wie Thomas de Sens beauftragen professionelle Schreiber, die diese gelehrten Werke in gestochener Schrift auf Pergamentblätter kopieren.

40 Folio-Seiten (das Folio-Format entspricht dem heutiger Kunstbände) umfasst die „Ars medicine“. Ein guter Schreiber schafft 3300 Wörter am Tag, was bedeutet, dass er so ein Werk in wenigen Tagen neu erschafft. Dafür erhält er etwa einen halben Sol pro Tag.

Eine Preisliste von Thomas de Sens oder einem seiner Kollegen ist nicht überliefert; allerdings wissen Historiker, wie hoch der Bibliothekar des Collège de Sorbonne zu jener Zeit ein Exemplar der „Ars medicine“ schätzt, denn wer im Collège dieses Werk ausleiht und nicht zurückgibt, muss es zum festgesetzten Preis ersetzen: acht Livres, drei Sols.

Dieses – allerdings sehr prächtige – Exemplar eines medizinischen Standardwerks kostet also mehr als die halbe Jahresmiete eines Hauses in einem der beliebtesten Viertel von Paris.

Das ist natürlich viel zu teuer für die meisten Studenten. Wie also kommt



Grundlage der Medizin um 1350 ist die auf antike Ärzte zurückgehende Viersäftelehre: Das Gleichgewicht zwischen den vier Elementen Feuer, Erde, Wasser, Luft und den vier Körpersäften Blut, Schleim, gelbe und schwarze Galle bedeutet Gesundheit, ein Ungleichgewicht führt zu Krankheit. Heilung bringt daher nur, was die Balance wiederherstellt, etwa eine Diät oder der Aderlass

man an das kostbare Buch? Indem man es selbst abschreibt.

In den Bibliotheken mancher Collèges, im königlichen Palast, bei Adeligen und in der Sammlung des Papstes in Avignon sind diese Werke ja vorhanden.

Man muss sich Studenten vorstellen, die in oder kurz vor den Semesterferien – vom Peter-und-Pauls-Tag am 29. Juni bis zum Tag des heiligen Remigius am 1. Oktober – mit Tinte und Feder am Schreibpult hocken, einen Stapel Pergament vor sich, das sie, um den kostbaren Beschreibstoff möglichst ökonomisch zu nutzen, von Rand zu Rand mit oft zittriger Schrift füllen.

Einer dieser Studenten hat seine selbst fabrizierte „Ars commentata“ (eine durch Kommentartexte ergänzte Version der „Ars medicine“) mit den Worten „A. de Crullariis me fecit“ signiert: „A. de Crullariis hat mich gemacht.“

Manche Texte aus dem Band hat er sogar datiert: Einen hat er am 20. Februar 1260 fertig abgeschrieben, den nächsten hat er am 17. Mai beendet, einen dritten am 8. Juni. In Erfurt wird seine Fleißarbeit bis heute aufbewahrt.

Mitunter nehmen Studenten ihre kostbaren Manuskripte mit in die Vorlesungen. Die Magister empfangen sie bei sich zu Hause oder in einem Kirchenraum, etwa im Kapitelsaal eines Klosters im Quartier Latin.

Dort lesen die Dozenten von hohen Lehnstühlen aus die Texte aus den Büchern vor, erläutern und kommentieren sie, während die Studenten in ihren Exemplaren mitlesen und manchmal hastige Notizen zwischen die Zeilen werfen. (Auch diese Worte haben in Bibliotheken die Jahrhunderte überdauert.)

Das ist reine Textexegese – und fast alles, was die Medizinstudenten lernen.

Sieben Jahre vergehen auf diese Weise – bis schließlich nach mehreren Prüfungen aus den Studenten veritable Magister der Medizin geworden sind. Sie kennen nun die Texte von Galen und Hippokrates sowie manche arabischen Werke und einige neuere Schriften zeitgenössischer Gelehrter. (Wobei sich auch die Araber und Zeitgenossen vielfach letztlich auf Galen und Hippokrates berufen, es ist ein geistiger Zirkelschluss.)

Einen Kranken aber haben sie in all dieser Zeit kaum einmal gesehen.

Zwar pflegen Mönche und Nonnen in den neun Hospitälern von Paris die Siechen, doch kein Arzt muss dort jemals einen Fuß hineinsetzen, keine einzige Unterrichtsstunde findet dort statt. Echte Eingriffe – ob nun ein Arm einzurenken ist, ein Knochen zu schienen, eine Geschwulst aufzuschneiden – sind Sache der Bader oder Chirurgen.

Die meisten dieser Männer, die mit Messern hantieren und sich mit Blut beschmutzen, gelten als Handwerker. Ihre Namen verschwinden im Dämmer der Geschichte, kaum etwas weiß man über sie: Wie haben sie operiert? Wie haben sie Verbände angelegt?

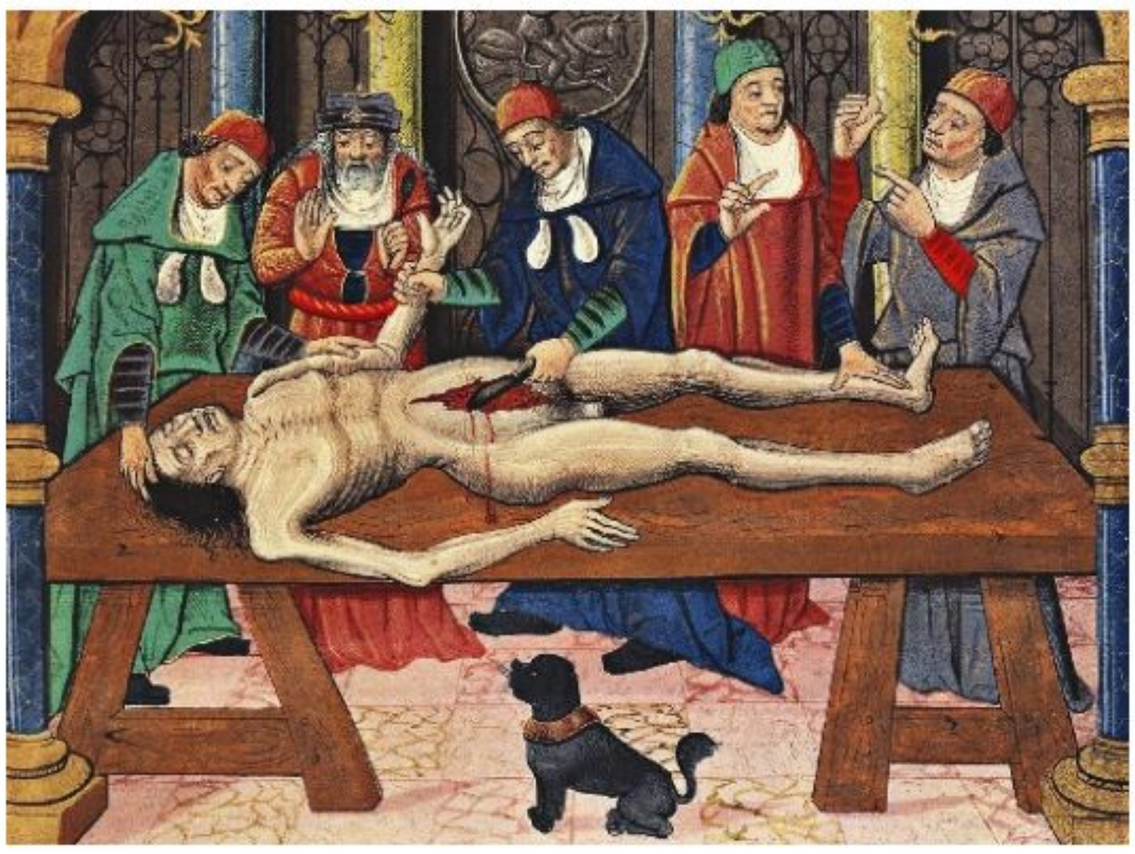
In einer Welt, in der Bauern auf den Feldern schuften und Steinmetze hoch über der Erde Kathedralen wölben, sind Unfälle alltäglich, müssen Verletzte behandelt werden. Doch so gut wie nichts davon schimmert in den Texten durch, die sich die Studenten so mühsam aneignen. Von den Medizinern werden die Bader und viele Chirurgen nicht höher geachtet als Tischler oder Schneider, wenn überhaupt.

Denn die Ärzte sind ja Kleriker. Und einem Geistlichen ist es aus theologischen Gründen nicht gestattet, Blut zu vergießen. Operationen sind mithin nicht bloß unter ihrer akademischen Würde, sie liefern sie der Gefahr aus, eine Sünde zu begehen: Denn der Patient könnte ja sein Leben verlieren.

Schon während seiner Ausbildung muss jeder Pariser Medizinstudent daher schwören, niemals einen chirurgischen Eingriff vorzunehmen.

Auch die Medizin ist also Buchwissen, ist eher Textexegese als Heilkunde. Kein Arzt überprüft am lebenden Körper, ob das, was er über all die Jahre gepaukt hat, denn eigentlich stimmen kann.

Er hat sich eingeprägt, dass die Welt, so haben es die Griechen gelehrt und so glauben es die Mediziner noch 1348, aus den vier Elementen Feuer, Wasser, Erde und Luft besteht. Deshalb wird



Ärzte sezieren eine Leiche. Während der Pest beauftragt Clemens VI. seine Mediziner mit derartigen Untersuchungen, um die Ursachen der Pest zu erforschen. Und tatsächlich erkennen sie einige wichtige Charakteristika der Krankheit. Dagegen legen die Pariser Gutachter keinen Wert auf solche Methoden

alles, von Meeren und Wüsten bis zu Tieren und zum menschlichen Körper, von diesen vier Elementen in einen bestimmten Zustand versetzt: Es ist heiß und trocken oder heiß und feucht oder kalt und trocken oder kalt und feucht.

Im Körper selbst zirkulieren vier Säfte: Blut, Schleim, gelbe sowie schwarze Galle. Sie pulsieren durch die Kardinalorgane Gehirn, Herz, Leber, Milz sowie durch Nerven, Arterien und Venen.

Die eingeatmete Luft, so lehrt Galen, gelangt vom Mund in die Lunge und von dort in die linke Herzkammer. Hier vermischt sie sich mit Blut aus der rechten Herzkammer, das der Körper in der Leber herstellt, zum *spiritus vitalis*, zu einer mysteriösen „belebenden Substanz".

Ein Mensch ist gesund, wenn seine Zustände und Körpersäfte im Gleichgewicht sind. Doch dieses Gleichgewicht ist bedroht: durch ungünstige Sternenkonstellationen, übermäßige Anstrengung, schlechtes Essen, vergiftete Luft.

Wird ein Körper durch solche Faktoren vielleicht zu heiß und zu feucht, so ist unter anderem Fieber die Folge. Dagegen helfen Aderlässe, denn indem man Blut abnimmt, verringern sich das Heiße und das Feuchte im Körper.

Das System ist in sich logisch und komplett: Ein Arzt schließt von Symptomen (etwa Fieber) auf die Ursachen (Übermaß an Hitze und Feuchtigkeit) und bekämpft sie mit der passenden Therapie (Aderlass).

Doch wird die Behandlung nie an der Wirklichkeit überprüft. Kein Mediziner betrachtet je ein menschliches Herz und stellt sich die Frage, wie sich denn wohl in der einen Kammer Luft und Blut vermischen sollen. Gelehrte studieren nicht das Herz – sondern die Sätze, die Galen über das Herz geschrieben hat.

Was aber sagt ein Arzt zu einer Krankheit, über die Galen nie ein Wort verloren hat? Etwa der Pest.

Ein Allheilmittel der Apotheker (o.) ist Theriak, eine Mixtur aus Dutzenden Ingredienzien, darunter Vipernfleisch. Gegen die Pest soll es auch helfen, die Fenster nach Norden zu öffnen, süßes Obst zu meiden und Wein mit Wasser zu trinken

König Philipp VI. von Frankreich, der dem Dekan Gérard de Saint-Diziér im September 1348 den Auftrag zum Pestgutachten gibt, verlangt im Prinzip Unmögliches. Denn Galen und die anderen antiken Autoritäten kannten die Plage nicht. Zwar kommt bei Galen der Begriff *pestis* vor, doch meint er damit ganz allgemein jede Form von gefährlicher Epidemie, wie etwa die Pocken.

Das schreckliche Sterben vom Sommer 1348 (800 Tote, so sagt man, werden allein in Paris Tag für Tag fortgekarrt, alle vier Tage sterben so viele Menschen, wie die Universität Angehörige hat) kennt keine Parallele in der Antike. Galen konnte diese Form der Beulen nicht beschreiben, diese Form des Fiebers, diesen so unfassbar raschen und quälenden Verfall bis zum Ende.

Gérard de Saint-Diziér und die anderen 48 Magister können in all ihren Werken keinen Hinweis auf die Symptome der Pest finden – und vermutlich wissen sie bereits in dem Moment, als der Monarch ihnen den Auftrag erteilt, dass sie nichts finden werden.

Klappt nun wenigstens einer jener vier Dutzend eminenten Mediziner die Folianten zu und stellt sich dem Problem? Macht sich jemand auf die Suche nach einer neuen Antwort, wenn es keine hergebrachte gibt?

Sieht sich jemand einmal einen Kranken an? Oder zieht er sich wenigstens an einen ruhigen Ort zurück, um gründlich nachzudenken und womöglich eine neue Theorie zu präsentieren?

Unmöglich.

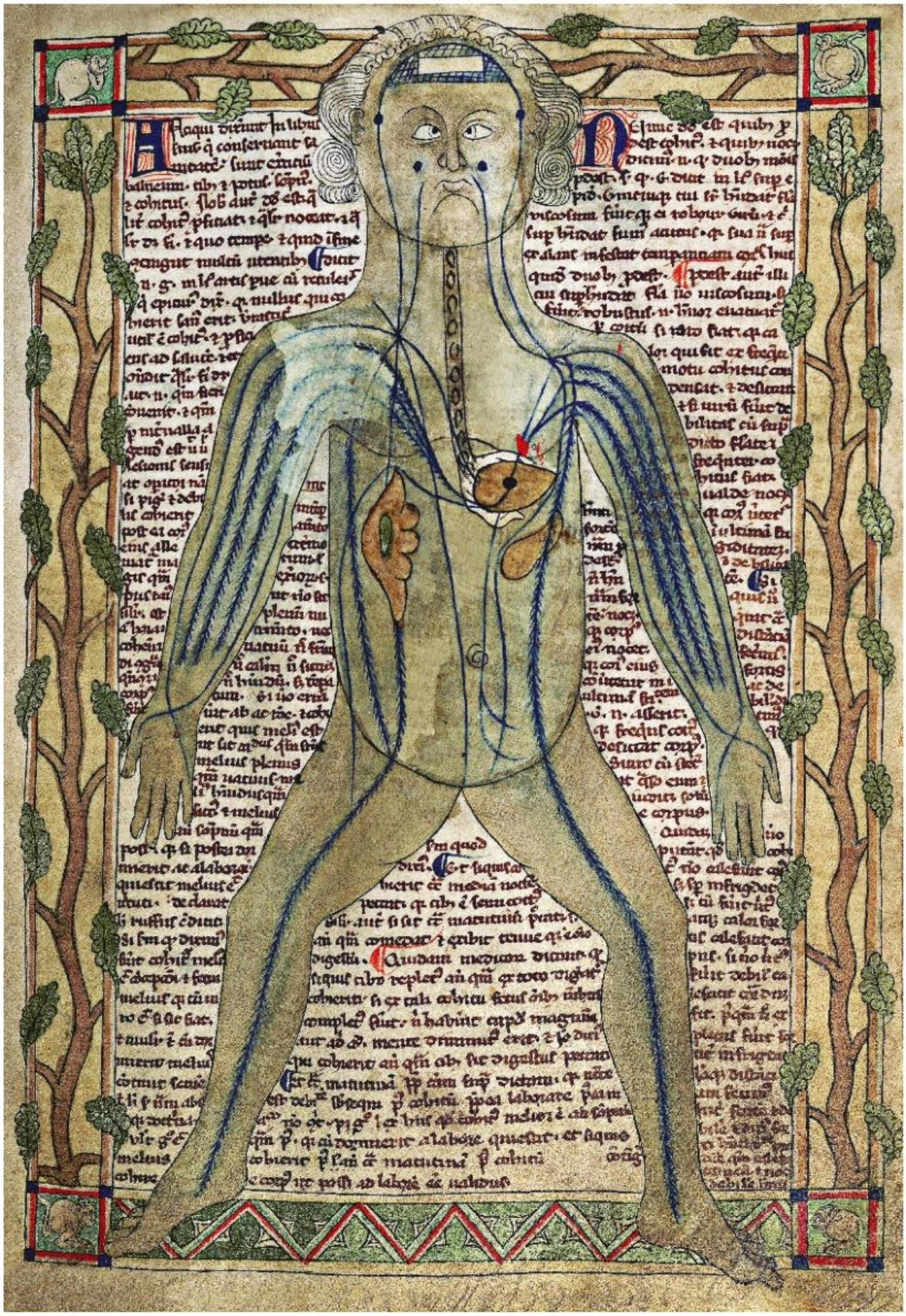
Das Pestgutachten der renommiertesten Ärzte Frankreichs (im heutigen Druck füllt es bloß wenige Seiten) ist ein Dokument des Irrealen. Es widmet sich der Pest – und widmet sich ihr zugleich auch nicht. Denn seine Verfasser kleben so sehr an ihren geheiligten Texten, dass sie die Wirklichkeit nicht sehen.

Selbst die auffälligsten Symptome der Pest werden in jenem Teil des Gutachtens, der die Krankheit analysieren soll, ignoriert: die Beulen, der Husten, der binnen Stunden heranrasende Tod – all diese Zeichen, die man mitten in Paris und inmitten dieser Seuche gar nicht übersehen kann.

Kaum glaublich, aber wahr: Die Seuche wird nicht ansatzweise beschrieben. Wüsste man nicht, in welcher Zeit das Dokument verfasst worden ist, man käme nie darauf, dass es sich dem Schwarzen Tod widmet.

Stattdessen nehmen die Magister einfach jene Passagen althergebrachter Werke, die ihnen ungefähr zutreffend erscheinen, und mischen diese Zeilen zur Diagnose und Therapie der schlimmsten Pandemie aller Zeiten zusammen.

Ihre grundlegende Erkenntnis – und zugleich das Geständnis, dass sie an



Dieses Schaubild zeigt die Blutbahnen und die vier Hauptorgane des Menschen, Hirn, Herz, Leber und Milz. Als Sitz des Lebens sehen die mittelalterlichen Mediziner das Herz an: Dort vermische sich die eingeatmete Luft mit Blut zur »belebenden Substanz«. Schlechte Luft kann nach dieser Ansicht zu Krankheiten führen, auch zur Pest

dem Pestausbruch jetzt sowieso nichts mehr ändern können – stellen die Experten gleich an den Beginn ihres Gutachtens: Die Sterne sind schuld!

„Im Jahre des Herrn 1345 war nämlich eine maximale Konjunktion der drei oberen Planeten, das heißt am zwanzigsten Tag des Monats März, im Wassermann, zur Stunde nach Mittag."

Das ist der Stand der Wissenschaft im Herbst 1348.

Die Erde, so haben es die Gelehrten im Grundstudium gelernt, ist im Mittelpunkt des Universums, umkreist von sieben Planeten: Mond, Merkur, Venus, Sonne, Mars, Saturn und Jupiter.

Die drei „äußeren Planeten" Mars, Saturn und Jupiter stehen nur sehr selten nahe am Himmel beisammen – doch wenn es dazu kommt, so lehren es die Astrologen, ist dies ein beunruhigendes, Unheil ankündigendes Vorzeichen.

Im Frühjahr 1345 (genauer: am 24. März um 11.00 Uhr, hier haben sich die Weisen ein wenig verrechnet) standen Mars, Saturn und Jupiter tatsächlich im Sternzeichen Wassermann.

Wassermann! Das bedeutet: heiß und feucht!

„Denn Jupiter, ein warmer und feuchter Planet, hat von der Erde und dem Wasser üble Dämpfe aufsteigen lassen. Mars aber, weil er unmäßig warm und trocken ist, hat die aufgestiegenen Dämpfe angezündet. Deshalb gab es vielfache Blitze durch die Luft, Funkenregen, pestbringende Dämpfe und Feuerstürme."

So also ist die Pest in die Welt gekommen: Planeten haben üble Dämpfe aufsteigen und entzünden lassen. (Der Saturn gilt den Astrologen übrigens als zwar unheilvoller, doch kalter und trockener Planet. Damit passt er gar nicht in die schöne Theorie von der zu warmen und zu feuchten Luft – weshalb die Gutachter diese Konstellation zwar ausführlich beschreiben, den Planeten selbst anschließend aber nicht mehr erwähnen.)

„Diese so korrupte Luft, durch die Atmung angezogen, dringt notwendigerweise zum Herzen vor und korrumpiert die Substanz des Spiritus, der in ihm ist, und sie lässt faulen, was das Herz an Feuchtigkeit umgibt; daraus entsteht Wärme, hervorgegangen aus der Natur, und korrumpiert die Lebensgrundlage; und dies ist die unmittelbare Ursache der jetzt herrschenden Epidemie."

Das ist kompliziert genug formuliert, um Laien zu beeindrucken, doch klar und folgerichtig und ganz im Einklang mit Galen und Hippokrates: Die von den Planeten verdorbene Luft wird von den Menschen eingeatmet, gelangt in ihr Herz, wo sie sich mit dem Blut zum Lebensgeist vermischt. Der wird daraufhin zu warm und feucht – und schon hat der Betroffene die Pest.

Wer nach mehr als einem halben Jahrtausend diese Zeilen liest, der sucht geradezu verzweifelt nach Bemerkungen, die einmal in die richtige Richtung weisen, und sei es aus reinem Zufall. Der sucht nach Ansätzen, die vermuten lassen, dass die 49 Wissenschaftler eines der Pestsymptome zumindest erahnt, wenn schon nicht begriffen haben.

Schwierig genug.

Vielleicht dies: Der „vergangene Winter", also der von 1347 auf 1348, „war nämlich weniger kalt, als er sollte, und regenreicher; der Frühling windiger und am Ende regenreicher, auch der Sommer bei Weitem weniger warm, als er sollte, und feuchter."

Tatsächlich fällt der Floh, der die Pest überträgt, an kalten Tagen in eine Starre, er springt nicht zum Menschen und kann den Erreger nicht übertragen, die Seuche scheint stillzustehen. An feuchten und warmen Tagen hingegen schreitet die Ansteckung fort. Und so ist die Pest in diesem vergleichsweise warmen Winter beispielsweise in die Papststadt Avignon gelangt.

Auch erwähnen die Magister die „Kontagion". Sie verstehen darunter, dass die sowieso schon üble Luft in jenem Augenblick, wenn sie von einem Kranken ausgeatmet wird, noch giftiger geworden ist.

Das ist immerhin ein Hinweis darauf, dass Kranke ansteckend sind – wie es ja vor allem bei der Lungenpest tatsächlich in hohem Maße der Fall ist.

Ein Hinweis, mehr aber auch nicht.

Die in Pestgegenden jeden Tag zu machende Beobachtung, dass ein Gesunder krank werden kann, wenn er Kontakt zu einem Kranken hatte, dass also die Pest ansteckend ist. Diesen doch so offensichtlichen Schluss ziehen die tapferen Pariser Mediziner nie.

Auch hier, so ist zu vermuten, steht ihnen ihr Buchwissen im Weg: Wenn die Luft, die alle Menschen atmen, von Miasmen vergiftet ist, dann ist es letztlich gleichgültig, wo man sich aufhält und wie nahe man einem Siechen kommt.

Die Luft ist vergiftet, glauben die Pariser Ärzte

Die Pestbeulen schließlich, das doch sinnfälligste Symptom der schrecklichen Seuche, kommen in der gesamten Analyse nicht ein einziges Mal vor.

Kein Wort von Geschwulsten, kein Wort davon, ob sie aufbrechen oder nicht, kein Wort von der stinkenden Nässe, die ihnen entströmt, kein Wort von dem Schmerz, den sie bereiten.

Hier ist der Wille der Pariser Magister, die Wirklichkeit zu ignorieren, noch stärker als der mancher Standesgenossen.

Denn sie sind ja nicht die einzigen Ärzte, die sich dem Schwarzen Tod stellen. In Spanien, Italien, Frankreich verfassen etwa zur gleichen Zeit weitere Mediziner Traktate zur Seuche – allerdings wohl zu spät, als dass die Wissenschaftler in Paris davon schon erfahren hätten.

Guy de Chauliac etwa wird in seinem Werk „Chirurgia Magna" sehr wohl die Pestbeulen beschreiben, auch wenn er deren Herkunft genauso wenig erklären kann wie seine Zeitgenossen.

Immerhin ist er der erste Experte, der einigermaßen präzise die Symptome der Beulenpest („Pusteln und Beulen auf der Haut, besonders unter den Achseln und in der Leistengegend") von jenen der Lungenpest („anhaltendes Fieber und

Studenten schreiben ihre Lehrbücher oft selbst ab – die Werke sind einfach zu teuer (Gelehrter, 15. Jh.)

Blutspucken") trennt – also erkennt, dass die Seuche in zwei Varianten auftritt.

Guy de Chauliac, der irgendwann kurz vor 1300 geboren ist und bis 1368 leben wird, wurde in Montpellier und Bologna ausgebildet und ist Leibarzt von Papst Clemens VI., als der Tod in Avignon einfällt.

Seine Werke zur Wundarznei und Chirurgie sind weitaus präziser und praktischer als alles, was die Pariser Gelehrten von sich geben.

Sein Blick ist deutlich weniger von Galen getrübt: In Avignon setzt er seinen prominenten Patienten zwischen Becken glühender Kohle, deren Rauch die Luft reinigen soll, und rät ihm eindringlich, die Gemächer seines Palastes nicht zu verlassen. Gut möglich, dass diese strenge Isolation dem Heiligen Vater das Leben rettet (siehe Seite 56).

Zwar wird de Chauliac seine Zeilen über den Schwarzen Tod erst gut anderthalb Jahrzehnte nach dem Pestgutachten schreiben, sie können den Pariser Magistern noch gar nicht vorgelegen haben.

Aber seine Beobachtungen hat er sicherlich schon seit dem Februar 1348 in Avignon gemacht. Er hat also bereits ein halbes Jahr Erfahrung mit der Krankheit, als die Gelehrten der Hauptstadt überhaupt erst den Auftrag für ihr Kompendium erhalten.

Die 49 Magister, die ja ebenfalls dem Papst unterstehen, hätten also sehr wohl den Rat ihres erfahrenen (und berühmten) Kollegen einholen können.

Warum tun sie es nicht? Niemand weiß es. Vielleicht ist im chaotischen Spätsommer 1348 der Kontakt nach Avignon abgebrochen, ist die Welt in den Zeiten der Seuche auf die eigenen Stadtmauern zusammengeschrumpft.

Vielleicht ignorieren Pariser Magister aus Arroganz die Meinung eines Mediziners der konkurrierenden Fakultät von Montpellier.

Oder die Beobachtungen Guy de Chauliacs passen einfach nicht in jenes Theoriegebäude, das die Gelehrten dem König präsentieren wollen. Denn ihrer Ansicht nach sind vor allem Menschen gefährdet, deren Körper „mit schlechten Säften angefüllt und verstopft sind".

Bedroht sind zudem Zeitgenossen, „die ein ungesundes Leben führen, die zu viel Leibesübungen und den Koitus übermäßig betreiben und zu viel baden, und die Dünnen und die Schwachen und die, die viel Angst haben. Auch die Kinder und Frauen und Jugendlichen und die Dicken und die, die eine rote Farbe oder rote Galle haben."

Und selbst für diejenigen, die nicht in eine dieser Risikogruppen fallen, halten die Gelehrten nur schwachen Trost bereit: Sie werden eben „später von der Seuche betroffen" als die anderen.

Wie können sich Menschen trotzdem schützen? Indem sie fliehen, wenn die Pest in die Stadt kommt, so raten die Ärzte. Indem sie die nach Norden weisenden Fenster öffnen, denn der Nordwind ist kalt und trocken. Die nach Süden weisenden haben dagegen geschlossen zu bleiben, denn der Südwind ist warm und feucht. Man solle zudem die Luft reinigen, indem man auf Kohlefeuern Aloe, Ambra oder Muskat abbrennt, Weihrauch, Majoran oder Wacholderbeeren.

Weiterhin raten die Gelehrten: Kein Sex, es sei denn, man ist ihn gewohnt! Nur in Ausnahmen warme Bäder! Fisch nur aus fließenden, kalten, klaren Gewässern, nur saures Obst, denn anderes fördert bloß die Fäulnis! Und – als einzige Abweichung vom Wissen der geheiligten antiken Autoritäten: Trinke Wein mit Wasser! Vom Wein hatten die antiken Heiler noch abgeraten, die Pariser Magister jedoch empfehlen ihn.

Doch was tun, wenn die Seuche erst einmal im Körper wütet? Gibt es Medikamente und Therapien? Gibt es noch Hoffnung?

Aber ja: Ein bis zwei Aderlässe senken die Feuchtigkeit im Körper.

Essig, Sauerampfer, Sauermilch und Knoblauch verhelfen den Säften wieder zum Gleichgewicht. Pillen aus Safran und anderen Heilpflanzen helfen, und etwas Siegelerde wirkt als Gegengift.

Und Theriak, oh Theriak! Schon in der Antike haben die Weisen verschiedene Kräuter zu diesem Wundermittel zusammengemischt, Galen selbst soll zu ihnen noch Vipernfleisch gegeben haben.

Allerdings muss der Theriak mindestens zehn Jahre alt sein!

Warum neun Jahre altes Vipernfleisch nicht so wirksam ist, bleibt ein Geheimnis der Magister.

Eine „Mischung aus Altweibersagen und Hexengebräu" wird ein neuzeitlicher Forscher das Pestgutachten später schimpfen. Dieser Spott ist verständlich, aber letztlich doch zu billig.

Denn immerhin stellen sich die Pariser Magister ja der Seuche. Gott kommt in ihrem Gutachten eigentlich nur in einem Nachsatz vor: „Weiterhin wollen wir nicht übergehen, dass die Epidemie manchmal dem göttlichen Willen entspringt." Und das aus der Feder von Klerikern.

Wie einfach wäre es dabei doch gewesen, diese beispiellose Katastrophe ausschließlich mit dem Zorn des Allerhöchsten zu erklären, wie es so viele Priester tun: Gott straft die Menschen – Ende der Diskussion.

Was können die Menschen tun? Beten und sich in ihr Schicksal ergeben.

Genau diesen Ausweg aus der Ratlosigkeit, das darf man nicht übersehen, wählen die 49 Magister gerade nicht!

Eine Planetenkonstellation zweieinhalb Jahre vor Ausbruch der Seuche mag uns heute als „Ursache“ absurd erscheinen – doch es ist immerhin der Versuch, eine rationale Ursache zu finden.

Miasmen in der Luft und ungute Körpersäfte klingen absurd – doch sind sie ein Ansatz, Weg und Wirkung der Krankheit rational zu beschreiben.

Geöffnete Nordfenster und Kräutermittel mit Vipernfleisch sind absurde Therapien – doch sind sie rational begründete Maßnahmen.

Insofern ist das Pariser Pestgutachten das Zeugnis einer Zwischenzeit der geistigen Entwicklung.

Die Gelehrten sind einerseits aus der finsteren Epoche, in der man sich neugierlos Gottes Willkür unterwirft, bereits herausgetreten. Denn sie stellen sich dem Problem der Pest mit Vernunft und Wissen, und nicht bloß sie: Auch der König will ja rationale Antworten, sonst hätte er dieses Gutachten gar nicht erst in Auftrag gegeben.

Andererseits ist die Neugier der Ärzte noch nicht die rücksichtslose Neugier der Neuzeit: Das Wissen wird noch von der Autorität eingehegt. Was die altehrwürdigen, quasi heiligen Texte verkünden, das ist die nicht zu hinterfragende Wahrheit. Und wo die alten Texte schweigen, da verstummt auch die eigene Intelligenz, selbst wenn draußen vor der Tür der Gelehrtenstube die Leichen im Dutzend auf Karren vorbeirumpeln.

Und vielleicht spüren die Zeitgenossen im Pariser Pestgutachten die Ernsthaftigkeit seiner Verfasser, bei all der Beschränktheit ihrer Mittel.

Denn es ist zwar nicht überliefert, wie Philipp VI. reagiert, als ihm das Kompendium überreicht wird. Und das Original hat die Zeiten nicht überdauert. Doch das Pestgutachten wird abgeschrieben, nicht bloß in Frankreich, sondern vielerorts im Abendland – als würde allein die Lektüre des Werkes, als würde die rationale Durchdringung der Seuche bereits Schutz vor ihr gewähren.

Die Pariser Gelehrten selbst liefern im ersten Halbjahr 1349 eine französische Ausgabe, in der sie die wissenschaftliche Diskussion der Ursachen kürzer, die Beschreibung der Therapien für Laien jedoch ausführlicher fassen: „Nous les maistres desirans de faire le profit du bien commun“ – „Wir, die Magister, wünschen dem Wohl der Allgemeinheit zu dienen.“

Kurioserweise wird diese „Volksausgabe“ offenbar niemals gelesen – eine einzige Handschrift verschwindet in der königlichen Bibliothek und wird dort erst von einem Historiker Anfang des 20. Jahrhunderts wiederentdeckt.

Die lateinische, die gelehrte Version dagegen wird zur Referenz. So entwickelt sich das Pariser Pestgutachten zu einem der einflussreichsten literarischen Zeugnisse des Schwarzen Todes.

Und obwohl die dort vorgeschlagenen Maßnahmen vermutlich kaum einen Menschen vor der Epidemie errettet haben, wächst der Ruhm ihrer Verfasser.

Vielleicht, aber das ist reine Spekulation, verzeiht man den Ärzten ihre Hilflosigkeit (alle anderen Menschen, auch die Geistlichkeit, sind ja ebenso ratlos), bewundert aber ihre Rationalität im Angesicht der Katastrophe: Wer die Pest nüchtern diskutiert, der hat sich ihr noch nicht ergeben. Und wer sich der Pest nicht ergibt, der wird verehrt.

Gérard de Saint-Diziér jedenfalls, als Dekan der Fakultät gewissermaßen der „Herausgeber“ des Pestgutachtens, überlebt nicht bloß den Schwarzen Tod, sondern profitiert sogar noch von ihm:

Ein Dozent bei einer Vorlesung an der Pariser Sorbonne: Der Magister legt Texte aus, erklärt und kommentiert sie, die Studenten machen sich Notizen. Die wenigsten Hochschüler bewältigen das jahrelange Lernen. Wahrscheinlich beenden im gesamten 14. Jahrhundert kaum mehr als 1000 Männer das Medizinstudium in Paris

Neben dem Aderlass ist die Gabe von Heilkräutern im Mittelalter eine häufige Kur (hier ein Beifußgewächs). Der Erreger der Pest wird erst 1894 entdeckt, gut 550 Jahre nach der Veröffentlichung des Pariser Pestgutachtens. Und noch länger werden Mediziner brauchen, um Medikamente gegen die tödliche Seuche zu finden: spezielle Antibiotika

1351 ernennt der neue König Johann II. ihn zu seinem Leibarzt.

Denn wie hatten die Pariser Magister eindringlich geraten – ja es ist in gewisser Weise das Fazit ihres Werkes, ihres gesammelten Wissens, der ganzen Weisheit ihrer Fakultät: „Der Ratschlag des Arztes ist nicht zu verlassen."

Am Ende werden es zwei in Paris ausgebildete Ärzte sein, die das Gedankengebäude der mittelalterlichen Medizin umwerfen.

Zwar rebellieren als Erstes in Italien freie Geister gegen die Enge der Gelehrsamkeit: Der Florentiner Dichter und Gelehrte Francesco Petrarca etwa, ein Zeitgenosse der Pariser Magister, verspottet die scholastischen Methoden. Ein gutes Jahrhundert darauf wird das Universalgenie Leonardo da Vinci Leichen sezieren und den Aufbau des menschlichen Körpers weitaus präziser zeichnen, als es die Ärzte vermögen.

Doch ist es Andreas Vesal aus Brüssel (der unter anderem auch in Paris Medizin studiert hat), der schließlich alles ändert. Der Gelehrte geht – flieht, möchte man denken – aus dem geistig starren Paris nach Löwen im heutigen Belgien und endlich nach Padua. In Italien muss er nicht mehr allein Galen und Hippokrates lesen, dort darf er nun ohne große Einschränkungen Leichen sezieren. Vesal entdeckt durch seine Sektionen die Fehler und Ungenauigkeiten der antiken Autoritäten, und er erkundet den menschlichen Körper wie jene Seefahrer, die in der gleichen Epoche auf neue Kontinente stoßen, die Erde: 1543 vollendet er ein Werk, das die Heilkunst so verändern wird wie die Fahrt des Kolumbus das geographische Weltbild.

In dem Buch „De humani corporis fabrica" („Über den kunstvollen Aufbau des menschlichen Körpers") beschreibt er den Leib und seine Funktionen. Das Monumentalwerk ist nicht nur die erste medizinische Studie der Neuzeit, die auf eigenen Forschungen basiert – es ist überhaupt die erste detaillierte Beschreibung des menschlichen Körpers.

Zudem hebt Vesal die Trennung zwischen Medizinern (die nur die Theorie studieren) und Praktikern (den Badern und Chirurgen) auf: „Diese bedauerliche Teilung der medizinischen Kunst hat in den Universitäten das hassenswerte System herbeigeführt, nach dem einer den Körper seziert und ein anderer seine Teile beschreibt. Dieser hockt wie eine Krähe auf einem hohen Pult und schreibt verächtlich wiederholend nach, was er nicht unmittelbar gesehen, sondern in Büchern anderer gelesen hat."

Zwei Jahrhunderte nach dem furchtbaren Schock des Schwarzen Todes schauen die Ärzte dank Andreas Vesal von ihren Büchern auf und blicken die Patienten an. Endlich.

Und schließlich ist es der 1863 geborene Franzose Alexandre Yersin (der ebenfalls in Paris Medizin studiert hat), der als erster Mensch überhaupt den Killer mit eigenen Augen sieht.

Yersin, ausgebildeter Bakteriologe und Schiffsarzt im tropischen Südostasien, reist im Juni 1894 nach Hongkong, weil dort die Pest ausgebrochen ist.

Mehrere Wissenschaftler untersuchen in der Hafenstadt Leichen von Opfern der Seuche und geraten dabei in eine Art Wettrennen um den Ruhm, der Erste zu sein, der den Erreger der Krankheit im Körper der Opfer identifiziert. Schließlich ist es Yersin, der das Bakterium erkennt (und die durchaus ambivalente Ehre erhält, dass der furchterregende Keim nach ihm benannt wird).

Eine weitere entscheidende Frage – wie denn der Erreger überhaupt in den menschlichen Körper gelangt – ist damit allerdings noch nicht geklärt. Manche Forscher konzentrieren ihre Suche in den folgenden Jahrzehnten auf verschmutztes Wasser oder verunreinigten Reis. Erst 1914 werden Wissenschaftler abschließend den Weg des Erregers untersuchen und dabei erkennen, welche Rolle die Ratten und Flöhe dabei spielen.

Doch damit ist noch immer niemandem geholfen. Denn was nützt es, Yersinia pestis unter dem Mikroskop zu identifizieren, wenn es nach wie vor keine Arznei dagegen gibt?

Erst moderne Antibiotika werden der Seuche viel von ihrem Schrecken nehmen. Diese Mittel töten ja Bakterien – und sind die ersten Medikamente, die, rechtzeitig verabreicht, die Pest im Organismus eines Infizierten stoppen, bevor dessen Körperfunktionen zusammenbrechen. Theoretisch zumindest.

Penicillin nämlich, das erste Antibiotikum, wirkt nicht gegen Yersinia pestis. Erst das vom amerikanischen Biochemiker Selman Waksman entwickelte Streptomycin tötet den Erreger.

Es wird ab 1946 gegen das Pestbakterium erprobt – fast aufs Jahr genau sechs Jahrhunderte nach dem Versuch von 49 Magistern der Pariser Universität, sich der Seuche mit Mitteln der Wissenschaft entgegenzustellen. ●

Noch 600 Jahre wird es dauern, ehe man Pest heilen kann

Vor einigen Jahren hat sich **Cay Rademacher,** *Jg. 1965, schon einmal mit der Pest in Paris beschäftigt – für seinen historischen Krimi „In Nomine Mortis" (Nymphenburger).*

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Andrea Birgit Schwalb, *„Das ‚Pariser Pestgutachten' von 1348. Eine Textedition und Interpretation der ersten Summe"*, Köhler: die wohl beste Möglichkeit, den wichtigen ersten Teil des Pestgutachtens zu studieren. Ulrich Nonn, *„Mönche, Schreiber und Gelehrte. Bildung und Wissenschaft im Mittelalter"*, WBG: lesenswerter Überblick zum Bildungswesen jener Jahre.

Jemand muss büßen

Eine Welle der Gewalt erfasst in der Pestzeit viele Städte Europas. Sie wendet sich gegen die Juden, die angeblich verantwortlich sind für das große Sterben. Doch oft haben die Pogrome ganz andere Gründe: Denn etliche Bürger sind bei jüdischen Geldverleihern hoch verschuldet

Von MARION HOMBACH

Ein Mann befeuert einen Scheiterhaufen, in dessen Flammen Juden sterben. Am 21. März 1349 rottet sich wie in vielen anderen Städten in dieser Zeit auch in Erfurt ein Mob zusammen, um die jüdischen Mitbürger zu ermorden

In Momenten der Krise, wenn die Angst allzu groß wird und das Gefühl der eigenen Hilflosigkeit unerträglich, suchen Betroffene immer wieder nach Menschen, denen sie die Schuld an ihrem Unglück geben können. Die greifbar sind und noch schwächer als man selbst und an denen sie Angst und ohnmächtige Wut auslassen können.

Und welcher Schrecken wäre größer als jener des Schwarzen Todes, der Junge und Alte, Reiche und Arme, Böse und Gute, Starke und Schwache holt? Immer weiter kriecht die Pest seit dem Herbst 1347 von Italiens Hafen- und Handelsmetropolen aus nach Norden. Nichts und niemand kann sie aufhalten, kein Alpengipfel, keine Mauer, kein Arzt oder Priester. Wenn die Bewohner eines Dorfes vom Ausbruch der Seuche im Nachbarweiler hören, haben sie die Gewissheit, dass sie die Nächsten sind, die unter entsetzlichen Qualen sterben werden.

Fieberhaft forschen die Menschen nach der Ursache für das göttliche Strafgericht. Manche sehen sie in der eigenen Sündhaftigkeit und peitschen sich zur Buße bis aufs Blut. Viele fühlen sich im Stich gelassen von der römischen Kirche.

Andere sehen in einer Gruppe von Menschen die Schuldigen, deren fremde Gebräuche und Sitten ihnen ohnehin verdächtig scheinen. Die eine eigene Sprache und Schrift haben und denen die Vertreter der römischen Kirche vorwerfen, sie hätten einst Jesus Christus verraten: die Juden.

Im Zeitalter der Pest erinnert man sich an Geschichten wie jene aus Aquitanien, wo angeblich einige Jahre zuvor Aussätzige im Auftrag von Juden Quellen und Brunnen vergiftet haben sollen. Sogar die Bestandteile des todbringenden Mittels seien bekannt: entweihte Hostien, zerstoßen, dazu Urin, Menschenblut und zaubermächtige Kräuter.

Und nun heißt es erneut: Die Juden sind schuld an der Seuche. Sie trachteten danach, Unglück zu bringen über all jene, die nicht ihres Glaubens sind.

Aus Heilbronn hört man, dort sei eine Jüdin mit einem Fässchen Gift angetroffen worden.

In Südfrankreich und der Schweiz sind Juden bereits verhaftet worden. Unter Folter hat man versucht, sie zu einem Geständnis zu zwingen. Mancher hielt die Qualen nicht aus und gab am Ende zu, was man von ihm hören wollte: verantwortlich zu sein für die Seuche. Ein Arzt gestand unter der Pein, ein jüdischer Bekannter habe in der Stadt Chambéry Säckchen mit Gift verteilt und sogar verschickt.

Im Reich der römisch-deutschen Kaiser nördlich der Alpen hat Erfurt neben Nürnberg die größte jüdische Gemeinde. Erst 1348 sind die Juden der Stadt in einer Urkunde offiziell als Mitbürger bezeichnet worden, zum Ausdruck ihrer Integration. Doch schon im folgenden Frühjahr wendet sich die Stimmung gegen die Andersgläubigen.

Zwar hat hier wie anderswo niemand Beweise dafür, dass von den jüdischen Mitbürgern irgendeine Gefahr ausginge. Zudem hat die Pest die Stadt noch gar nicht erreicht.

Dennoch scheint für immer mehr Menschen festzustehen: Die Juden haben auch hier die Brunnen vergiftet – und zudem die Heringe, die gerade jetzt in der Fastenzeit so gern gegessen werden.

Die Israeliten, so wird nun in vielen Schänken erzählt, bringen das Verderben. Und mancher verschuldete Stadtbewohner mag insgeheim hoffen, dass der Volkszorn seine jüdischen Gläubiger treffen möge, denn so wäre er seine Schulden los.

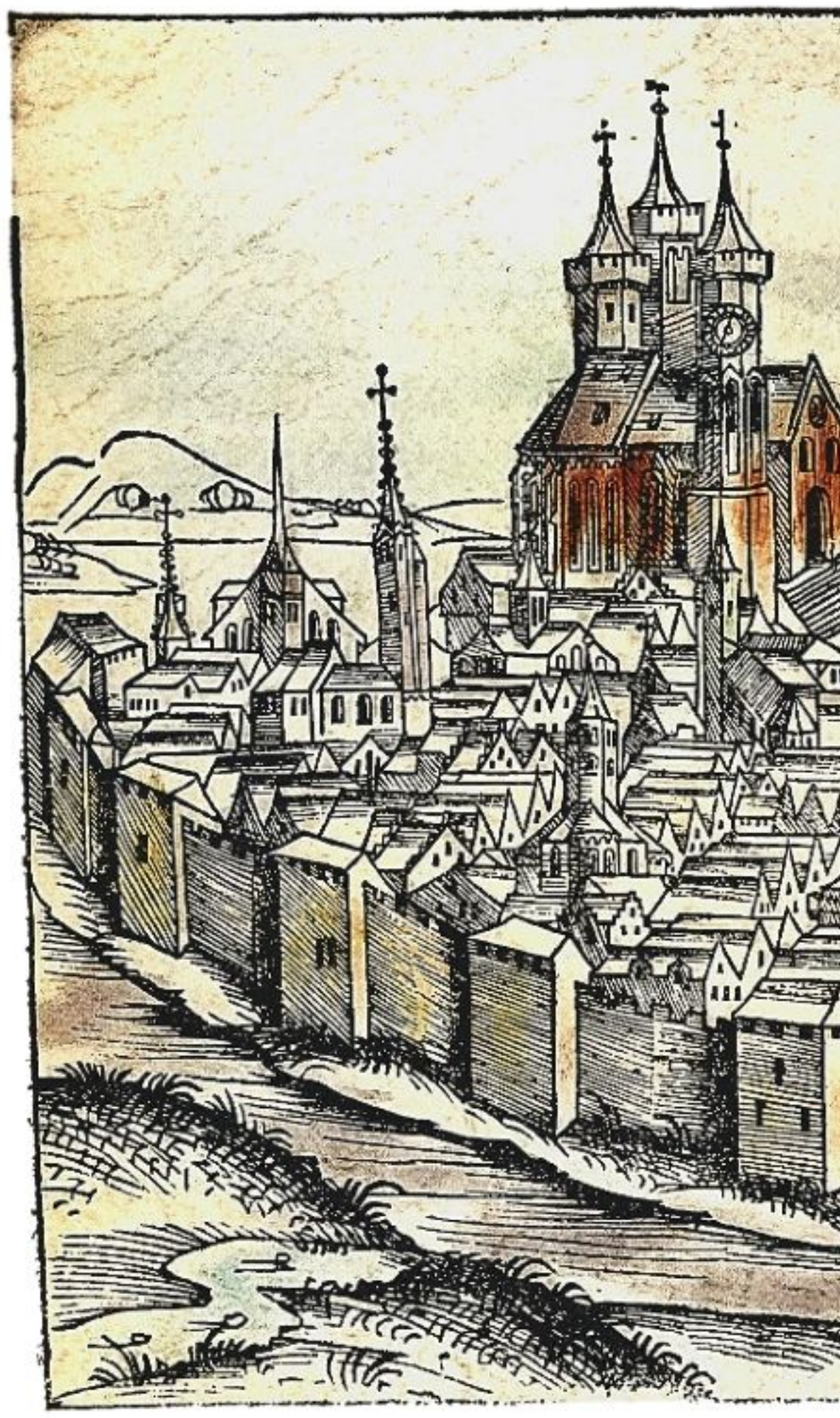
Am 21. März 1349 sammelt sich eine aufgebrachte Menge unweit des jüdischen Viertels. Ihr Angriff wird die dortige Gemeinschaft am Sabbat treffen, dem heiligen Tag, an dem die Gläubigen Ruhe halten, sich friedlich in der Synagoge und ihren Häusern treffen, um den Schöpfer der Welt zu ehren.

Seit der Antike schon leben Juden in Europa. Nach der Zerstörung des Tempels von Jerusalem durch die Römer im Jahr 70 n. Chr. sind viele von ihnen aus Palästina Richtung Rom, Genua oder Marseille ausgewandert, haben sich auf der Iberischen Halbinsel angesiedelt. Unter den muslimischen Herrschern von al-Andalus wurden Sevilla, Granada und Córdoba vom 8. Jahrhundert an zu Zentren der Juden in der Diaspora.

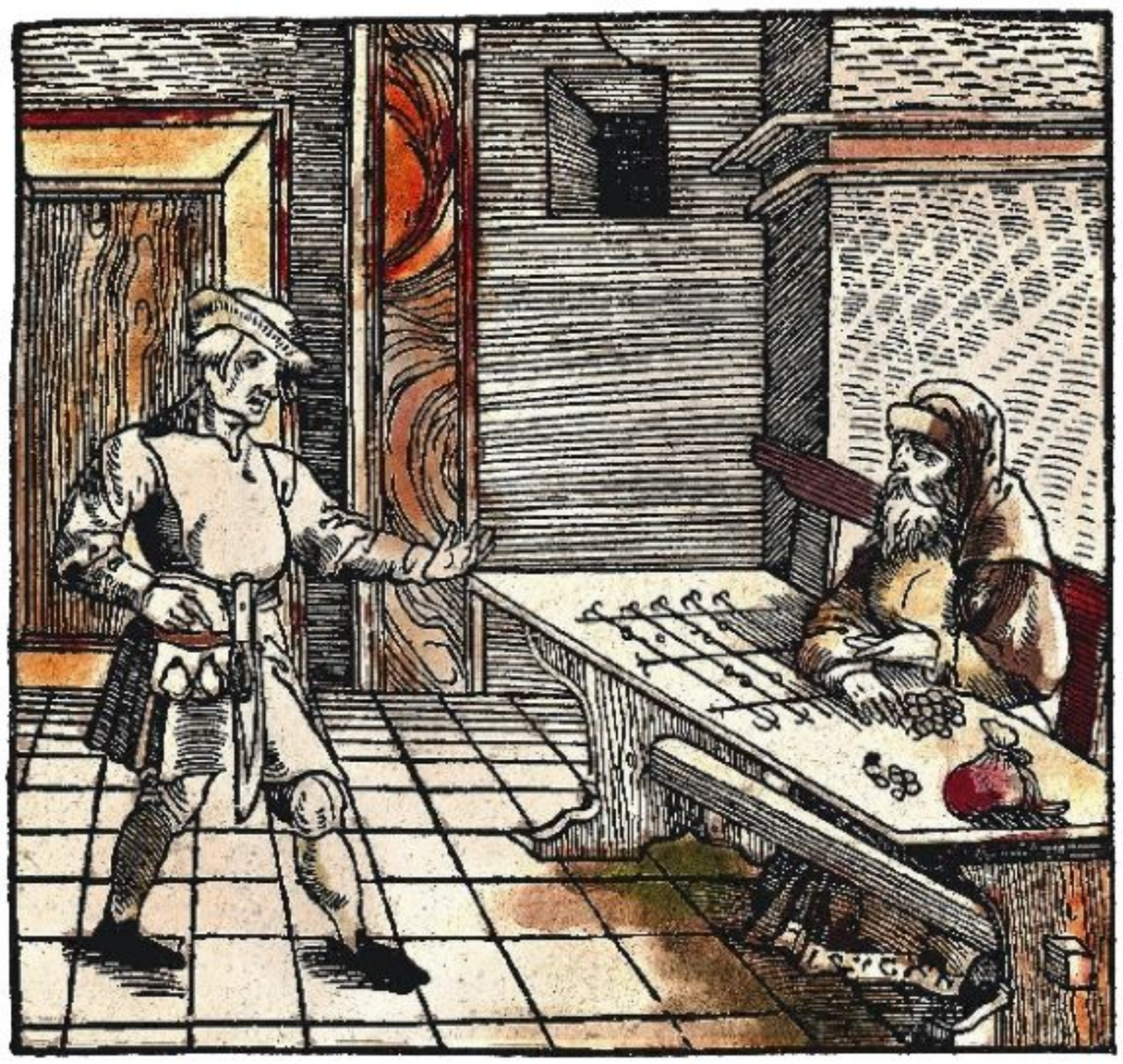
Von dort, aber vor allem aus Frankreich und Italien kamen jene jüdischen Siedler, die sich bald an Mosel und Rhein niederließen, um 915 etwa in der Bischofsstadt Mainz.

Sie nannten sich *aschkenasim*, abgeleitet von dem hebräischen Begriff für das Gebiet nördlich der Alpen.

Seither treiben die Aschkenasim in Mainz, Köln, Trier, Speyer und Magdeburg Handel mit Perlen, Seide sowie kostbaren Gewürzen, die sie mit Hilfe anderer jüdischer Fernkaufleute im Nahen Osten über die Seidenstraße aus China und Indien beziehen.



Kirchtürme beherrschen die Silhouette Erfurts. Die große deutsche Hansestadt profitiert von ihrer Lage an einer der wichtigsten Handelsstraßen Europas. Angehörige der israelitischen Gemeinde leben hier seit dem 11. Jahrhundert



Etliche Juden bringen es durch Geldverleih zu großem Wohlstand. Doch ihr Reichtum kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass sie am Rande der Gesellschaft stehen. Zu fremd sind vielen Christen ihre religiösen Bräuche, ihre Sprache, ihre Schrift

Immer wieder beschuldigen Christen ihre jüdischen Mitbürger schlimmster Verbrechen, etwa Ritualmorden an Kindern (r.). Tief sitzen zudem in den Gemütern die biblischen Berichte darüber, dass die Juden angeblich einst Jesus Christus verrieten und dessen Tod zu verantworten haben

Zu Beginn des 11. Jahrhunderts leben mehr als 4000 Juden im Kernland des Heiligen Römischen Reiches – eine winzige Minderheit unter den insgesamt gut fünf Millionen Einwohnern. Schon bald arbeiten sie nicht mehr nur als Händler, sondern auch als Hauslehrer, Schreiber, Ärzte, als auf die jüdischen Reinheitsgebote spezialisierte Schlachter und Bäcker für ihre eigenen Gemeinden.

Viele Handwerksberufe aber bleiben ihnen verschlossen, denn die Zünfte nehmen in der Regel keine Juden auf. Auch öffentliche Ämter werden ihnen meist aus religiösen Gründen verwehrt.

Die wirtschaftliche Situation der jüdischen Kaufleute ändert sich um etwa 1100 grundlegend, als christliche Krieger im Zeichen des Kreuzes Richtung Heiliges Land aufbrechen und sich in der Levante festsetzen. Die Kreuzfahrer verdrängen die jüdische Konkurrenz nach und nach mit aller Macht aus dem lukrativen internationalen Geschäft mit dem Nahen Osten.

Um weiterhin ein Auskommen zu finden, ergreifen viele wohlhabende Juden daher den Beruf des Pfandleihers oder Geldhändlers. Zwar gibt es vereinzelt auch christliche Finanziers. Doch sie bleiben die Ausnahme, weil die Kirche es ihren Gläubigen untersagt, Zinsen für Kredite zu erheben.

Die verpönte Tätigkeit als Geldverleiher rückt die Aschkenasim weiter an den Rand der Gesellschaft. Manch christlicher Mitbürger wird zudem gerade den erfolgreichen Finanziers unter ihnen den Wohlstand neiden.

Oft trennen Mauern die Viertel der Juden, die durchweg zentral und oft in der Nähe des Rathauses liegen, von den christlichen Wohngebieten – angeblich zu ihrem Schutz, vielleicht aber auch nur, um sie besser kontrollieren zu können.

Ohnehin werden die Juden in den Städten als Fremde wahrgenommen, weil sie spezielle Reinheitsgebote für Speisen befolgen, von rechts nach links schreiben, den Samstag heiligen statt den Sonntag, eine eigene Sprache sprechen – häufig sogar mehrere weitere – und ihre Zeitrechnung nicht mit der Geburt Jesu, sondern 3761 Jahre zuvor mit der Erschaffung der Welt beginnt.

Zwar leben die Juden mit den Christen im Alltag meist friedlich zusammen. Dennoch werden sie immer wieder schändlicher Dinge verdächtigt, etwa beim Würfelspiel magische Kräfte zu besitzen und zu betrügen.

Seit dem 13. Jahrhundert folgen mehr und mehr Städte dem Beschluss eines Kirchenkonzils und erlassen besondere Regeln für die Juden, geben ihnen etwa auf, spitze Hüte als Erkennungszeichen zu tragen, damit sich die Christen nicht versehentlich mit ihnen einlassen.

Könige und Kaiser allerdings haben rasch erkannt, wie nützlich die Juden für sie sein können – vor allem als Steuerzahler – und geben Garantien zu ihrem Schutz ab. Mancherorts zahlen die Andersgläubigen gegen Ende des 13. Jahrhunderts achtmal höhere Steuern als die

Christen. Immer wenn der Kaiser zusätzliches Geld benötigt, belegt er sie mit neuen Lasten, seit 1342 etwa mit dem Goldenen Opferpfennig, einer Kopfsteuer, die vom zwölften Lebensjahr an von jedem Juden zu entrichten ist.

Und geschützt sind die Juden meist nur so lange, wie ihrem Patron die zu erwartenden Einnahmen wichtiger sind als eine endgültige Tilgung der Schulden.

Die Erfurter Judengemeinde existiert seit etwa 1090. Der bedeutende thüringische Handelsplatz hat mehr als 20 000 Einwohner und ist im 14. Jahrhundert eine der größten deutschen Metropolen, gleich nach Köln und Lübeck.

Die Stadt liegt direkt an einem wichtigen Fernhandelsweg. Die Via Regia, die nach ihrem Schutzherrn benannte „Königliche Straße", verbindet von Westen her Paris mit Antwerpen, führt über Aachen, Köln und Mainz nach Erfurt und weiter Richtung Osten bis nach Kiew.

Unweit von Erfurt kreuzt sie die Via Imperii, die Rom über Nürnberg und Leipzig mit Stettin verbindet.

Über die 1325 aus Stein errichtete Krämerbrücke im Zentrum des Ortes transportieren Händler flämische Tuche, russische Felle, Fisch, Seidenstoffe, Honig, Wachs, Holz. Erfurt selbst ist bekannt für eine rapsgelb blühende Pflanze aus seinem Umland, das Waid, aus deren Blattrosetten Handwerksknechte in einem mühseligen Gärverfahren einen kostbaren blauen Farbstoff gewinnen. Mit ihm lässt der Adel Stoffbahnen für seine farbenprächtige Garderobe tönen.

Eine aufstrebende Stadt: Sie darf Märkte und Warenmessen abhalten und ist 1340 dem Verbund der Hanse beigetreten, deren Kaufleute Handelsniederlassungen an vielen Orten Europas unterhalten. Kleriker und Adelige aus dem Umland besuchen Erfurt gern, um Luxuswaren einzukaufen.

Das Geld dazu leiht sich mancher bei jüdischen Finanziers. Die leben gleich hinter der Krämerbrücke, im Viertel um die heutige Michaelisstraße und die Kreuzgasse. Sie wohnen Wand an Wand mit christlichen Händlern und Handwerkern.

Wer wissen will, in welchem der mehrgeschossigen Stein- oder Fachwerkhäuser Aschkenasim leben, muss nach der *mesusa* Ausschau halten, dem kleinen Behälter am rechten Türpfosten, in dem sich ein Papier mit einem Bibelspruch befindet. Ansonsten unterscheiden sich die Häuser von außen wohl in nichts von denen ihrer Nachbarn.

Ihre religiösen Pflichten erfüllen die Juden Erfurts in der *kehillah*, der Gemeinde, zu der eine Synagoge, ein Ritualbad und ein Friedhof gehören. Eine erste Synagoge haben sie vermutlich schon um das Jahr 1094 erbaut, direkt am Judenviertel, damit die Gläubigen am Sabbat, an dem sie nur 2000 Schritte gehen dürfen, keine weiten Wege zurücklegen müssen. Seither haben sie ihr Gotteshaus beständig vergrößert.

Und selbst wenn die Bedeutung der jüdischen Gemeinde Erfurts nicht an die der Gelehrtenzentren in Speyer, Worms und Mainz heranreicht, verfügt sie doch über zahlreiche Manuskripte und mindestens vier Torarollen.

Diese kostbaren Schriften mit den fünf Büchern Mose dürfen Schreiber nur anfertigen, wenn sie zuvor ein reinigendes Bad in der *mikwe* genommen haben, einem von Grund- oder Regenwasser gespeisten Tauchbecken.

Erfurts Mikwe liegt unweit der Synagoge am Ufer der Gera. Eine gemauerte Treppe führt in das Bassin hinab. Wird eine Frau vermählt, sucht sie am Abend vor der Zeremonie die Mikwe auf, so wie sie es später immer wieder tun wird, wenn sie sich rituell reinigen muss, etwa nach der Geburt eines Kindes.

Auf dem Friedhof der Gemeinde am Moritztor, etwa 700 Meter von der Synagoge entfernt, lassen nicht nur die Juden der Stadt ihre Toten beerdigen – auch viele Glaubensbrüder aus dem Umland bringen ihre Verstorbenen hierher, damit sie nach traditionellem Ritus bestattet werden können.

Dass der Frieden, in dem sie leben, nur geborgt ist, daran erinnern sich die mosaischen Bewohner Erfurts vermutlich jedes Jahr am 16. Juni aufs Neue: An jenem Tag des Jahres 1221 haben Pilger aus Friesland 26 Juden in der Stadt ermordet, weil sie verdächtigt wurden, Blut eines Christen getrunken zu haben.

Um 1335 zeigt sich einmal mehr, dass sie nur Fremde in der eigenen Stadt sind. Als zu jener Zeit am Erfurter Dom ein neues Portal gebaut wird, lässt der Klerus zwei Statuen anbringen. Die beiden Frauenfiguren symbolisieren die Kluft zwischen den beiden Religionen.

Eine stellt Synagoga dar, die verstoßene Braut Christi: das Judentum.

Die andere zeigt seine wahre Verlobte Ecclesia: die römische Kirche. Der Synagoga haben die Bildhauer einen Bockskopf in die Hand gegeben, im Verständnis der damaligen Zeit eine Chiffre für Sünde und fehlende Keuschheit.

Auch der Holzschnitzer des neuen Gestühls für das Gotteshaus verhöhnt die Aschkenasim: In einer Turnierszene lässt er einen stolzen Ritter mit seinem Pferd gegen einen Israeliten anstürmen, der auf einem Schwein reitet. Das Tier gilt den Juden als unrein, ihr Glaube verbietet ihnen den Verzehr seines Fleisches.

Die Mehrheit der Stadträte von Erfurt teilt die judenfeindliche Haltung der Kirche nicht, zu wichtig ist die israelitische Gemeinde: Um 1348 gehören ihr rund 1000 Personen an – etwa jeder 20. Erfurter ist Jude. Viele von ihnen arbeiten als koschere Metzger und Bäcker, Totengräber, Gemeindeverwalter, Knechte und Mägde, kleine Pfandleiher. Und einige als große Geldhändler.

Bei der Jüdin Jutta Kophelin und ihren Geschäftspartnern etwa haben die Grafen von Beichlingen einen Kredit über 600 Mark Silber aufgenommen, rund 140 Kilogramm Edelmetall. Auch der Landgraf von Hessen schuldet ihr Geld, ebenso die Herren von Heldrungen.

Doch was hilft alle Sympathie der Ratsherren, wenn alte Vorurteile neue Nahrung finden? Als die Pest naht, nehmen Angriffe von Christen auf Juden fast überall in Europa zu. Die Menschen suchen nach Schuldigen an der Pandemie.

Im südfranzösischen Toulon ereignen sich am 13. April 1348 die ersten Übergriffe, als die christliche Mehrheit ihre Wut offen an der dortigen jüdischen

Gemeinde auslässt. Bis zum Sommer kommt es von der Dauphiné bis Paris zu Pogromen, im Herbst erreicht die Welle der Gewalt den Osten Frankreichs.

Und es hilft den Opfern nicht, dass Papst Clemens VI. die Juden ausdrücklich gegen Vorwürfe in Schutz genommen hat, sie seien schuld an der Pandemie; dass sich die Ratsherren mancher Städte vor die Juden stellen; und dass die Beschuldigten dort, wo die Pest ausbricht, für jedermann sichtbar genauso an der Seuche sterben wie die Christen.

Vom November 1348 an mehren sich die Übergriffe auch in den deutschsprachigen Gebieten. Aus Solothurn werden Attacken berichtet, dann aus Bern, Stuttgart, Augsburg. Im Januar 1349 ereilt es binnen weniger Tage die Juden in Freiburg, Ravensburg – und in Basel, wo der Rat sie am 16. Januar auf einer Rheininsel in ein eigens errichtetes Holzhaus sperren und es anzünden lässt.

Ebenso ergeht es den Juden in Straßburg. Am 14. Februar 1349 treibt ein Mob sie in einen Holzbau auf ihrem Friedhof; Gaffer rauben sie auf dem Weg dorthin aus. Als das Haus angezündet wird, kommen mehr als 1000 Menschen in den Flammen um. Nur einige Taufwillige, Kinder sowie besonders attraktive Frauen, die man zum Sakrament gezwungen hat, sollen verschont worden sein. Kurz darauf trifft es die Aschkenasim in Dresden, Naumburg und Worms.

Ihr nomineller Schutzherr, der römisch-deutsche König Karl IV., ist zu schwach, als dass er ihnen überall im Heiligen Römischen Reich helfen könnte.

Der Monarch ist erst seit Kurzem im Amt und muss seinen Anspruch auf den Thron zudem noch gegen einen Konkurrenten durchsetzen. Großzügig überträgt er sein Besteuerungsrecht an den Juden an Landesfürsten, damit die ihm Gefolgschaft leisten. Um den Schutz seiner auf diese Weise gewissermaßen „verliehenen“ Untertanen kümmert er sich anschließend nicht mehr.

In Erfurt ist die Macht des römisch-deutschen Königs ohnehin eher gering, es ist keine Reichsstadt und ihm daher nicht direkt unterstellt.

Der Ort gehört zur Herrschaft des Erzbischofs von Mainz, wird aber umschlossen vom Territorium des Landgrafen Friedrich II. von Thüringen.

In diesem Machtverhältnis hat der Stadtrat, der von Vertretern der christlichen Bürger, der Zünfte und Patrizier, gebildet wird, in den Jahrzehnten zuvor selbstbewusst agiert und der Kommune gewisse Freiräume verschafft. Unter anderem hat der Rat durch geschickte Bündnisse die Handelswege seiner Kaufleute abgesichert, ist dem Mainzer Erzbischof in finanziellen Nöten beigesprungen, haben Juden und Christen gemeinsam die Stadt gegen Friedrichs machthungrigen Vater verteidigt.

Aber im Frühjahr 1349 ist die Zukunft der jüdischen Gemeinde ungewisser denn je. Schon im Februar ist es in mehreren Orten auf den Territorien Friedrichs II. zu Pogromen gekommen. Der Fürst ist ein Gegner der Juden, obwohl (oder gerade weil) er einem Erfur-

Juden trinken aus den Zitzen einer Sau, wollen ihre Exkremente essen. Mit dem Motiv werden die Juden in den deutschen Landen seit dem 13. Jahrhundert verhöhnt und ausgegrenzt. Denn Schweine gelten ihnen als unreine Tiere

ter Geldverleiher 1600 Mark schuldet; das sind 375 Kilogramm reinen Silbers.

Noch aber steht die Mehrheit im Erfurter Stadtrat an der Seite der Juden. Auf eine Anfrage der Ratsherren aus Würzburg, die sich in einem Brief nach den Gepflogenheiten in der Kommune erkundigen, haben die Erfurter gerade erklärt, sie wüssten von keiner Untat ihrer Mitbürger und wollten sie schützen.

Doch wirklich sicher fühlen sich die Juden der Stadt nicht. Und so beginnen einige von ihnen, ihre Wertsachen zu vergraben, in Kellern, Gärten oder Höfen – in der Hoffnung, bei einem Pogrom fliehen zu können und die Schätze später nach ihrer Rückkehr wieder auszugraben.

Im März 1349 begibt sich der Geldverleiher Kalman von Wiehe in den Keller seines Hauses in der Michaelisstraße, um einen fast 30 Kilogramm schweren Schatz in Sicherheit zu bringen.

Dazu gehören 3141 französische Silbermünzen und 14 Silberbarren sowie Wertgegenstände, wie sie in dieser Zeit in vielen wohlhabenden Haushalten zu finden sind: eine Vielzahl kleiner vergoldeter Silberblech-Aufnäher in Form von Herzen, Blüten und Lilien, mit denen die Gewänder zu Festtagen geschmückt werden; vergoldete Gürtelschnallen; Ringe mit roten Halbedelsteinen und blauen Saphiren; perlenbesetzte Broschen sowie acht Silberbecher, aus denen wohl bei wichtigen Festen getrunken wird.

Vor allem aber der goldene Hochzeitsring: ein Reif, auf den der Künstler einen kleinen Tempel gesetzt hat, mit einer winzigen Goldkugel im Inneren, die bei jeder Bewegung der Trägerin zart erklingt. Mag sein, dass Kalman ihn seiner Frau einst zur Vermählung geschenkt hat.

All diese Preziosen sind in zwei Silbergefäßen und einem Keramiktopf verborgen und in Tücher eingeschlagen, damit sie keinen Schaden nehmen. Dann vergräbt der Geldverleiher den Schatz nahe dem Eingang. Hier sollen die Wertsachen liegen, bis die Gefahr vorüber ist.

Denn längst planen Erfurter Bürger einen Angriff auf die jüdische Gemeinde. Angeführt werden sie von Patriziern, die aus den einflussreichsten und wohlhabendsten Familien der Stadt stammen. Ihre Motive sind verworren und heute nicht mehr eindeutig zu benennen. Wahrscheinlich planen sie neben dem Pogrom auch, den verhassten Rat zu stürzen und die Stadt unter ihre Kontrolle zu bringen.

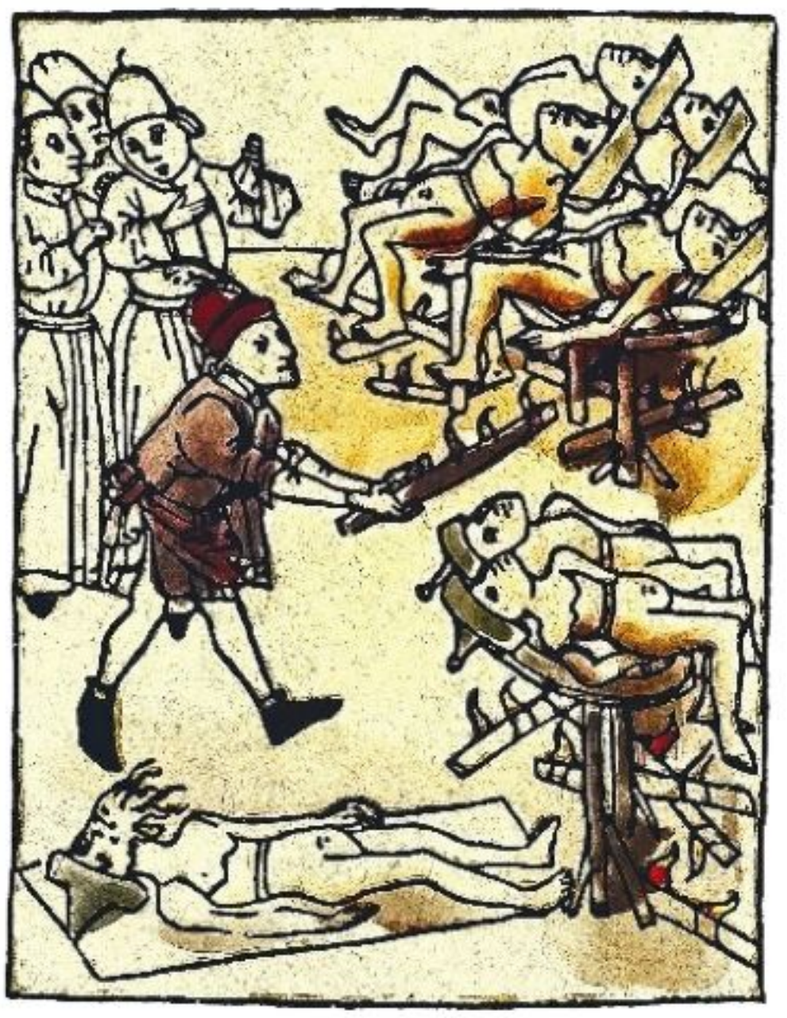
Mit einem Angriff auf die Juden soll eine Reaktion des Rates provoziert werden. Denn wenn sich der schützend vor die Andersgläubigen stellt, wird sich der Zorn der Einwohner angesichts der Pestgefahr gegen den Rat wenden, so wohl das Kalkül – und die Verschwörer kön-

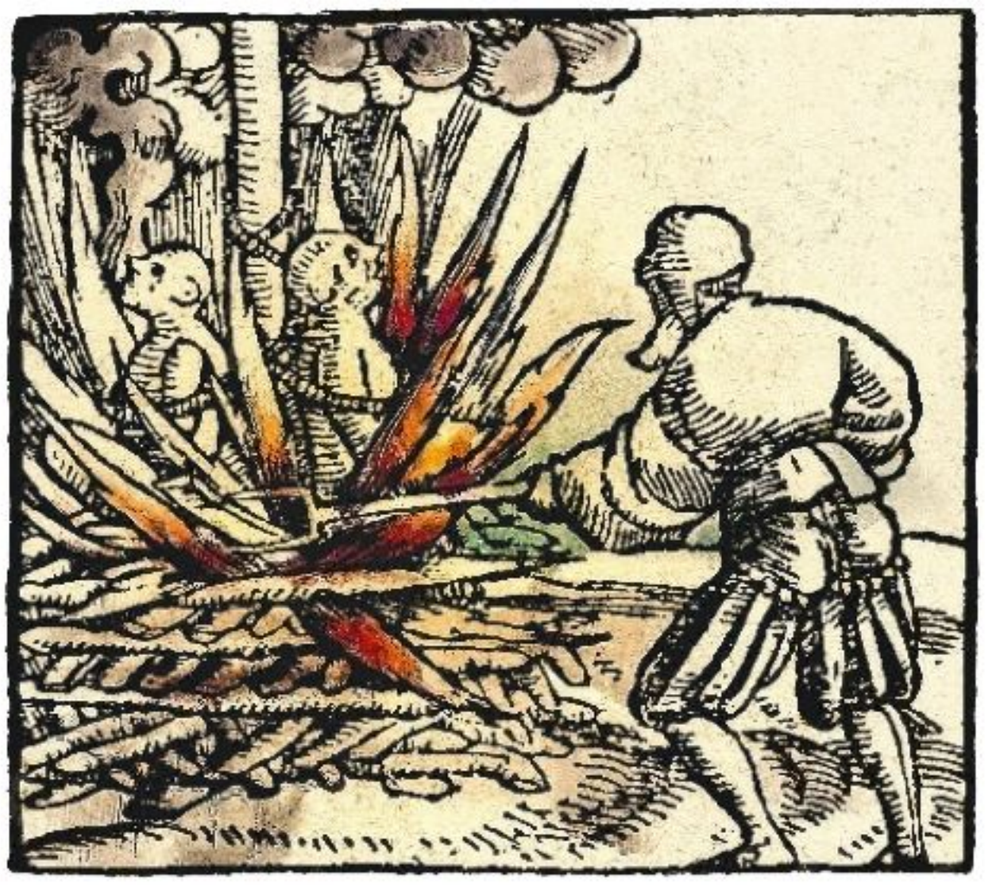
nen die Regierung übernehmen.

Zur Hand gehen den Patriziern dabei Bürger niederen Ranges, vor allem aus den Reihen der Handwerker: Gerber, Weber, Schmiede, Fleischer. Mag sein, dass manche von ihnen bei jüdischen Geldverleihern verschuldet sind. Wahrscheinlich aber auch, dass etliche wirklich glauben, die Juden seien schuld an der Pest.

Seit Tagen haben sich die Männer beraten, überlegt, wie sie die Attacke am besten ausführen. Sie haben sich in Häusern wie dem des Werner von Witzleben und auf dem Fischmarkt getroffen, wie sich aus einem späteren Gerichtsprotokoll ergibt.

Sie haben weitere Unterstützer angeworben, Waffen herbeigeschafft, Anführer aus ihrer Mitte gewählt – und bis zum Sabbat gewartet.





Mancherorts werden Juden so lange gefoltert, bis sie aussagen, Brunnen vergiftet und so die Pest verbreitet zu haben. In rund 400 Städten des Heiligen Römischen Reiches werden zwischen 1348 und 1351 Angehörige der jüdischen Gemeinde ermordet. Nur wenige Ortschaften wie etwa Regensburg können ihre Mitbürger schützen

---

Nun, am Morgen des 21. März 1349, sammeln sich die Verschwörer in mehreren Gruppen mit ihren jeweiligen Anführern vor der Allerheiligenkirche.

Eine genaue Zahl ist nicht überliefert, es werden mindestens 50 Männer sein, zudem Schaulustige und Helfershelfer. Über ihnen wehen die Banner der Zünfte. Sie wollen „judenschlahen“, wie es hinterher in den Chroniken heißt – die Juden erschlagen.

Ein Patrizier namens Titzel Hottermann führt das Wort, redet auf die anderen Männer ein, endlich mit dem Morden zu beginnen.

Doch nur einige Diener stürmen sofort los, die meisten der Bewaffneten aber zögern – unklar, ob aus Angst vor der eigenen Courage oder vor der Reaktion des Rates.

Da kommt Hugk der Lange angeritten, Mitglied einer alteingesessenen und sehr geachteten Erfurter Familie. Im Auftrag des alarmierten Stadtrates soll der Patrizier die Männer beruhigen, die Menge mit wohlgesetzten Argumenten zerstreuen.

Stattdessen hetzt er sie auf.

Denn Hugk steht insgeheim aufseiten der Aufrührer: „Was steht ihr hier?“, ruft er den versammelten Männern laut dem erhaltenen Gerichtsprotokoll zu. „Ihr sollt zur Wallengasse gehen, den Juden den Fluchtweg abschneiden und fest auf sie einschlagen. Rüstet euch, endet, was ihr zu enden habt, euch hindert niemand!“

Im Glauben, im Auftrag des Rates zu handeln, laufen die Männer Richtung Wallengasse, Michaelisstraße und zur Synagoge, wo sich viele Juden zum Sabbat versammelt haben. Was sich dort genau abspielt, ist nicht überliefert. Nach Auskunft eines späteren Chronisten haben sich die Juden der Stadt bereits vorsorglich mit Armbrüsten und Spießen bewaffnet und kämpfen nun um ihr Leben.

Erst als etwa 100 von ihnen tot am Boden liegen, flüchten die anderen in ihre Wohnungen, verriegeln Türen und Fenster und besetzen alle Eingänge.

Wenig später brennen ihre Häuser – angeblich von ihnen selbst angezündet, um lieber den Märtyrertod zu sterben, als den Häschern in die Hände zu fallen, wie es in den Chroniken heißt.

Gut möglich aber auch, dass die aufgehetzte Meute das Flammenmeer

entfacht. Unbestritten jedenfalls ist, dass an diesem 21. März 1349 in Erfurt 976 Menschen jüdischen Glaubens sterben, vermutlich die gesamte israelitische Gemeinde der Stadt.

Drei Tage nach dem Pogrom werden die Toten auf Lastkarren zum jüdischen Friedhof vor dem Moritztor gebracht und dort bestattet.

In den Monaten nach dem Angriff müssen sich die Mörder vor Gericht verantworten. Denn ihr Umsturzversuch ist misslungen: Der Stadtrat hat nicht wie erwartet reagiert und sich schützend vor die Juden gestellt, sondern hat den Mob gewähren lassen. Und so macht die Obrigkeit den Aufrührern nun den Prozess. Teile des Gerichtsprotokolls haben die Zeiten überdauert.

Doch die Anklage lautet nicht etwa auf Mord, sondern auf Hochverrat – weil die Unruhestifter gegen die Anordnung des Rates gehandelt haben.

Drei der Anführer, Guntzel von Rockstede sowie die Brüder Schalla und Helwigk Goltschmidt, werden zum Tode verurteilt und gehenkt.

Warum ausgerechnet sie nach dem Willen des Gerichts sterben sollen, rund 40 Verschwörer dagegen nur verbannt werden und einige gar straflos ausgehen, überliefert das Protokoll nicht.

Hugk der Lange, der die Meute am 21. März 1349 gegen die Juden gehetzt hat, wird zwar in der Verhandlung als derjenige benannt, der zum Judenschlagen aufgefordert hat, aber nicht weiter belangt – wohl vor allem deshalb, weil er selbst Ratsherr war.

Mehr noch: Nur wenig später rückt der Aufrührer zum ersten der vier Ratsmeister auf. Und er stiftet ein großes Gemälde für die Erfurter Predigerkirche, das die Kreuzigung Jesu zeigt. Die Juden darauf sind mit Keulen und Hellebarden bewaffnet, sie wenden sich gegen den Sohn Gottes, während der Stifter fromm zu Füßen des Kreuzes kniet.

Damit ist der städtischen Gerechtigkeit Genüge getan. Schließlich einigt sich der Rat auch mit dem Mainzer Erzbischof. Die Stadt verpflichtet sich, in Zukunft jene Steuern zu zahlen, die früher die Juden aufgebracht haben. Im Gegenzug überlässt der Kirchenfürst dem Rat das Vermögen der Ermordeten.

Ihr vorgebliches Ziel, die Stadt vor dem Schwarzen Tod zu bewahren, erreichen die Mörder indes nicht. Wie als Beweis für die Absurdität ihres Wahns, in den Juden die Pestbringer zu sehen, kommt ein Jahr nach dem Pogrom das große Sterben über Erfurt: Tausende rafft die Seuche im Sommer 1350 dahin.

D

Die Verfolgung der Aschkenasim geht unterdessen weiter. Nach Erfurt stürmen Menschen die Judenviertel in Fulda, Frankfurt, Köln und Nürnberg. Das letzte datierte Pestpogrom trifft im Februar 1351 die Gemeinde in Königsberg (heute Chojna in Polen). Allein im Heiligen Römischen Reich fallen rund 400 jüdische Gemeinschaften dem Wüten zum Opfer, viele von ihnen werden dabei vollständig ausgelöscht.

Nirgendwo ist die Gewalt gegen die Juden so groß wie in den deutschen Landen – nicht in Frankreich, wo sie ihren Anfang genommen hat, nicht auf der Iberischen Halbinsel und nicht in Italien, wo in jeder bedeutenden Stadt Juden leben, aber fast nicht verfolgt werden. Und auch aus England sind kaum Übergriffe bekannt (allerdings wohl deshalb, weil die Juden schon zuvor aus dem Inselreich vertrieben worden sind).

Nur selten bleiben die deutschen Aschkenasim verschont, etwa in Regensburg, wo die Ratsherren die Rettung ihrer Mitbürger als Ehrensache betrachten: Anders als in jenen Kommunen, in denen die Juden weitgehend abgeschottet in ihrer Gemeinde leben, pflegen die Regensburger seit jeher enge Beziehungen zu den Andersgläubigen.

In Wien stellt sich Herzog Albrecht II. von Österreich mit all seiner Machtfülle erfolgreich vor die Juden. Die Stadt wird zum Zufluchtsort unzähliger Vertriebener. In Braunschweig können Rat und Herzog immerhin einen Teil der Aschkenasim retten.

In Erfurt siedeln sich bereits knapp sechs Jahre nach dem Pogrom wieder zwei jüdische Familien an, wahrscheinlich hat sie der Rat mit großzügigen Konditionen gelockt. Das Gremium will unbedingt die Stadtkasse entlasten, denn seit dem Anschlag auf die israelitische Gemeinde muss Erfurt dem Mainzer Erzbischof die zuvor von den Juden aufgebrachten Steuern ja selbst bezahlen: Geld, das die Ratsherren nicht mehr aufbringen wollen.

Vor allem aus finanziellen Gründen umwerben wohl auch die meisten anderen Kommunen die Juden. So erlaubt der Rat der Stadt Nürnberg bereits elf Tage nach dem Pogrom von 1349 ihre erneute Ansiedlung. Kommunen stellen spezielle Schutzbriefe aus, die sie sich bezahlen lassen. Die Lage normalisiert sich nun, da die meisten Gläubiger tot oder offene politische Rechnungen zunächst einmal beglichen sind.

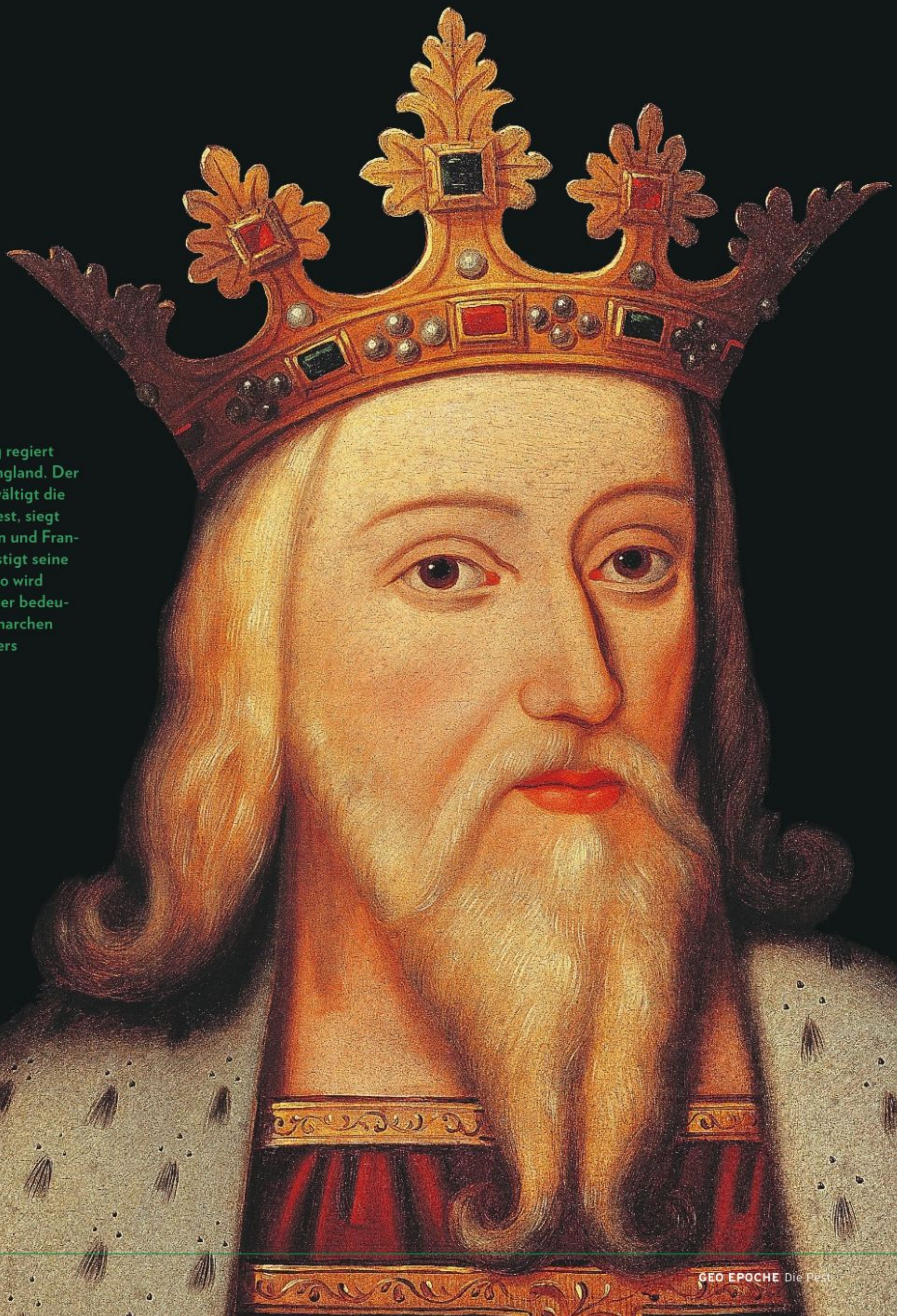
Doch kaum kehrt die Seuche zurück, droht auch die Gewalt gegen die Juden wieder aufzuflammen, werden die alten Vorwürfe laut. In der Zeit des Schwarzen Todes kommen vermutlich zwei Drittel der Juden nördlich der Alpen durch Pogrome oder die Seuche um: Anfang 1348 haben etwa 90 000 Juden in den deutschen Landen gelebt – drei Jahre später sind es nur noch 30 000.

Auch Kalman von Wiehe, der Eigentümer des Schatzes in der Michaelisstraße, hat sehr wahrscheinlich 1349 mit seiner Familie den Tod gefunden. Die von ihm vergrabenen Preziosen werden erst 1998 entdeckt, bei Bauarbeiten auf seinem einstigen Grundstück.

Die Pestpogrome des 14. Jahrhunderts werden für lange Zeit der größte Judenmord in der Geschichte Europas bleiben. Erst knapp 600 Jahre später wird sich eine Verfolgung mit noch größerer Wucht gegen die Juden richten. ●

Dr. Marion Hombach, *Jg. 1975, ist Autorin in Berlin.*

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Landeshauptstadt Erfurt (Hg.), *„Erfurter Schatz"*, Bussert & Stadeler: großzügig bebilderte und gut lesbare Einführung zum Schatz des Kalman von Wiehe, den dieser vor dem Pogrom von 1349 vergraben hat. Michael Toch, *„Die Juden im mittelalterlichen Reich"*, Oldenbourg: solider Überblick zur Geschichte der Juden im deutschen Mittelalter.

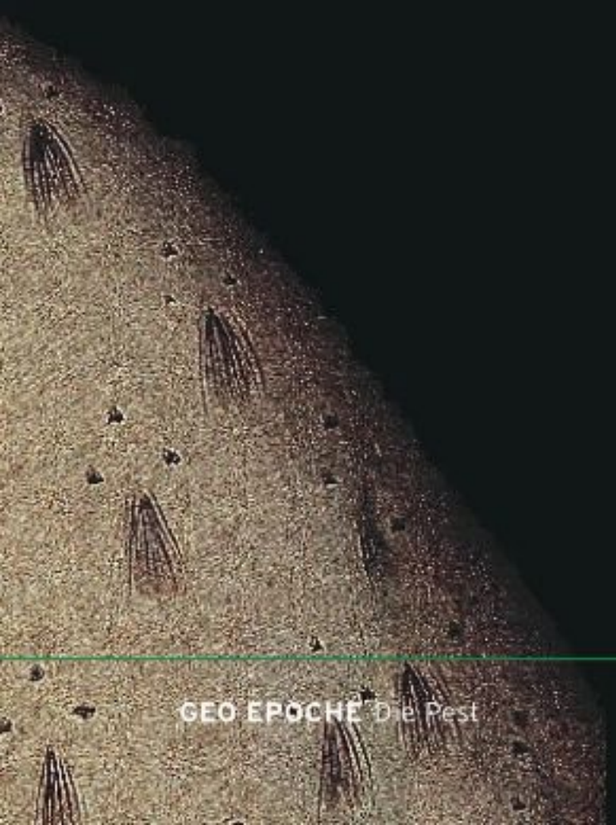


50 Jahre lang regiert Eduard III. England. Der Monarch bewältigt die Folgen der Pest, siegt über Schotten und Franzosen und festigt seine Herrschaft. So wird er zu einem der bedeutendsten Monarchen des Mittelalters

DER KAMPF DES KÖNIGS

England wird von der Pest mit besonderer Wucht getroffen, verliert fast die Hälfte seiner Einwohner. Alarmiert flieht König Eduard III. Ende Januar 1349 aufs Land und verschiebt einen geplanten Feldzug gegen Frankreich. Doch dank seiner besonders effizienten Verwaltung und schneller Reformen kann er die Ordnung im Inselreich sichern. Mehr noch: Es gelingt ihm sogar, aus der Katastrophe gestärkt hervorzugehen

Von MATHIAS MESENHÖLLER



Gegen Gottes Zorn ist selbst ein König machtlos. Während die Pest sein Reich verwüstet, flieht Eduard III. von England auf abgelegene Landsitze. Lange Zeit hat er die Gefahr nicht wahrhaben wollen, das heraufziehende Unheil wohl als lästige Episode eingeschätzt. Nun verkriecht sich der strahlende Fürst und Kriegsheld wie ein Tier im Unwetter.

In den Jahren zuvor hat Eduard Englands zerrüttete Monarchie neu geordnet, Krieg mit den Franzosen geführt und dabei den mächtigen Feind gedemütigt. Und immer noch hegt er große Pläne.

Doch die Seuche reduziert alle Pflichten und Träume auf ein einziges Ziel: zu überleben. Also meidet er die sterbenden Städte und Flecken, schottet sich weitgehend ab, korrespondiert nur in dringenden Angelegenheiten mit den Amtswaltern im Palast von Westminster, dem Sitz seiner Regierung.

Zuweilen findet dennoch ein ausgelassenes Ritterturnier statt oder ein Kostümball; vermutlich gelangen auch weiterhin Wild, Fisch, Krebse und Lamm auf die königliche Tafel: Es ist ja weder Aufgabe des Herrschers, das Elend des Volks zu teilen, noch kann er es vor Gottes Heimsuchung retten.

Seine Pflichten als Monarch bestehen allein darin, Recht zu schaffen und sein Reich zu verteidigen – und das eine erledigen vorwiegend die Kanzlisten in Westminster; das andere, den Krieg mit Frankreich, wird er wieder aufnehmen, sobald die Plage vorübergezogen ist.

Im Juni 1349 wagt sich Eduard nach London zurück, denn in einigen Regionen beginnt die Epidemie abzuklingen. Sie hinterlässt ein geschundenes Land. Viele Dörfer sind nahezu ausgestorben, Bauernhöfe und Pachtstellen herrenlos. Felder liegen brach, Schmiedefeuer sind erloschen, Mühlen stehen still. Überall Zeichen von Verwahrlosung und Verfall. Nur die Friedhöfe sind nun größer.

Durch die verlassenen Straßen Londons weht noch Leichengeruch – mindestens ein Drittel, vielleicht sogar mehr als die Hälfte der Einwohner sind tot. Auch im Palast von Westminster fehlen etliche vertraute Gesichter. Zwischen den massigen Mauern der großen Halle, den Schreibpulten und Richterbänken herrscht bedrückende Stille.

Aber immer noch gehen von Westminster Befehle aus, werden hier Steuern eingenommen und verbucht, Untertanen angehört. Das Reich ist durch die Pest zwar verheert – doch seine Ordnung nicht zerbrochen.

Als Eduard seinen Palast betritt, mag der König Dankbarkeit gegenüber den Verwaltern empfinden, die hier ausgeharrt haben. Und Stolz: Immerhin hat er die Treue dieser Männer gewonnen.

Nun jedoch muss er sich von Neuem bewähren. Gelingt es ihm, England abermals stark zu machen, kann er der ruhmreichste Monarch seiner Zeit werden. Versagt er, droht auch aller früherer Glanz zu verblassen.

Dann bleibt sein Überleben sinnlos. Und er muss befürchten, dass seine Herrschaft ähnlich verdüstert sein wird wie die seines Vaters. Jenes heillosen Königs, dessen Schatten Eduard III. seit so vielen Jahren versucht zu überwinden.

Dieser Vater, Eduard II., scheitert als Monarch und Mensch wie kaum ein englischer Herrscher vor ihm. Statt gnädig und freigebig zu sein, ist er jähzornig und habgierig. Statt auf weise und gerechte Ratgeber vertraut er auf korrupte, tyrannische Günstlinge. Statt das Territorium des Reichs auszuweiten, verspielt er Ländereien und Rechte in Schottland, Irland und Frankreich.

Schließlich weigert sich seine Frau Isabella, die Schwester des Königs von Frankreich, mit dem gemeinsamen Sohn von einer diplomatischen Mission an den Hof ihres Bruders zurückzukehren – und beginnt in Paris eine Affäre mit Roger Mortimer, einem Adeligen, der vor Eduards Justizmorden ins Exil geflohen ist.

Kaum verhohlen erklärt Isabella, nicht sie habe zuerst die Ehe gebrochen, sondern Eduard: mit einem seiner männlichen Favoriten.

1326 kehren die Königin und Mortimer an der Spitze einer Rebellenarmee auf die Insel zurück. Grafen und Barone, Prälaten und reiche Bürger schließen sich dem Aufstand an, setzen den König gefangen und zwingen ihn zur Abdankung.

Zum ersten Mal seit 1066, seit sein normannischer Vorfahr den englischen Thron erobert hat, ist ein König von diesem Thron verjagt worden.

Mit Rittern, Fußsoldaten und Artillerie landet Eduard III. 1339 auf dem Kontinent. Der englische König ist ein Enkel des früheren französischen Herrschers Philipp IV. und erhebt Anspruch auf den Thron an der Seine. Der Kampf der beiden Monarchien um die Macht in Frankreich wird mehrere Generationen lang andauern (»Hundertjähriger Krieg«)

Am 1. Februar 1327 legt Eduards gleichnamiger Sohn in der Abtei von Westminster den Königseid ab: ein Knabe von nur 14 Jahren. Die mächtige Krone, die der Erzbischof von Canterbury Eduard III. aufsetzt, ist eigens ausgepolstert worden, damit sie nicht verrutscht.

Doch so wacker sich der Junge hält: Jeder sieht, dass dies ein halbes Kind ist und kein Herrscher. Die wahre Macht übernehmen Isabella und Mortimer.

Eduard III. erhält die übliche Ausbildung eines Prinzen: Etikette, Tanzen und Musizieren, Kampf mit Schwert und Lanze. Er beherrscht Englisch sowie das Französisch der adeligen Elite, liest wohl einige politische Standardwerke und kennt sich aus in Militärtheorie.

Sein Herz aber begeistert sich für anderes: etwa für den Helm, den sein Vorfahr Richard Löwenherz einst im Kampf gegen Sultan Saladin erbeutet haben soll. Für die Legenden um den heiligen Georg, den Patron aller Ritter.

Ritter sein, das wird für den Heranwachsenden zum großen Leitbild. Zum Traum von Ruhm und ehrbarem Königtum in einer Welt voll Gier, Furcht, Rachsucht. Mit der Zeit sammelt er eine Runde junger Aristokraten um sich, die sein Ideal teilen. Und die ihn bestärken, sich zu nehmen, was seins ist. „Besser den Hund fressen, als von ihm gefressen werden“, sagt einer der Gefährten angeblich.

Eduards Wut richtet sich gegen seine Mutter und deren Liebhaber. Die zwei haben schon bald begonnen, sich willkürlich zu bereichern. Mortimers Schergen haben zudem den gestürzten König in seinem Gefängnis ermordet.

Am 19. Oktober 1330 schlägt Eduard zu. Bei Nacht brechen Bewaffnete

In mehreren Schlachten siegen Engländer über Franzosen. Den Langbogenschützen der Invasoren haben die mit Armbrüsten ausgerüsteten Verteidiger kaum etwas entgegenzusetzen

1347 fällt Calais an Eduard III., die Bürger unterwerfen sich. Die Küstenstadt soll dem englischen König als Brückenkopf zur Eroberung Frankreichs dienen

unter seiner Führung in Isabellas Gemächer ein, töten zwei Diener und einen Berater und legen Mortimer in Ketten. Kurz darauf wird der gehenkt. Seiner Mutter entzieht Eduard ihre Ländereien.

Der junge König ist knapp 18 Jahre alt, als er die Macht an sich reißt. Mit dem Überfall hat er Mut und Entschlossenheit bewiesen – nun zeigt er sich versöhnlich. Er rehabilitiert zahlreiche Opfer der Gewaltherrschaft Mortimers, schont aber auch die meisten seiner Parteigänger.

Vor allem hält er sich streng an Recht und Gesetz, zieht intensiv das Parlament zu Rate, das von den großen Magnaten gebildet wird, den *lords*, und von den *commons*, den Vertretern der Städte und ländlichen Gemeinden. Demonstrativ setzt sich Eduard von der Willkür seiner Vorgänger ab.

Nicht, dass es ihm an Selbstbewusstsein mangelte, an Sinn für seinen von Gott verliehenen Rang und dessen Privilegien. Er leistet sich luxuriöse Mode, feiert extravagante Feste, verliert Unsummen am Spieltisch. Seine Jagdleidenschaft grenzt ans Manische. Doch bei den Paraden vor den beliebten Reiterturnieren tritt der König manchmal auch mit geschlossenem Visier an, inkognito, um die Gleichheit aller Ritter herauszustreichen. Er hält auf Freundschaft und Treue, ist großzügig gegen jedermann.

Prunk und Freigebigkeit, Wagemut und Zuhören: Eduard erfüllt alles, was von einem guten König erwartet wird. So gewinnt er das Vertrauen zurück, das sein Vater verspielt hat. Er braucht dieses Vertrauen, um das höchste Ziel zu erreichen, das ein Ritter haben kann: Schlachtenruhm. Dass ihm das gewonnene Ansehen dereinst helfen wird, den Staat durch eine Jahrhundertkatastrophe zu steuern, kann er nicht ahnen.

1333 zieht Eduard III. in seinen ersten Krieg, gegen den Erzfeind Schottland. Er kämpft selbst in vorderster Reihe mit und siegt triumphal. Dann wendet er sich gegen Frankreich.

Von dort stammt seine Dynastie ursprünglich, dort hielt sie große Herrschaften. Doch Frankreichs Krone hat sich einen erheblichen Teil des Besitzes in der Normandie, dem Anjou, Maine, Touraine und Poitou einverleibt und droht nun, auch den Rest zu konfiszieren, vornehmlich das um Bordeaux an der Atlantikküste gelegene Aquitanien.

Eduard betrachtet es als seine Bestimmung, das Verlorene zurückzugewinnen. Mehr noch: Er erhebt Anspruch auf den französischen Thron. Da seine Mutter Isabella die Tochter des französischen Königs sei, stehe ihm das Reich zu, weil nach dem Tod von Isabellas Vater ihre Brüder ohne legitimen männlichen Erben gestorben seien.

Die Pariser Juristen jedoch bestreiten, dass eine Frau den Thron weitergeben könne, und favorisieren den bereits gekrönten Philipp VI., einen Cousin Isabellas. Damit beginnt ein Konflikt, der sich über fünf Generationen hinziehen und der als „Hundertjähriger Krieg" in die Geschichte eingehen wird.

Eduard III. führt diesen Krieg mit persönlichem Mut, militärischem Geschick und unerbittlicher Grausamkeit. Raubend und mordend fällt er über den Feind her – denn als Feldherr ist er Pragmatiker, nicht großmütiger Ritter. Er verlangt absolute Disziplin und lässt seine stolzen Adeligen in manchen Situationen absitzen und wie einfache Soldaten zu Fuß kämpfen.

Vor allem baut er auf die tödlich effizienten Langbogenschützen – in deren Reihen auch Verbrecher dienen, denen für ihren Einsatz die Begnadigung versprochen worden ist. Die Männer können pro Minute bis zu zehn mit Gänsefedern stabilisierte Pfeile ins Ziel bringen und so Reiterangriffe aus sicherer Distanz aufhalten: eine in Frankreich kaum bekannte Waffe.

Am 26. August 1346 verhelfen die Schützen Eduard zu einem der größten Siege, die je ein englischer König errungen hat: Bei dem Dorf Crécy südlich von Calais zerbricht der Ansturm Hunderter französischer Aristokraten und Tausender Infanteristen im Hagel der Pfeile.

Das stolze, nach Menschen, Kämpfern, Wirtschaftskraft reichere Frankreich ist gedemütigt, wenn auch noch nicht unterworfen. Im Jahr darauf erobert Eduard die Hafenstadt Calais. Damit verfügt er über einen mächtigen Brückenkopf direkt auf der anderen Seite des Ärmelkanals, von dem aus er den endgültigen Sieg zu erzwingen hofft.

Mindestens so sehr wie seinen Bogenschützen und Rittern aber verdankt Eduard diese Siege einer Schar von Männern, die fernab der Kämpfe in der großen Halle des Palastes von Westminster ihren Dienst tun: seinen Verwaltern.

DER KÖNIG KÄMPFT AN VORDERSTER FRONT.

UND TRIUMPHIERT

Durch die hohen Fenster der gewaltigen, mehr als 70 Meter langen und 20 Meter breiten Halle des Westminsterpalastes fällt nur wenig Licht. Fackeln haben im Laufe der Jahrhunderte die Deckenbalken verrußt, Talglichter erhellen Pulte und Aktentruhen.

Hunderte Schreiber arbeiten hier und in einem Anbau für die königliche Kanzlei, das Schatzamt und die hohen Gerichte. Im Namen des Königs sprechen sie Recht, stellen Befehle aus, hören Eingaben, verbuchen Steuern, beschaffen und verwalten Kredite.

Dies ist die am besten organisierte Verwaltung Europas. An ihre Spitze hat Eduard im Laufe der Jahre zuvor eine neue Generation tüchtiger und unbe-

dingt loyaler Männer gestellt, die ihm durchaus offen widersprechen dürfen – solange sie während seiner monatelangen Abwesenheit, die der Krieg gegen Frankreich mit sich bringt, die Ordnung im Reich aufrechterhalten. Und den Nachschub organisieren.

Denn jenseits des Blutvergießens ist der Krieg ein logistisches Kräftemessen. Kämpfer müssen rekrutiert, Waffen und riesige Mengen Pfeile beschafft werden, dazu Pferde sowie Heu und Hafer, Hufeisen und Nägel und Massen von haltbarem Proviant: Getreide, Hülsenfrüchte, Pökelfleisch, Käse.

Das alles kostet Geld. Viel Geld.

Der König lernt, dass er das Parlament braucht, um sich dieses Geld zu verschaffen, und macht ihm Zugeständnisse, die Englands Monarchie für immer verändern werden.

So verspricht er den Lords und Commons unter anderem, nie wieder ohne ihre Zustimmung außerordentliche Steuern zu erheben. Delegierte des Parlaments sollen zudem Mittel für die Kriegsausgaben überwachen.

Und: Minister sowie ranghohe Höflinge und Richter müssen ihr Handeln regelmäßig vor der Versammlung rechtfertigen und können dort zur Rechenschaft gezogen werden.

Diese weitgehenden Rechte des Parlaments beschränken zwar die Macht des Königs, stärken aber den Staat – an dessen Spitze Eduard ja ohnehin steht.

Denn die Zugeständnisse bewirken auf lange Frist, dass die gemeinsam beschlossenen Steuern auch wirklich bezahlt werden. Sie bringen Ordnung in die Finanzen und erhöhen so die Kreditwürdigkeit der Krone.

Und Eduard III. nimmt auf diese Weise den Adel, den Klerus und die Städte in die Pflicht: Haben deren Vertreter den Ausgaben für einen bewaffneten Konflikt erst einmal zugestimmt, ist sein Krieg unwiderruflich auch der ihre.

Zudem wendet sich der Herrscher mit gezielter Propaganda direkt an die steuerzahlenden Bauern und Bürger.

Rundschreiben sowie Predigten im Gottesdienst und Parolen auf Geldstücken erläutern seine Motive, preisen seine Erfolge. Die Franzosen, lässt er verkünden, hätten es darauf abgesehen, die

Hunderte Beamte verwalten von London aus das Land. Spätere Historiker werden England zum am besten organisierten Königreich Europas erklären

Englische Schiffe liegen vor Anker, der Seehandel ist die Lebensader des Inselreichs. Doch auch der Pesterreger wird diesen Weg nehmen

Engländer zu unterwerfen, ja auszulöschen. Sein Angriffskrieg wird so zum Verteidigungskampf eines ganzen Volkes.

Eduard III. versucht, sein Land in einen geeinten, robusten Kriegsstaat zu verwandeln. Doch nicht Frankreich wird ihn und sein Reich bis aufs Äußerste testen. Sondern Gott selbst.

Anfang 1348 feiert der König seine Siege über die Franzosen mit einer beispiellosen Reihe festlicher Turniere in London und anderen Städten.

Dabei reiten auch vornehme Gefangene auf, darunter der Herzog der Bretagne, der französische Oberbefehlshaber Graf von Eu sowie David II., König von Schottland: menschliche Kriegsbeute, die Eduard durch die Vorführung zugleich ehrt und demütigt.

Ehefrauen und Mätressen huldigen den Kämpfern. Sie haben das Haar zu einem golddurchwirkten Knoten aufgesteckt, der aufreizend den Nacken entblößt. Bei einem Kostümball zeigt sich Eduard ausgelassen als Fasan, flattert mit Flügeln aus echten Federn, die auf einem Kupfergestell angebracht sind.

Noch während der Feiern aber erreichen düstere Nachrichten vom Kontinent die Insel. Seeleute berichten von einer rätselhaften Seuche, die sich von Italien über Südfrankreich nach Norden ausbreitet. Unberechenbar soll sie sein und unfassbar tödlich. Etliche Landstriche und Städte habe sie entvölkert.

Doch weder der König noch seine Berater begreifen das Ausmaß der heranziehenden Gefahr. Ihre Aufmerksamkeit gilt einem neuen, wie sie hoffen, entscheidenden Feldzug gegen Paris.

Um einen wertvollen Verbündeten zu gewinnen, soll seine 14-jährige Tochter Johanna (Eduard ist seit 1328 mit einer holländischen Adeligen vermählt) den Thronfolger von Kastilien und León heiraten. Im Frühsommer schickt ihr Vater sie auf die Seereise nach Nordspanien.

Derweil kriecht der Schwarze Tod auf das Reich zu: jener Feind, gegen den weder Langbögen noch Lanzen etwas vermögen, kein Geld und kein Glaube.

Mitte Juni 1348 machen an Englands Südküste zwei Schiffe aus Bordeaux fest, dem Zentrum von Eduards französischem Besitz. Mehrere Matrosen sind krank und müssen von Bord getragen werden. Kurz darauf sterben sie.

Schon bald zeigen die ersten Einwohner der Hafenstadt ähnliche Symptome wie die betroffenen Seeleute: Dunkle Flecken bedecken ihre Körper, an den Lenden und unter den Achseln wachsen Geschwüre. Sie werden von heftigem Fieber gequält, einige spucken Blut. Nach wenigen Tagen sind sie tot.

Etwa um die gleiche Zeit fordert die Seuche knapp 700 Kilometer weiter südlich ein Opfer von höchstem Rang: Prinzessin Johanna, die ihre beschwerliche Reise nach Kastilien kurzzeitig in Bordeaux unterbrochen hat, stirbt auf einem Schloss außerhalb der Stadt.

Eduard ist schockiert. Hat Gott ihm eine Warnung zukommen lassen?

Auch einige seiner Bischöfe werden unruhig. Sie ordnen Bittgottesdienste und Bußprozessionen an, suchen Erklärungen für den himmlischen Zorn, den sie nicht verstehen, wo doch Gott den Engländern eben noch seine Gunst auf dem Schlachtfeld erwiesen hat.

Sind sie zu stolz geworden? Haben sie die Eroberungslust übertrieben? Ist es Zeit, das Blutvergießen zu beenden?

Trotz seines Schmerzes will Eduard davon nichts wissen. Die Vorbereitungen für den Feldzug gehen weiter.

In den ersten Septembertagen erliegt der Gemeindepfarrer von West Chickerell der Pest – nicht weit von dem englischen Hafen, in dem die Pestschiffe aus Bordeaux festgemacht haben.

Dann wird Dorchester befallen, rund zwölf Kilometer entfernt. Anschließend breitet die Seuche sich über die umgebende Grafschaft Dorset aus.

Über Land kommt sie im Durchschnitt mehrere Hundert Meter am Tag voran. Die Menschen beginnen, die abgelegene Region zu meiden. Entlang der Küste bewegt sich der Tod dagegen in größeren Sprüngen, denn Händler, Fischer und Schmuggler tragen ihn mit sich. Im August findet die Pest ein zweites Einfallstor, die Hafenstadt Bristol.

Und von dort aus führt eine viel genutzte Straße direkt nach London.

Englands Hauptstadt erstreckt sich über knapp fünf Kilometer entlang der Themse, von der düsteren Festung des Tower im Osten bis zum Palastbezirk von Westminster im Westen.

Dazwischen liegt die Altstadt mit ihren engen, lichtarmen Gassen, ragen wohl 100 Kirchtürme empor. Dicht an dicht reihen sich Schmieden und Seifensiedereien, Schuster- und Gerberwerkstätten, Brauhäuser, Bierschenken, Metzgereien, Fischhändler.

Die Themse liegt voller Schiffe, ist von Anlegern und Lagerhäusern gesäumt. Nur die London Bridge unterbricht ihre Reihe: eine massive Brücke, in deren Aufbauten Bordelle eingerichtet worden sind, zudem Manegen für Bären- und Hahnenkämpfe.

Auf den Straßen herrscht Gedränge. Überall der Gestank von Unrat und von Exkrementen, die herumliegen, versickern, in offenen Bächen und Gräben zum Strom hinabtreiben.

Es sind Zeichen einer Blüte, eines übermäßigen Wachstums: Rund 80 000 Menschen leben in der Stadt, kein anderer Hafen des Reiches schlägt so viele Rohstoffe und Fertigwaren um, keine Bürgerschaft genießt ähnliche Macht und Privilegien. Das kombinierte Vermögen der Londoner Kaufleute übertrifft die Ressourcen des königlichen Schatzamtes bei Weitem. Ihre Kredite haben Eduards Siege ermöglicht. London ist die Herzkammer Englands.

Auf welchem Weg die Krankheit sich in die Metropole hereinstiehlt, ob über die Landstraße von Bristol oder über den Themsehafen, ist ungewiss.

Ohnehin ahnen ihre Übermittler nicht, dass sie den Tod in sich tragen – und die Flöhe in ihrer Kleidung ihn weitergeben, etwa wenn sich die Infizierten an einem Passanten vorbeischieben, einen Geschäftsfreund treffen, mit einer Prostituierten von der London Bridge schlafen. Die Ersten sterben noch im Verborgenen, von verängstigten Angehörigen und Wirten verheimlicht.

So kommt es, dass der offene Ausbruch der Pest in der Kapitale im Herbst 1348 einer Explosion gleicht. Binnen Tagen zeigen Hunderte Menschen die schwarzen Male und sterben elendig.

Da die geräumigen, parfümierten Häuser der Kaufleute voller Silbergeschirr und Schmuckteppichen direkt neben Elendsquartieren liegen, fällt der Tod bald unterschiedslos über Arme und Reiche her, über Bettler wie mächtige Finanziers der Krone.

Der König hält sich zu dieser Zeit nicht in seiner Hauptstadt auf, sondern in Sandwich an der Südostspitze Englands. Ungeachtet der einsetzenden Katastrophe will er weiterhin eine Armee nach Frankreich führen.

Erst Mitte November akzeptiert er, dass die auf beiden Seiten des Ärmelkanals grassierende Seuche keinen Heerzug zulässt. Widerwillig entlässt der Monarch die Truppen, schifft sich aber mit einer kleinen Mannschaft ein, um mit dem Grafen von Flandern ein Bündnis für seinen – nur aufgeschobenen – Krieg gegen Paris auszuhandeln.

Als Eduard Anfang Dezember heimkehrt, leistet er im vergleichsweise abgeschirmten Tower von London noch einige Unterschriften. Dann reist der Herrscher auf das Anwesen des Erzbischofs von Canterbury, um dort ein ausgelassenes Weihnachtsfest zu feiern, mit fantasievollen Kostümen und karnevalesken Scherzen, wie es Brauch ist.

Nur langsam wird dem König klar, dass die Pest mehr ist als eine kurzfristige, ärgerliche Störung seiner Pläne. Am 1. Januar 1349 vertagt er das nach London einberufene Parlament auf April, denn nun lässt sich die Gefahr nicht mehr verdrängen. Ende des Monats zieht er mit der Familie auf ein Gut nördlich der Hauptstadt und holt zum Schutz seine privaten Reliquien nach.

Eduards Flucht vor dem Tod hat begonnen.

Längst hat die Pest London so sehr im Griff, dass die Gilden an der Themse inzwischen darauf verzichten, von denjenigen, die der Beerdigung eines Zunftgenossen fernbleiben, das sonst übliche Bußgeld zu erheben. Denn das Risiko, selbst zu erkranken, scheint unzumutbar. Schon die ersten Gerüchte vom Kontinent haben ja die geheimnisvolle Warnung mit sich gebracht, dass jeder, der einen Erkrankten auch nur berühre, selbst den Tod riskiere.

Im übrigen England verlangsamt derweil der Winter den Vormarsch der Seuche. Weniger Menschen sind auf Märkten und Landstraßen unterwegs. Mit dem Vorfrühling 1349 jedoch, dem Wiederaufleben des Verkehrs, bricht die Krankheit sich wieder rasend Bahn.

Bitt- und Bußprozessionen, verriegelte Tore, Flucht: Nichts kann das Sterben stoppen. Ende März ist fast jede Stadt südlich von Nottingham von der Pest betroffen. Und unaufhaltsam dringt sie weiter ins Land vor.

Auch die Londoner Obrigkeit weiß kein Mittel gegen die Not. Bürgermeister und Ratsherren können allenfalls versuchen, die öffentliche Ordnung aufrechtzuerhalten. Verbrecher werden weiterhin verfolgt, die Gerichte tagen, auch die Notariate, die Handelsaufsicht – während zugleich nun Bahre auf Bahre aus der Stadt getragen wird und die Leichenkarren schon bald den einst hektischen Stadtverkehr fast ganz ablösen.

Gleich zwei neue Friedhöfe entstehen außerhalb der Mauern. Anfangs werden die Menschen noch einzeln bestattet, dann in Massengräber gelegt, schließlich wandeln die Anger sich in Abfallgruben für totes Fleisch.

Westminster Hall aber trotzt dem Kollaps. Die Männer in der Zentralverwaltung sind es gewohnt, das Reich zu leiten, während der König im Feld ist, und arbeiten nun unbeirrt weiter – auch als ihr Herr zum Flüchtling im eigenen Land wird. Zudem gelingt es, die Amtsleute in der Halle weitgehend vor Ansteckung zu schützen: Details sind nicht überliefert, doch vermutlich müssen Besucher einen Sicherheitsabstand zu den Verwaltungsexperten wahren, werden Boten aus Seuchengebieten nur unter besonderen Vorkehrungen empfangen.

EDUARDS KAPITAL SIND SEIN MUT, SEINE SOLDATEN.

UND SEINE BEAMTEN

Im Frühjahr 1349 gewinnt Eduard den Eindruck, dass die Pest abklingt. Zumindest fühlt er sich nun sicher genug, eine Anzahl Vasallen nach Schloss Windsor einzuladen und mit ihnen ein Turnier zu feiern – nicht zu irgendeinem Datum, sondern am 23. April, dem Tag des heiligen Georg. Auf dem Turnier versammelt er erstmals die Mitglieder eines neuen, von ihm gestifteten Ritterordens zu Ehren des Kriegerpatrons.

Bei der Zusammenkunft trägt jeder Kämpfer um das gepanzerte Bein ein Hosenband, ein unter Adeligen verbreitetes modisches Accessoire, mit dem Motto des Ordens: „Honi soit qui mal y pense“, „Schande über den, der übel davon denkt“ – vermutlich ist damit Eduards Anspruch auf den französischen Thron gemeint.

Geschickt bindet Eduard III. das Parlament in seine Regierung ein, verleiht ihm neue Rechte (oben eine Gerichtssitzung). Das mindert seine Macht, stärkt aber England insgesamt

Das Turnier und der Orden sind mehr als eine königliche Laune: Sie sind Politik. Eduard zelebriert seinen Ruhm als ritterlicher Herrscher und würdiger Nachfolger des legendären Königs Artus. Zugleich schmeichelt er mit der elitären Gemeinschaft dem hohen Adel und bindet die mächtigsten Magnaten eng an sich, indem er sie heraushebt wie einst Artus seine berühmte Tafelrunde.

Sosehr er um den Wert seiner Bogenschützen und Buchhalter weiß, sosehr teilt er nach außen den Glanz seiner Siege mit der alten Krieger- und Landbesitzerelite: Während sein Vater diese Männer mit brutaler Arroganz verprellte, buhlt Eduard III. um ihre Loyalität.

Darüber hinaus will er England mit dem heiligen Georg einen Schutzpatron schaffen, wie Frankreich ihn bereits in dem heiligen Dionysius hat, und signalisiert so ungebrochene Kampfbereitschaft.

Immer noch behandelt er die Pest wie eine lästige Unterbrechung seiner eigentlichen Bestimmung: auf dem Kontinent zurückzugewinnen, was seinen Vorfahren genommen wurde.

Allein: Die Seuche wütet weiter.

Wenige Tage nach dem Georgsfest erfasst sie auch den Palast von Westminster – vielleicht über einen Gerichtsboten, der aus einer vermeintlich noch nicht betroffenen Gegend kommt und unbedacht vorgelassen wird.

Etliche Schreiber erkranken und sterben. Auch Eduards Leibarzt erliegt der Pest; möglicherweise war er zur Behandlung der Befallenen abgestellt.

Anschließend holt sich der Tod Revisoren, Juristen und Räte – und am 20. Mai 1349 sogar den Chef des Apparats, Kanzler John Ufford. Westminster wankt, der Staat wankt.

Doch andere rücken nach. Jüngere erhalten Verantwortung. Veteranen werden aus dem Ruhestand geholt. Zuweilen enden in einem Kontenbuch die Einträge abrupt – nur um von einer anderen Handschrift fortgeführt zu werden.

Wie viele auch sterben: Die Überlebenden machen weiter. Halten mit Mut und Pflichtbewusstsein die Kanzlei des Königs in Betrieb wie auch das Schatzamt und seinen Hof.

Die von Eduard für den Krieg geschaffene Bürokratie funktioniert nun selbst wie eine bedrängte Truppe. Unnachgiebig, opferbereit und stoisch loyal.

Derweil hat sich der Herrscher erneut auf ein isoliertes Landgut zurückgezogen, Woodstock in Oxfordshire.

Geschieht dies aus Feigheit? Oder, im Gegenteil, aus Verantwortungsgefühl? Denn darf sich ein Monarch dieser Gefahr aussetzen?

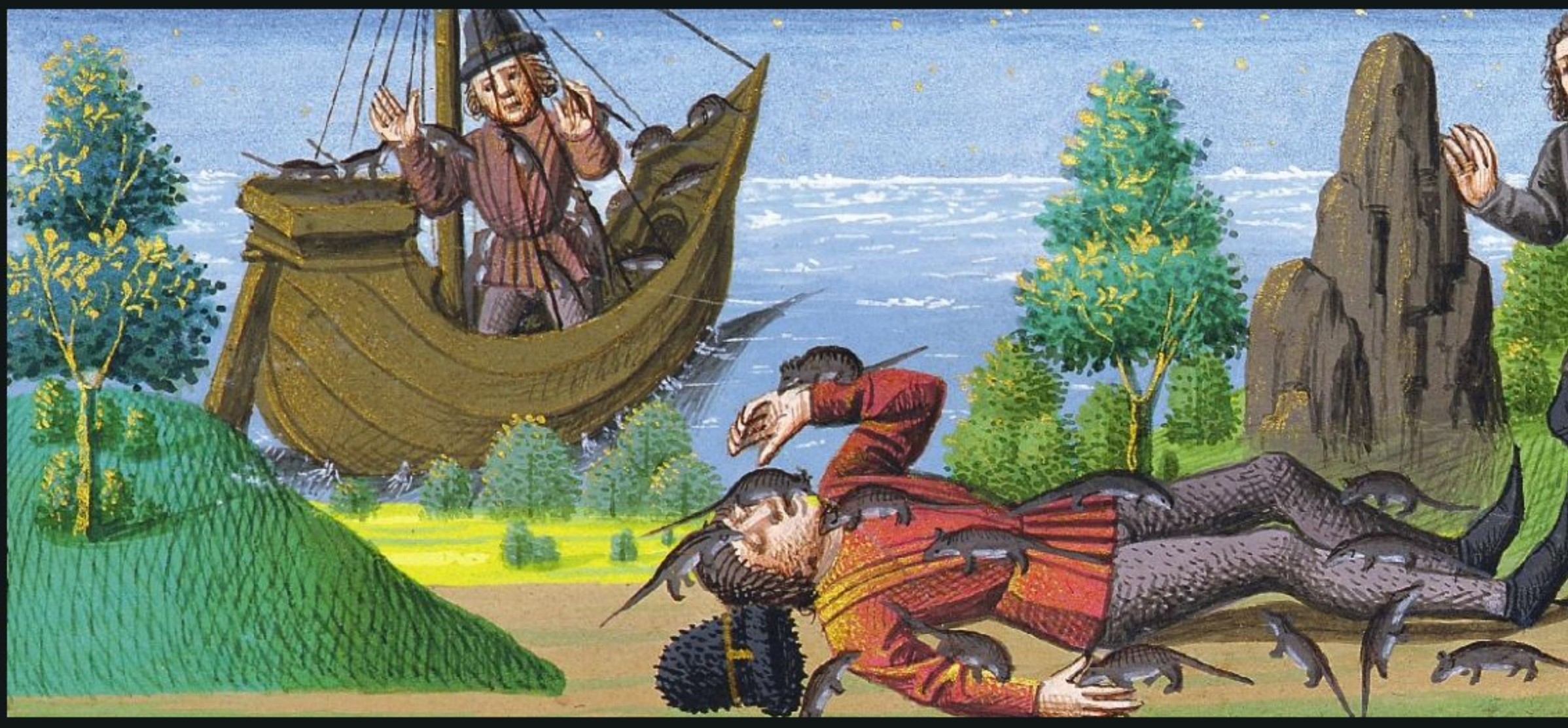
Vermutlich sind es die schlimmsten Wochen seiner Herrschaft: eine Zeit, über die die Quellen weitgehend schweigen. Offenkundig muss der sonst aktive Herrscher tatenlos zusehen, wie ihm das Reich unter den Händen abstirbt.

Aus ungeklärten Gründen liegt die Todesrate in England höher als vielerorts in Europa. Die Zahl der gerichtlichen Nachlassverfahren steigt auf das 15-Fache gegenüber normalen Zeiten.

Das Hospital von St. James in London verliert seinen Leiter, alle Schwestern und sämtliche der betreuenden Mönche bis auf einen. Allenthalben in der Stadt liegen Unrat und Kot, wird der Gestank unerträglich, weil die verbliebenen Straßenkehrer Leichen fahren.

Vom Morgengeläut bis zum Abend, wenn die Glocken der Kirchen den Tag beschließen, arbeiten auf den neuen Friedhöfen außerhalb Londons die Totengräber – während in der Stadt Wohnung für Wohnung, Haus um Haus, Geschäft für Geschäft verwaisen.

Und doch profitiert England in diesen Wochen von der klugen, entschlossenen Politik, mit der Eduard III. sein Königreich seit knapp zwei Jahrzehnten



führt. Während unter seinen Vorgängern Notlagen immer wieder zu Revolten des Adels und des Volkes geführt haben, nutzt diesmal keine Oppositions- oder gar Rebellengruppe die Krise.

Weder Recht noch Ordnung brechen zusammen. Vielmehr können sich die Untertanen darauf verlassen, dass ihren Eingaben und Urkunden nach wie vor angemessen bearbeitet werden.

Kein Herrscher der europäischen Flächenstaaten weiß sich gegen die Epidemie Rat. Der römisch-deutsche König Karl IV. muss seine Krönung in Aachen aufschieben, in Avignon schließt sich Papst Clemens VI. in seinem Palast ein (siehe Seite 56), und in Frankreich kollabiert in der Folge der Pest die Finanzverwaltung.

In England kommt dagegen nicht einmal die Steuererhebung zum Erliegen: Getragen von unerbittlich ihre Pflicht erfüllenden Amtswaltern, in den Gemeinden autonom organisiert, spült das System weiter Geld in die Kriegskasse.

Mitte Juni 1349 kehrt der König nach London zurück. Die Pest lässt die Hauptstadt endlich hinter sich, nähert sich jetzt aber langsam seiner Zuflucht Woodstock. Vor allem aber nimmt Eduard in der Kapitale die Geschäfte wieder auf, weil sein Amt es verlangt.

Mag er gegen das rätselhafte Unheil selbst auch machtlos sein: Auf die politischen und sozialen Folgen der Seuche muss er nun reagieren.

Millionen seiner Untertanen sind gestorben oder werden noch umkommen, während die Krankheit nur langsam abklingt; vermutlich lässt beinahe jeder zweite Engländer sein Leben.

Es ist ein beispielloses Drama – das den Überlebenden jedoch unverhoffte Möglichkeiten bietet. Pfarrstellen werden frei, Bischofssitze, Professuren in Oxford und Cambridge.

Bauern und Pächter bringen das Land verstorbener Nachbarn an sich, Landlose werden zu Besitzern.

Nicht selten ernten Fremde die Felder von Toten ab oder plündern deren Häuser. Allenthalben sinken die Lebensmittelpreise, weil die Reserven des Vorjahres nun eine viel kleinere Anzahl Menschen ernähren müssen; das Vieh hat zumeist überlebt und kommt als Nachlass auf die Märkte.

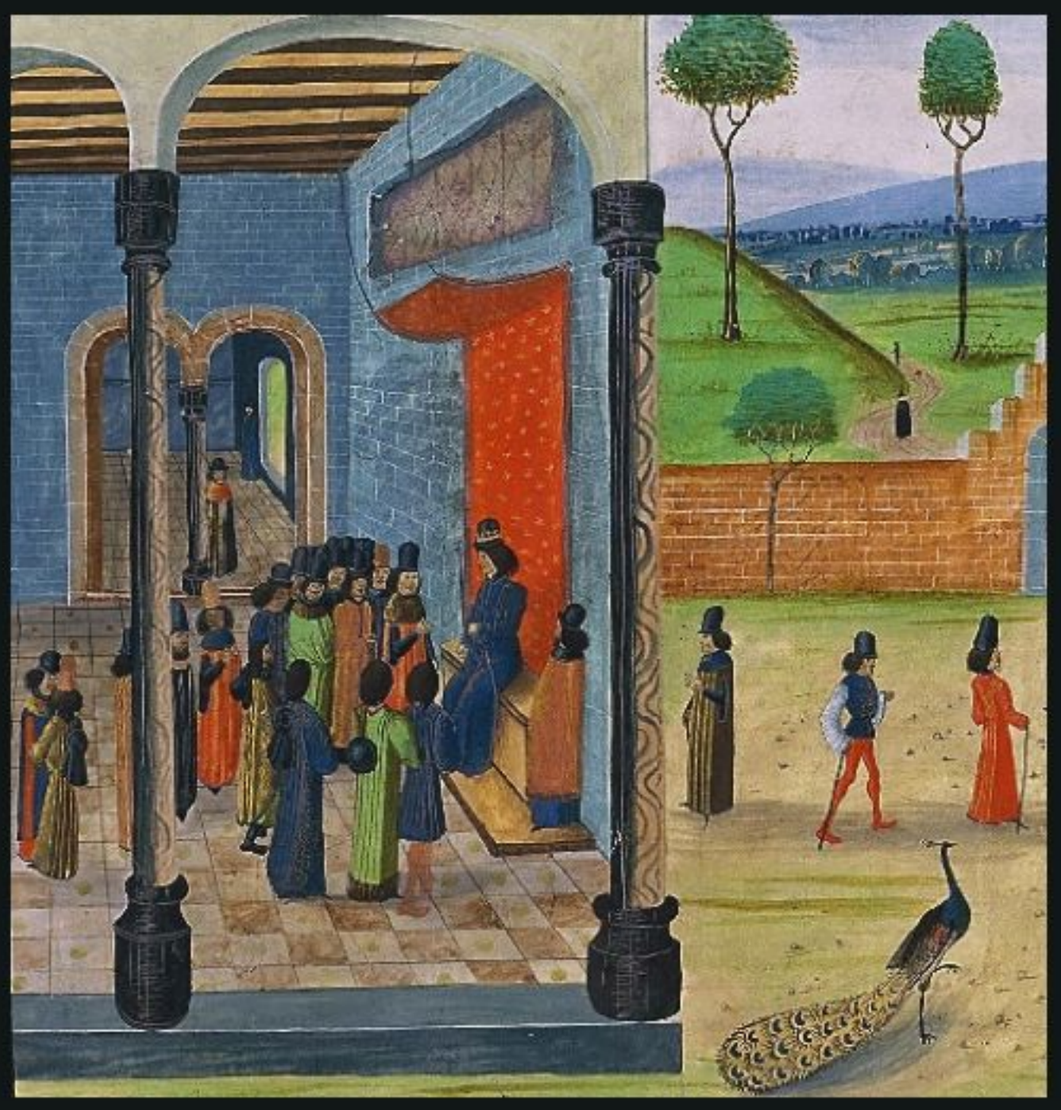
Umso knapper sind Arbeitskräfte. Und jene Männer, die von der Pest verschont wurden, kennen ihren plötzlich gestiegenen Wert. Wohl schon im Sommer 1349 verlangen die ersten Lohnarbeiter eine bessere Bezahlung oder verlassen ihre Stellen, weil sich auf dem Nachbargut mehr verdienen lässt.

Andere machen nun nach Belieben Feierabend und lassen es sich im Wirtshaus gut gehen, wo sie Fleisch und Bier bestellen, statt wie zuvor in Not und Abhängigkeit von hartem Brot zu leben.

Vermutlich handelt es sich noch um Einzelfälle. Doch als der König seine Amtsgeschäfte wieder aufnimmt, steht die Erntezeit bevor, und die Landbesitzer fürchten exzessive Lohnforderungen – oder dass sie überhaupt keine Leute finden und ihnen daher das Korn auf dem Halm verdirbt.

Dabei geht es nicht nur ums Geld. In den Augen von Adel und Klerus steht es dem gemeinen Mann schlicht nicht zu, Ansprüche zu erheben, die Arbeit zu vernachlässigen, in vermeintlichem Luxus zu schwelgen. Derlei Anmaßung

Im Sommer 1348 erreichen erste pestverseuchte Schiffe England. London wird von der Pandemie außergewöhnlich hart getroffen – stärker als viele andere europäische Großstädte



Eduard III. bringt sich auf Landgütern in Sicherheit, empfängt Berater. Doch kaum lässt die Pest im Sommer 1349 in London nach, kehrt er zurück und sorgt für Ordnung

verdreht die gottgewollte Ordnung. Zählen nicht Gier und Stolz zu den Sünden, die eben erst das große Strafgericht der Pest heraufbeschworen haben?

Am 18. Juni stellen sich Eduard und der Kronrat hinter die Besitzenden. Die Kanzlei in Westminster fertigt ein Gesetz aus, das die Unbotmäßigkeit im Keim ersticken soll, die „Ordinance of Labourers“. Darin wird allen gesunden Männern und Frauen unter 60 Jahren untersagt, eine angebotene Arbeit abzulehnen, sofern sie nicht einen eigenen Handwerksbetrieb oder Hof führen.

Auch ist es verboten, ein höheres Entgelt zu fordern (oder zu zahlen), als es vor der Pest üblich war; entsprechende, bereits eingegangene Verträge sind hinfällig. Und niemand darf ein Arbeitsverhältnis vorzeitig kündigen oder verlassen, sich aufs Betteln verlegen oder einen gesunden Bettler unterstützen. Wer das Gesetz bricht, dem drohen empfindliche Haft- und Geldstrafen.

Diese Arbeitsordnung hat zwar Vorbilder in der englischen Geschichte, doch nie zuvor hat die Regierung so massiv in die Rechte und Freiheiten der Engländer eingegriffen. Mancherorts begehrt das Volk gegen die neuen Gesetze auf, doch Tumulte werden unterdrückt, Streikende festgesetzt.

Auch auf die Flut von Petitionen, in denen Untertanen um Nachlässe auf ihre Pachten und Abgaben bitten, reagiert die königliche Verwaltung unnachgiebig, gewährt kaum je Erleichterungen.

Ähnlich entschlossen verbietet Eduard einige Monate später seinen Untertanen Pilgerreisen ins Ausland: Das erschöpfte Reich brauche jeden Mann.

Damit bekümmert er die Frommen und kränkt den Papst, denn 1350 ist eines jener offiziellen „Jubeljahre“, in denen eine Wallfahrt nach Rom mit dem Ablass aller Sündenstrafen belohnt wird.

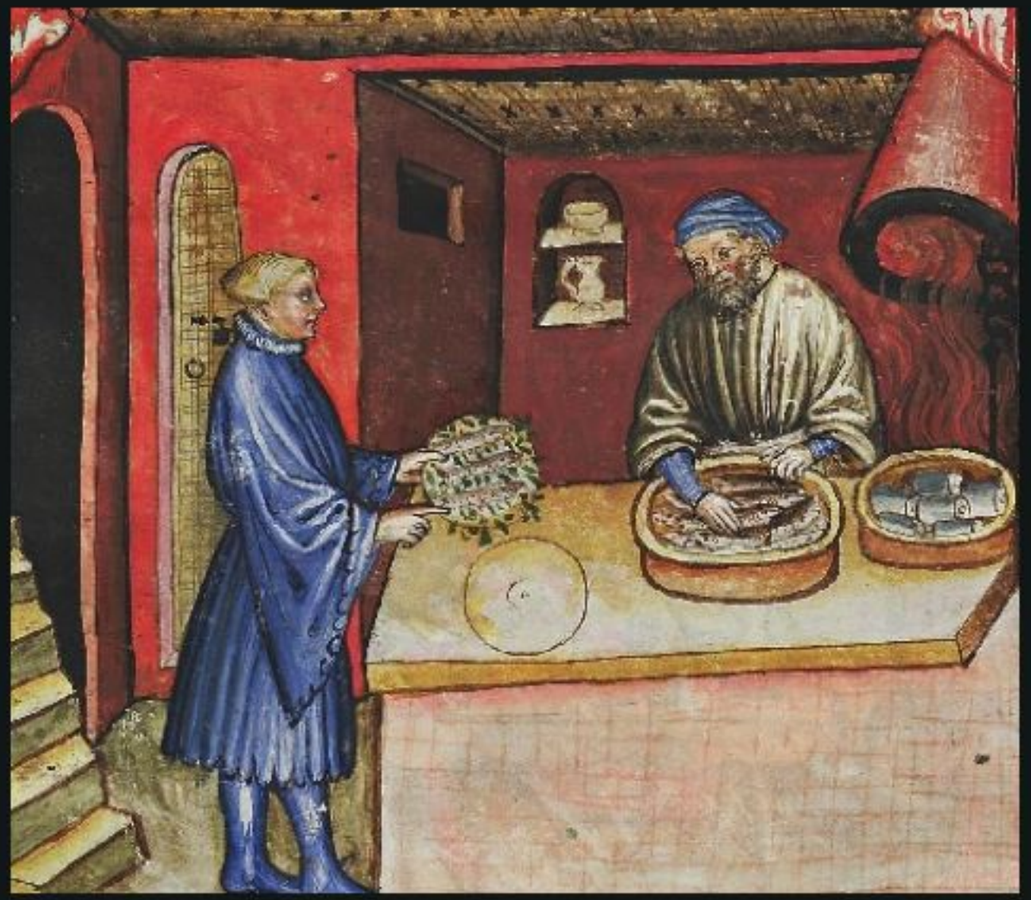
Andererseits ist Papst Clemens VI. ein Franzose und in England wenig beliebt, sind besonders die Commons stets bereit, eine kirchenpolitisch harte Haltung zu unterstützen.

Und um den Allmächtigen gnädig zu stimmen, beteiligt sich Eduard demonstrativ an Heiligenfeiern.

Damit entspricht der resolut zupackende König dem Ideal eines guten Herrschers, wie Bürger, Adel und Geistlichkeit ihn sich wünschen: devot vor Gott, hart gegen das gemeine Volk, im Einklang mit den Besitzenden. Und so gelingt es Eduard III., die Pestkatastro-

DER WINTER HÄLT DEN SCHWARZEN TOD AUF.

ABER NUR VORÜBERGEHEND



Als die Pest in England Mitte 1349 langsam abklingt, zeigen sich die sozialen und wirtschaftlichen Folgen der Seuche: Die Landwirtschaft liegt am Boden, viele Bauern können kaum noch Steuern zahlen, Arbeitskräfte sind knapp. Da erlässt der König Gesetze, in denen er beispielsweise Arbeitgebern verbietet, höhere Löhne als vor der Pest zu zahlen – und Lohnarbeitern, angebotene Tätigkeiten abzulehnen. Vor allem aber stärkt er das Woll- und Tuchgewerbe und begründet damit den späteren Wohlstand Englands, in dem bald auch der Handel boomt (Szenen mittelalterlichen Lebens, Buchmalerei, 14. Jahrhundert)

phe nicht nur zu überstehen, sondern gestärkt aus ihr hervorzugehen: Nach der Epidemie vertraut ihm das politische England fester denn je.

Seit dem Coup gegen Mortimer, so scheint es nun, hat er alles richtig gemacht: Er hat den Adel mit der Krone versöhnt, das Vertrauen des Parlaments gewonnen, ehrgeizig und glücklich Krieg geführt, einen höchst robusten Staat geschaffen – und die gottgefällige Ordnung wiederhergestellt.

Tatsächlich erholt sich sein Staat erstaunlich rasch von der Katastrophe.

Binnen weniger Jahre sind die meisten Bauernhöfe neu besetzt, blühen Handel und Gewerbe wieder auf. Dazu trägt wohl auch bei, dass die Pest England in einer Zeit getroffen hat, in der das Land die Zahl seiner Bewohner kaum ernähren konnte, in der Hungers-

nöte und Unterbeschäftigung um sich griffen: Das große Sterben hat diese Situation nun entschärft.

Vor allem setzt Eduard III. seine zugleich energische und auf Ausgleich bedachte Politik fort. Mehr denn je hört er auf den Rat kluger Minister und sucht das Einvernehmen mit Adel und Bürgern: In den Jahren nach der Pest wird England endgültig zu einer auf das Parlament gestützten Monarchie.

Bereits 1351 verschärfen Parlament und Krone die Ordinance of Labourers. Allerdings mit gemischtem Erfolg.

Denn Gutsherren und Gewerbetreibende haben zwar ein gemeinsames Interesse, die Arbeiter kurzzuhalten. Doch wenn es darum geht, für den eigenen Betrieb Leute zu bekommen, zahlt der Einzelne lieber mehr, drückt bei Bummlern ein Auge zu, gewährt Zulagen unter der Hand und fälscht die Bücher. Und so nehmen sich viele Tagelöhner trotz der neuen Gesetze die Freiheit, zu arbeiten, wann und für wen sie mögen.

Dennoch helfen die Dekrete den Besitzenden, viele Forderungen der Arbeiter zu unterdrücken. Und Eduard demonstriert, dass er sich um die Sorgen der im Parlament vertretenen Lords und Commons kümmert.

Ähnlich verhält es sich bei den Steuern. Da die geschrumpften Gemeinden die alten Quoten kaum mehr tragen können, treibt Schatzminister William Edington, einer der talentiertesten Finanzverwalter des späten Mittelalters, eine grundlegende Reform voran: Fortan will die Krone den Export von Wolle und Tuch fördern und ganz neu organisieren, um anschließend von den zunehmenden Ausfuhrzöllen auf beides zu profitieren – und damit statt der Bauern vor allem den Seehandel abzuschöpfen.

Die Reform gelingt. Bereits um 1355 bezieht Eduard aus seinen Häfen fünfmal mehr Zolleinnahmen als noch 20 Jahre zuvor. Das Geld ermöglicht es ihm, den Krieg in Frankreich erfolgreich fortzusetzen.

1360 geht er schließlich einen Frieden ein, der seinen Besitz jenseits des Kanals stark vergrößert und seinen Anspruch auf den französischen Thron in der Schwebe lässt.

Bald darauf kommt er dem erwachenden Nationalgefühl seiner Landsleute entgegen und ersetzt die traditionell französische Amtssprache durch das Englische. Er fördert Universitäten und Bildung, baut Paläste und Kathedralen aus. Seine Hofhaltung ist glänzend, sein Ansehen gewaltig: Eduard III. ist nun einer der ruhmreichsten Könige Europas.

Erst nach 1370 fallen Schatten auf seine Herrschaft. Weil Frankreichs Monarch zäh versucht, die verlorenen Gebiete zurückzugewinnen, hat das Parlament zwar begeistert einem neuen Krieg zugestimmt und Eduard seinen Anspruch auf den Thron in Paris erneuert.

Doch der Gegner hat gelernt, große Schlachten zu vermeiden, auf Verschleiß zu setzen. Und Eduard, nun knapp 60, ist zu alt für den Krieg. Ein Landstrich nach dem anderen geht verloren – während Krankheiten den König schwächen, schließlich unfähig machen zu regieren.

Am 21. Juni 1377 stirbt Eduard III. auf einem Landgut bei London.

S

Seine schlimmste Heimsuchung aber überdauert ihn: die Pest. Bereits zu seinen Lebzeiten ist sie noch mehrmals zurückgekehrt, allein bis zum Ende des 15. Jahrhunderts verheert sie England mehr als ein Dutzend Mal. Und weil ihr oft gerade junge Menschen zum Opfer fallen, die Geburtenrate sinkt und der Krieg auf dem Festland zusätzlich Männer frisst, nimmt die Bevölkerungszahl über Jahrzehnte weiter ab.

Auch das Ringen mit Frankreich wird noch Generationen andauern – und 1453 schließlich verloren gehen.

Derweil ist noch zu Eduards Lebzeiten unter den einfachen Leuten die Verbitterung über die Arbeitsgesetze gewachsen; nur wenige Jahre nach seinem Tod wird sie sich in einem blutigen Volksaufstand entladen, der zwar niedergeschlagen wird, aber auf lange Sicht einen gewissen Erfolg hat.

Denn zahlreiche Grundherren geben nun die Bewirtschaftung ihrer Güter auf, und immer mehr der ehemaligen Unfreien suchen sich ihre Arbeit selbst, was dazu führt, dass die Leibeigenschaft zu Beginn des 16. Jahrhunderts fast vollständig verschwunden sein wird.

Nichts davon vermag das Andenken an den erfolgreichen Regenten zu trüben. Bewunderern gilt Eduard III. über Jahrhunderte als kluger und tatkräftiger Monarch. Als großer Truppenführer, Wegbereiter der parlamentarischen Monarchie und energischer Verfechter einer aktiven Wirtschaftspolitik. Als Herr einer Verwaltung, die selbst der Pest trotzte – und als wahrer Ritter.

Seine Grablege in der Abtei von Westminster ziert ein sechszeiliges Gedicht. Es beginnt: „Hier ruht Englands Ruhm, der Inbegriff vergangener Könige / das Vorbild für künftige". ●

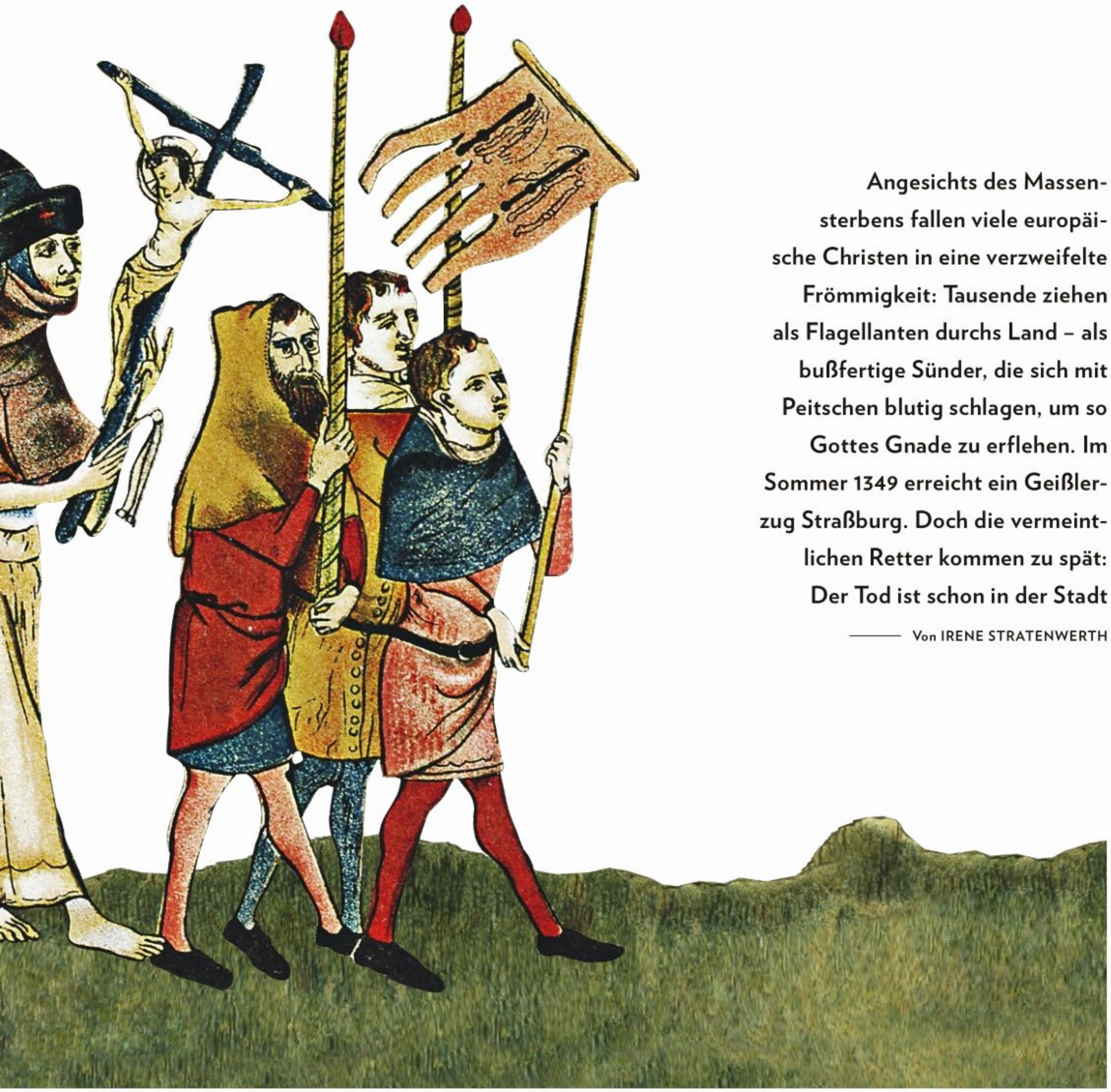
Dr. Mathias Mesenhöller, *Jg. 1969, ist Autor in Berlin. Zuletzt hat er für* GEO*EPOCHE das London des 19. Jahrhunderts porträtiert.*

LITERATUREMPFEHLUNGEN: William Mark Ormrod, *„Edward III"*, Yale University Press: wohlwollende Biografie des englischen Königs aus der Feder eines ausgewiesenen Spezialisten jener Epoche. Benedict Gummer, *„The Scourging Angel. The Black Death in the British Isles"*, The Bodley Head: hochgelobtes und lesenswertes Porträt der Pestepidemie im Inselreich. Rosemary Horrox, *„The Black Death"*, Manchester University Press: kommentierte Quellensammlung vor allem zu England. Die Originalstimmen aus der Zeit der Katastrophe sind packender als viele historische Darstellungen.

DIE BRÜDER DES

Vom religiösen Eifer der Flagellanten lassen sich alle Schichten mitreißen: Bauern, Städter, Ritter und Geistliche. Barfuß folgen sie dem Kruzifix, denn Jesus Christus ist ihr Vorbild. Seine Leiden wollen sie nachempfinden – und so die Menschheit von der Pestilenz befreien

SCHMERZES



Angesichts des Massensterbens fallen viele europäische Christen in eine verzweifelte Frömmigkeit: Tausende ziehen als Flagellanten durchs Land – als bußfertige Sünder, die sich mit Peitschen blutig schlagen, um so Gottes Gnade zu erflehen. Im Sommer 1349 erreicht ein Geißlerzug Straßburg. Doch die vermeintlichen Retter kommen zu spät: Der Tod ist schon in der Stadt

Von IRENE STRATENWERTH

Großes Aufsehen erregt ihr Eintreffen vor dem Metzgertor im Süden Straßburgs an diesem 8. Juli 1349. In Zweierreihen nähert sich die schaurige Prozession der Stadt. Es sind etwa 200 Männer in weißen, blutbefleckten Umhängen, die Häupter mit Kapuzen oder Hüten bedeckt, auf denen jeweils ein rotes Kreuz prangt. Sie halten Fahnen hoch sowie brennende Kerzen und prächtige Baldachine. Und sie tragen Geißeln bei sich, spezielle Peitschen, in deren drei Stränge Nägel und Eisenzacken eingeknotet sind.

Die Männer sind Flagellanten. Bußfertige Gläubige, die ihre Körper peinigen, um die Sünden der Menschheit auf sich zu nehmen und damit Gottes Zorn zu mildern. Auf diese Weise wollen sie die Pestilenz von der Christenheit abwenden.

Rasch lockt die Kunde von der Ankunft der Büßer Schaulustige an. Männer und Frauen lassen ihre Arbeit in Badestuben, Werkstätten und Krämerläden liegen und drängen vor die Stadtmauer.

Die Ankömmlinge, die inzwischen ihre Umhänge abgelegt haben und jeweils nur noch ein Tuch um die Hüfte tragen, bilden auf der freien Fläche vor einem Stadttor einen großen Kreis und zeigen ihre nackte, geschundene Haut.

Vorsänger aus den Reihen der Büßer erheben ihre Stimmen, verkünden: „Für Gott vergießen wir unser Blut."

Im Takt des Liedes lassen die Flagellanten nun der Reihe nach ihre Geißel auf den eigenen Rücken niedergehen. Schon bei den ersten Schlägen platzen alte Wunden auf, werden neue gerissen. Das Klatschen der Peitschen mischt sich in die Melodie des Geißlerliedes.

Und noch einmal: „Für Gott vergießen wir unser Blut."

Anschließend: Stille. Wie auf ein unsichtbares Kommando hin sinken alle Männer plötzlich auf die Knie, breiten ihre Arme zu beiden Seiten aus, erstarren und fallen bäuchlings zu Boden, wo sie als menschgewordene Kreuze wie tot liegen bleiben.

Erst nach einer Weile sind die Sänger erneut zu hören: „Nun hebt eure Hände, damit Gott das große Sterben abwende!" Dann beginnt die nächste Runde der Selbstbestrafung.

Über Stunden geht das so, wechseln sich Bußübung und todesgleiche Ruhe ab, singen die Geißler bei ihrem blutigen Tun von Ehebruch, Wucher und der Entweihung der Sonntagsruhe, von Sünden also, die weit verbreitet sind.

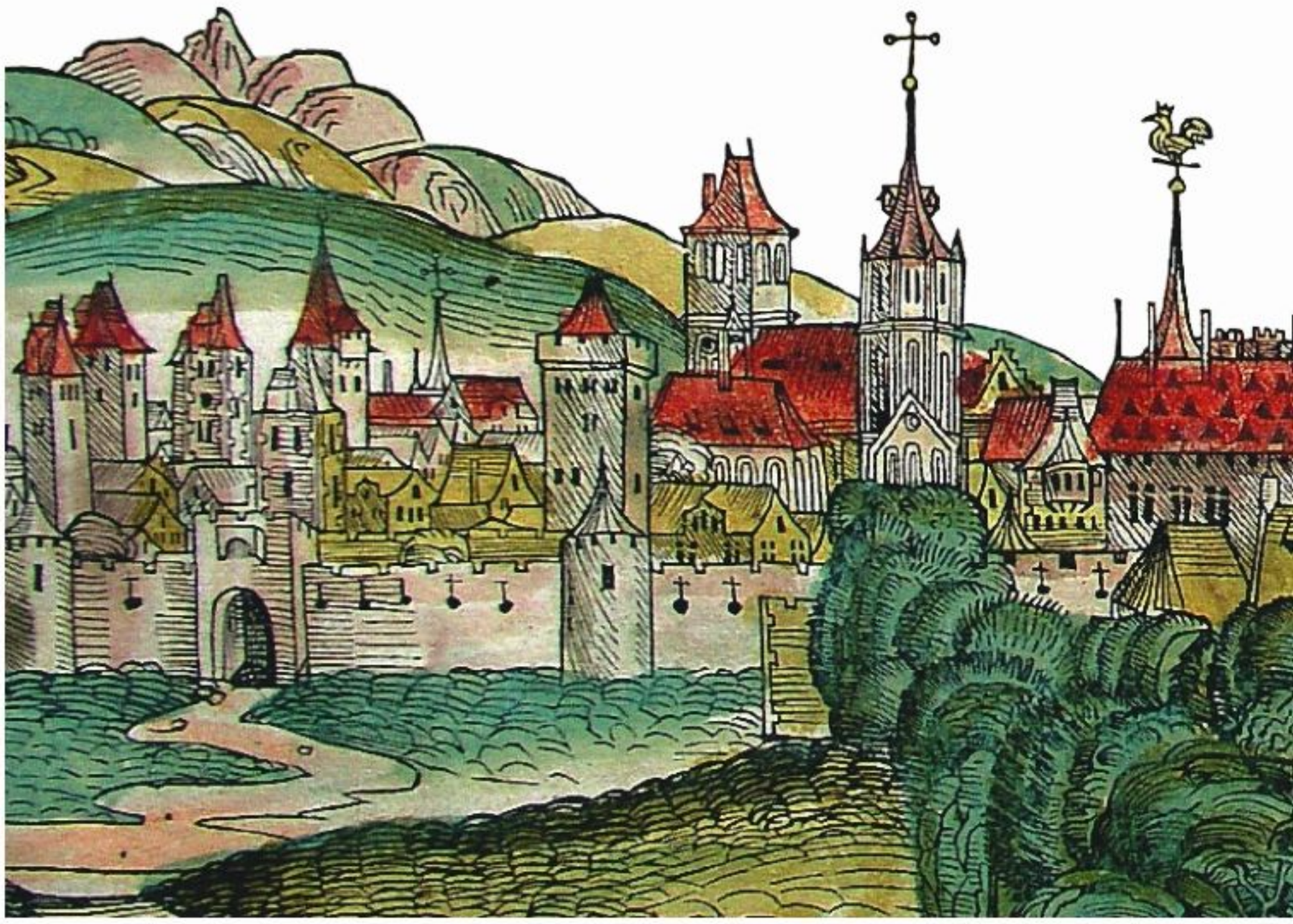
Bis zum Mittag bleiben die Geißler vor dem Metzgertor. Die Stadt betreten sie zunächst nicht, denn hinter der Mauer stehen Häuser, Buden und Marktstände so gedrängt, dass nirgendwo ausreichend Platz wäre für ihr frommes Spektakel. Und noch weniger für das Publikum, das im Laufe des Vormittags immer zahlreicher wird. Einigen Zuschauern laufen Tränen über die Wangen – nun, da sie an ihre Sünden erinnert werden.

Sind sie, die Straßburger, zu selbstbewusst geworden, zu hochmütig? Hat sie der Wohlstand in der aufblühenden Handelsstadt an der Mündung der Ill in den Rhein leichtsinnig gemacht?

Denn es ist nur eine Frage der Zeit, bis die Pest, die bereits fast den gesamten Mittelmeerraum sowie die europäische Atlantikküste bis nach Südengland im Griff hält, auch ihre Stadt erreicht.

In Basel hat sie schon gewütet, nachdem sie von Marseille über Avignon das Rhônetal hinaufgekommen ist. Nun kriecht die Seuche durch das Elsass auf Straßburg zu.

Kommt der Schwarze Tod als Strafe eines von den Sündern enttäuschten Gottes über sie, wird die Welt mit dieser Seuche untergehen? Lässt sich der Herr im Himmel durch tiefste Zerknirschung



Aus Angst vor dem Zorn Gottes schließen sich in Straßburg mehr als 1000 Bürger den Flagellanten an und gehen fortan selbst auf Bußfahrt

und größte Bußfertigkeit doch noch umstimmen? Und wenn das so ist, hilft die Sühne der Flagellanten nur den Geißlern selbst, oder können sie womöglich ganze Städte durch ihr Tun vor der Pest beschützen?

Sicher auch in der Hoffnung auf diesen Schutz spenden die Zuschauer reichlich, als die Besucher am Ende ihres blutigen Rituals Geld für ihre weitere Reise sammeln.

Am Nachmittag ziehen die Büßer dann in die Stadt ein, zum Münster, dessen Glocken ihnen zum Willkommen läuten. Die Kathedrale, an der seit mehr als 170 Jahren gebaut wird, liegt kaum 500 Meter Luftlinie vom Metzgertor entfernt. Aber es dauert lange, bis der Zug der 200 Männer sich seinen Weg durch die verwinkelten und überfüllten Gassen der Stadt gebahnt hat.

Im riesigen Kirchenschiff werfen sich die Geißler erneut wie Gekreuzigte nieder. Mehr noch, sie werden dabei steif wie Holz, sodass es beim Aufprall auf den Boden vernehmlich „klappert“, wie der Straßburger Chronist Fritsche Closener vermerkt.

Noch wissen die Bürger (die anschließend die erschöpften Büßer zum Essen und Schlafen in ihre Häuser einladen) nicht, dass ihre vermeintlichen Retter zu spät gekommen sind.

Denn an diesem 8. Juli 1349 liegen bereits die ersten Pestkranken in Straßburg auf dem Sterbebett.

Dass Flagellanten sich als Zeichen ihres Glaubens züchtigen, ist nicht neu. Schon in früheren Zeiten haben Gläubige versucht, sich und andere durch schmerzhafte Sühne vor vermeintlich göttlichen Strafen, vor Krankheiten oder Katastrophen zu schützen. Die ersten organisierten Büßerzüge bewegten sich im Jahr 1260 durch Italien, um durch die Wiederholung der Geißelung Christi an

ihrem eigenen Körper Abbitte für die Verfehlungen der Menschen zu leisten.

Von ihrem Beispiel inspiriert, fanden sich bald auch in der Provence Gruppen zusammen, in Bayern, Franken, Böhmen, Polen. Nach Straßburg kamen Büßer im Jahr 1261 und erneut im Oktober 1296, wohl als dort eine schwere Hungersnot wütete. Die ältesten Bürger der Stadt werden sich vermutlich noch an jene 28 Männer erinnern, die sich damals auf den Kirchplätzen und Klosterhöfen öffentlich auspeitschten. Danach wurde es ruhig um die Flagellanten.

Aber nun, da die Pest einen Weg in die Regionen nördlich der Alpen gefunden hat, formieren sich dort erneut Prozessionen von Geißlern. Erste Züge bilden sich im September 1348 in der Steiermark. In Kärnten, wo die Seuche schon seit dem Frühjahr ihre Opfer fordert, hat erst kürzlich ein schweres Beben die Erde erschüttert. Das Epizentrum lag im Hinterland Venedigs. Häuser sind eingestürzt, zahllose Menschen tot oder obdachlos.

Die Stadt Villach an der Drau ist völlig zerstört. Unter den Überlebenden, die dort in notdürftig errichteten Hütten zusammengepfercht hausen, verbreitet sich der Schwarze Tod noch leichter als sonst.

Angesichts von so viel Unglück wähnen die Menschen das Jüngste Gericht nah. Die Missernten, Hungersnöte, Heuschreckenschwärme und Überschwemmungen der vergangenen Jahre lassen viele zweifeln und bangen.

Verbreiten sie etwa die Pest?

Die Prozession, die am 8. Juli 1349 Straßburg erreicht, kommt aus Lichtenau, einem Städtchen 25 Kilometer rheinabwärts. Dort haben die 200 Geißler den Fluss überquert, haben wahrscheinlich in elsässischen Dörfern Station gemacht und zweimal am Tag ihre Bußübungen aufgeführt.

Straßburg aber, 20 000 Einwohner groß, bietet ihnen eine viel größere Bühne, lässt auf üppige Spenden ebenso hoffen wie auf die Anwerbung zahlreicher neuer Brüder.

Denn die Geißler sind keine Sekte, keine feste Gruppe. Die Teilnehmer wechseln, immer neue kommen hinzu, verlassen die Gruppe nach einer bestimmten Zeit aber auch wieder.

Die Flagellanten aus Lichtenau etwa werden von einem schwäbischen Meister angeführt, der das Ritual von Bruderschaften aus Thüringen oder Franken übernommen hat. Auch in Lübeck, Magdeburg und Frankfurt am Main sind bereits im Frühjahr 1349 Geißler aufgetaucht: Sie versuchten, der Seuche zuvorzukommen, die immer näher heranrückte und nach Italien und Südfrankreich nun auch die Menschen Mitteleuropas bedrohte.

In Lichtenau hat sich ein Teil der männlichen Bevölkerung der Betfahrt angeschlossen. Sie unterwerfen sich den strengen Anweisungen, die in allen Geißlerbruderschaften ähnlich sind: Für jedes der 33,5 Lebensjahre Christi auf Erden müssen die Flagellanten einen Tag lang am Zug teilnehmen. Pro Wandertag müssen sie eine Barschaft von vier Pfennigen aufbringen, damit sie ihre bescheidenen Schlafquartiere und Mahlzeiten bezahlen können; bevor sie aus der Hei-

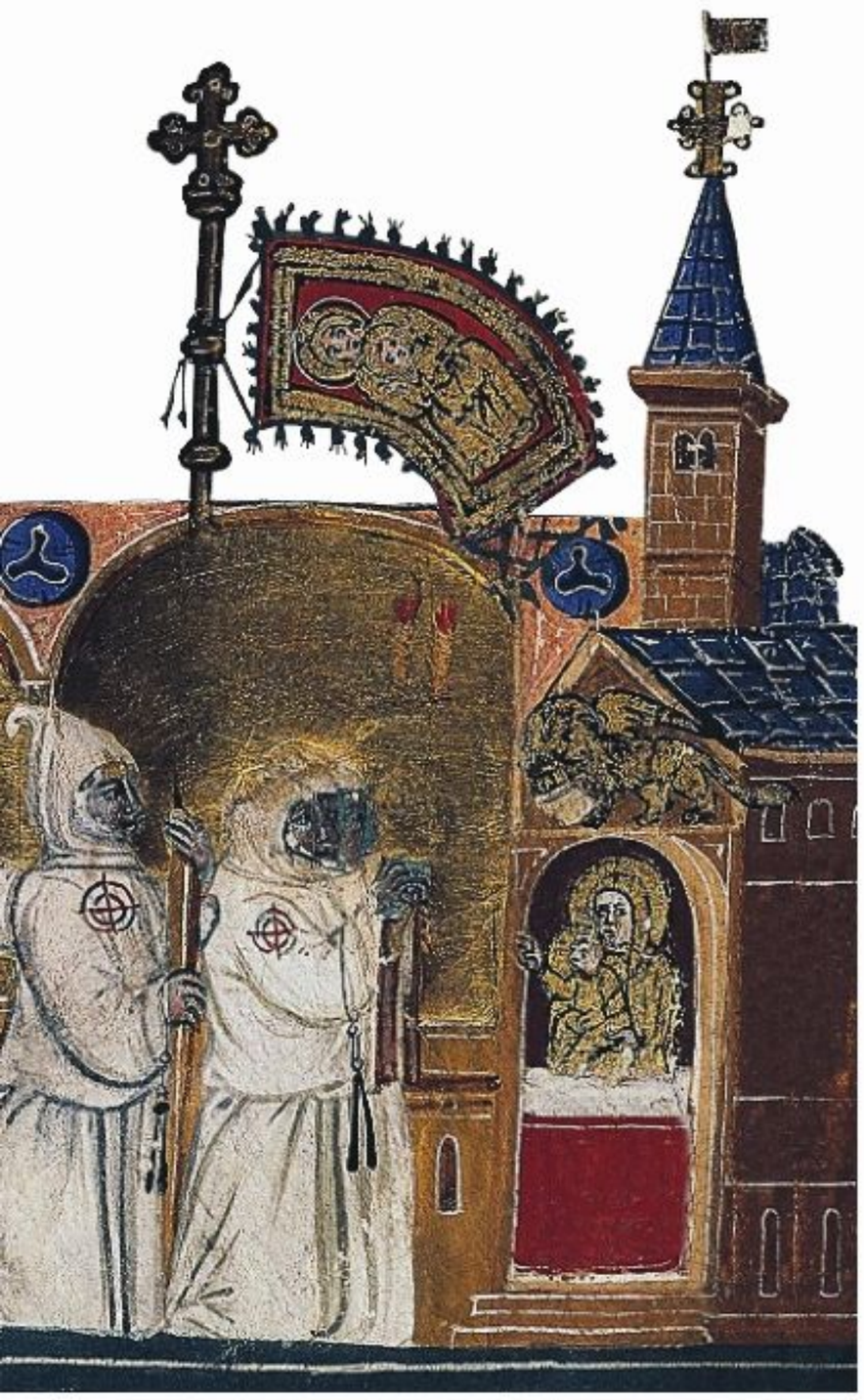
Auf den weißen Gewändern der Geißler leuchtet ein rotes Kreuz. Sie fühlen sich von Gott erwählt – angeblich hat ihnen ein Engel einen Brief Jesu Christi überbracht

mat aufbrechen, sind alle Schulden zu begleichen und alle Sünden zu beichten.

Wer verheiratet ist, braucht zudem das Einverständnis seiner Ehefrau, die ihn für diese Zeit von seinen familiären Pflichten befreit. Das Gebot, dass es einem Geißler untersagt ist, unterwegs auch nur ein Wort an ein fremdes Weib zu richten, er also strikte Keuschheit zu halten hat, mag mancher Gattin die Entscheidung erleichtern.

Auch sonst ist den Bußfahrern nicht viel erlaubt. Sie dürfen nicht betteln, nach Unterkunft oder Essen fragen. Es ist ihnen verboten, Waffen zu tragen, sich ernsthaft zu verletzen oder gar zu Tode zu peitschen. Sogar für die Übernachtungen gibt es Vorschriften, die den Geißlern beispielsweise auf ihren Strohlagern jeden Komfort versagen.

Die Regeln sind für alle gleich. Sie gelten für die Bauern und Handwerker unter den Flagellanten ebenso wie für die Grafen, Ritter und Edelknechte, die sich von der Bewegung mitreißen lassen.



Manchmal schließen sich ihnen sogar Priester und Mönche an. Solange sie nicht versuchen, die Gruppe anzuführen, vorzusingen oder zu predigen, werden sie von den Geißlern geduldet: Die Laienbewegung ist nicht gegen die Kirche gerichtet, aber sie ist unabhängig. Sie verlangt Bußfertigkeit – und nicht Folgsamkeit gegenüber dem Klerus.

Vielleicht tragen auch die volkssprachlichen Lieder und Gebete der Geißler zur großen Anziehungskraft der Bewegung bei, denn sie sind viel eingängiger und lebensnaher als die lateinischen Gesänge im kirchlichen Gottesdienst.

Anfangs ist selbst Papst Clemens VI. beeindruckt von der Inbrunst der Geißler und nimmt an einigen ihrer Prozessionen teil. Vielleicht will er auf diese Weise etwas von dem Vertrauen in die Kirche zurückgewinnen, das viele Gläubige verloren haben, seit die Kurie nicht mehr in Rom residiert, der Grabstätte von Petrus und Paulus, sondern in Avignon im Einflussbereich des französischen Königs (siehe Seite 56).

Auch in Straßburg hat das Exil des Papstes die Gemeinde gespalten. Manche Gläubige bekennen sich zur Oberhoheit des Heiligen Vaters über alle weltlichen Herrscher. Die meisten aber sind Anhänger des deutschen Königs Ludwig IV., der sich ohne Zustimmung des Stellvertreters Christi zum römisch-deutschen Kaiser hat krönen lassen.

Ludwig denkt nicht daran, sich politisch nach den Vorgaben des Papstes zu richten. Und seine Ansichten sind in der Freien Stadt Straßburg – die einst unter der Herrschaft eines Bischofs stand, von der sich die Bürger aber schon vor Jahrzehnten nach blutigen Kämpfen gelöst haben – sehr populär.

Die antipäpstliche Haltung der Straßburger bleibt allerdings nicht ohne Folgen. Seit mehreren Jahren verweigert das Kirchenoberhaupt der Stadt seinen Segen, verbietet es, hier die heilige Messe abzuhalten. Der Pontifex maximus versagt den Bürgern der renitenten Metropole damit nicht weniger als den Weg zum Seelenheil.

Auch nach Ludwigs Tod 1347 hebt Clemens VI. das Verbot nicht auf. Damit hat eine ganze Generation von Straßburgern eine Zeit religiöser Wirren und Kämpfe durchlebt. Das ist der Grund, auf dem ketzerische Sekten und christliche Laienbewegungen gedeihen.

U

Und noch etwas lähmt im Sommer 1349 Straßburg: Im Februar haben die Stadtherren ein Massaker angeordnet. Mehr als 1000 Juden wurden in ein Holzhaus auf dem israelitischen Friedhof getrieben und verbrannt, weil sie angeblich die Pest verbreiteten.

Sicher lastet das Pogrom manchen Straßburgern schwer auf dem Gemüt. Haben sie sich damit nicht versündigt? Schickt ihnen der Allmächtige dafür nun die Pestilenz? Angesichts der nahenden Seuche mag ihnen die Erlösung von ihren Sünden vielleicht noch dringlicher als ohnehin schon erscheinen, kann sie doch nur die Absolution zu Lebzeiten davor bewahren, nach ihrem Tod auf ewig in der Hölle gefangen zu sein.

Die Flagellanten sind in Straßburg daher hochwillkommen. Sie behaupten zwar nicht, die Pest abwenden zu können, aber sie bitten Gott darum.

Und man sieht ja, wie ernst es ihnen ist: So fanatisch peitschen sie sich, dass zuweilen ein eiserner Nagel aus den Riemen tief im Rücken stecken bleibt. Wie in Trance drehen die Blutenden ihre Kreise dann dennoch weiter, scheinen gegen die Schmerzen immun durch das gemeinsame Schlagen im Rhythmus der stets gleichen Lieder.

Die Rituale verkünden eine Botschaft: Entweder du bereust deine Sünden und tust Buße. Oder du wirst auf ewig verdammt sein.

Für viele Menschen im Mittelalter ist das eine Drohung, die schlimmer wirkt als der Tod.

Vermutlich nehmen mehr als 1000 Straßburger im Laufe des Sommers 1349 den weißen Umhang und gehen selbst auf Bußfahrt. So groß wird ihre Zahl,

Viele Geißler verehren die Gottesmutter in einer besonderen Erscheinungsform: als »Schutzmantelmadonna«. Ihr Gewand symbolisiert die Zuflucht vor Gefahren, auch vor der Pest

dass die Gruppen sich vor den Toren der Stadt aufteilen müssen und in verschiedene Richtungen losziehen. Jede Woche kommen zudem neue Prozessionen in der Stadt an, aus Villingen, Pforzheim, Speyer, sogar aus Frankfurt und dem rund 200 Kilometer entfernten Koblenz.

Mittlerweile gehören den Aufmärschen auch Frauen an. Zwar verhüllen sie bei den Bußübungen ihre Brüste, ziehen sich zudem in Kirchenräume zurück. Dennoch erregen sie Anstoß. Eine elsässische Chronik vermerkt, dass damals „manches Weib wider ihren Beruf ihren Mann und Kinder sitzen ließ".

Zu einer weiteren Hochburg der Flagellanten wird Tournai, knapp 400 Kilometer nordwestlich von Straßburg. 4000 Büßer zählt ein Chronist dort innerhalb von drei Wochen im Sommer 1349. Und vor den Toren von Aachen muss Karl IV. Ende Juli tagelang auf seine nachträgliche Krönungszeremonie zum römisch-deutschen König warten, weil die Stadt voller Geißler ist.

Aber es ist nicht allein die verzweifelte Frömmigkeit, die stetig für Neuzugänge bei den Flagellanten sorgt. Im 14. Jahr-

hundert ist die Welt im Wandel. Mehr Menschen als je zuvor lernen Latein, um ihre Geschäfte abzuwickeln. Und können daher nun selbst in der Bibel lesen, statt sich allein vom Klerus belehren zu lassen.

Angesichts der Bedrohung durch die Pest erscheint die Züchtigung der Geißler etlichen Zeitgenossen als Chance, selbst etwas für ihr Seelenheil zu tun. Wie viel besser ist es doch, die eigene Angst vor Siechtum, Tod und ewiger Verdammnis durch mächtige Rituale zu bekämpfen, als tatenlos den gelehrten Predigten von Theologen zu lauschen.

Je unerbittlicher die Pest wütet, desto größer wird die Zahl der Büßer, über die sich viele erzählen, sie könnten Kranke heilen und Teufel austreiben.

Plötzlich aber geraten sie in Verruf. Anscheinend geht das Gerücht um, die Geißler würden die Pestilenz durch ihre Wanderungen selbst weiterverbreiten. Das ist zwar nicht zu beweisen, doch der Verdacht spricht sich herum – ebenso wie die Vermutung, es würden sich Verbrecher und andere zwielichtige Gestalten in die Züge einreihen, um unbehelligt in die Städte zu gelangen und dort ihr Unwesen zu treiben.

Auch die geistliche Obrigkeit ist nun wachsam, denn den Kirchenoberen wird immer deutlicher, dass die Flagellanten die Ordnung der Christenheit stören. Schließlich bilden sich die Gruppen ohne jede Zustimmung der Kirche; tragen die Geißler eine mönchsähnliche Kleidung, die den Klerikern wie eine Anmaßung erscheint; pflegen sie die Laienabsolution, bei der selbst ein Schuster die Beichte abnimmt. Und dann ist da noch die Überzeugung der Büßer, sie seien auserwählt und hätten einen von Jesus Christus verfassten „Himmelsbrief" durch einen Engel empfangen.

Das alles stellt den Anspruch der römischen Kirche infrage, die einzige geistige Macht des Abendlandes zu sein.

Und so grenzt das Treiben der Büßer an Ketzerei. Predigt, Beichte und Absolution sind nach der katholischen Lehre allein den Angehörigen des Klerus vorbehalten.

Papst Clemens VI. in Avignon zögert lange, ehe er zu den Flagellanten Stellung bezieht. Einerseits begrüßt er die tiefe Frömmigkeit der Geißler, die ein großes Bedürfnis nach Heil ausdrückt. Andererseits, so mahnen die Traktate gelehrter Theologen, bedrohen die Büßer und selbst ernannten Prediger die Oberhoheit des Heiligen Vaters. Nach eingehender Prüfung untersagt Clemens VI. schließlich per Edikt am 20. Oktober 1349 jede öffentliche Geißelung.

D

Das Verbot kommt zu einem Zeitpunkt, an dem die Bußfahrer in der Bevölkerung bereits an Rückhalt verloren haben. Städte wie Erfurt und Osnabrück schließen ihre Tore, wenn Flagellanten nahen.

Auch in Straßburg, so berichtet der Chronist Fritsche Closener, ist die Begeisterung inzwischen merklich abgekühlt: Die Menschen sind der Umzüge, die seit dem Juli jede Woche in die Stadt kommen, müde geworden. Sie wollen mit ihren Steuern nicht weiter dafür zahlen, dass die Stadt den Geißlern Geld für Kerzen und Fahnen gibt. Nur noch selten werden die Büßer in Straßburger Häusern zum Essen oder Übernachten eingeladen.

Nach all den Jahren des Streits mit dem Papst sehnen sich viele Menschen wohl auch nach religiösem Frieden. So schließt sich der Stadtrat dem päpstlichen Verbot der öffentlichen Geißelung an und erlaubt nur, was auch der Heilige Vater ausdrücklich gestattet: private Bußübungen daheim.

Eine neue Bruderschaft von Handwerkern trifft sich fortan im Garten des adeligen Herrn Eberlin von Mülnheim, um sich dort auszupeitschen. Dass ihre Pein nichts ausrichten kann gegen die Pest, die seit dem Sommer in der Stadt wütet, macht den Geißlern aber mindestens ebenso viel zu schaffen wie die päpstliche Bulle. Jede Kirchengemeinde trägt mehrmals am Tag ihre Toten zu Grabe. Von den 56 Straßburger Ratsherren werden in diesem Jahr zehn aus den Listen gestrichen; sie alle sind höchstwahrscheinlich Opfer der Seuche.

Erst mit der einsetzenden Kälte verliert die Epidemie an Wucht, weil die Menschen im Winter weniger unterwegs sind und auch die Flöhe, die Überträger des Erregers, weniger mobil sind.

In Straßburg und Bern, in Ulm und Frankfurt stellen die Überlebenden gegen Ende des Jahres 1349 fest, dass die Welt nicht untergegangen ist. Trotz aller Prophezeiungen ist die Apokalypse ausgeblieben. Und schon bald beobachtet ein Chronist eine auffällige Fröhlichkeit und Lebenslust bei den Menschen, die davongekommen sind.

Wer aber in den zurückliegenden Sommermonaten alles stehen und liegen ließ, um sich den Geißlern anzuschließen, hat jetzt viel zu tun, muss seinen Hof, sein Geschäft, seine Werkstatt wiederherrichten und die Familie versorgen. So legen immer mehr Büßer ihre Umhänge, Kapuzen und Geißeln ab, um nach Hause zurückzukehren.

Im Februar 1350 sind die vorerst letzten Prozessionen in Tournai zu sehen. Zwar treten in den folgenden Jahren Gruppen in den Niederlanden und Deutschland auf, später auch in Italien und Frankreich. Doch niemals mehr wird aus den Flagellanten eine Massenbewegung wie in den ersten Jahren der großen Pandemie.

Bereits damals notierte ein Chronist über die Büßer: „So plötzlich, wie sie gekommen waren, verschwanden sie alle auch wieder, wie nächtliche Gespenster und lächerliche Lemuren." ●

Irene Stratenwerth, *Jg. 1954, Autorin in Hamburg, fand es bemerkenswert, wie unabhängig die Bewegung der Flagellanten von der Kirche war.*

LITERATUREMPFEHLUNGEN: František Graus, *„Pest – Geißler – Judenmorde"*, Vandenhoeck & Ruprecht: Das nur noch antiquarisch erhältliche Standardwerk schildert, wie die Menschen im Spätmittelalter auf die verheerende Seuche reagierten. Ingrid Würth, *„Geißler in Thüringen"*, Akademie Verlag: zeigt, wie sich die Geißlerbewegung zu einer Sekte entwickelte, die in Thüringen noch bis ins 15. Jahrhundert aktiv blieb.

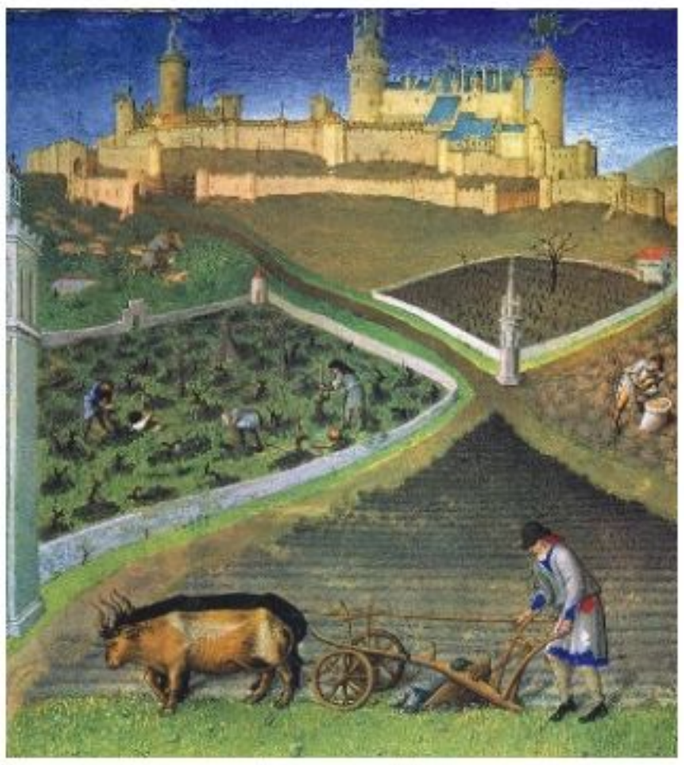
Aufstand in Frankreich – *1358*

REBELLION der Geknechteten

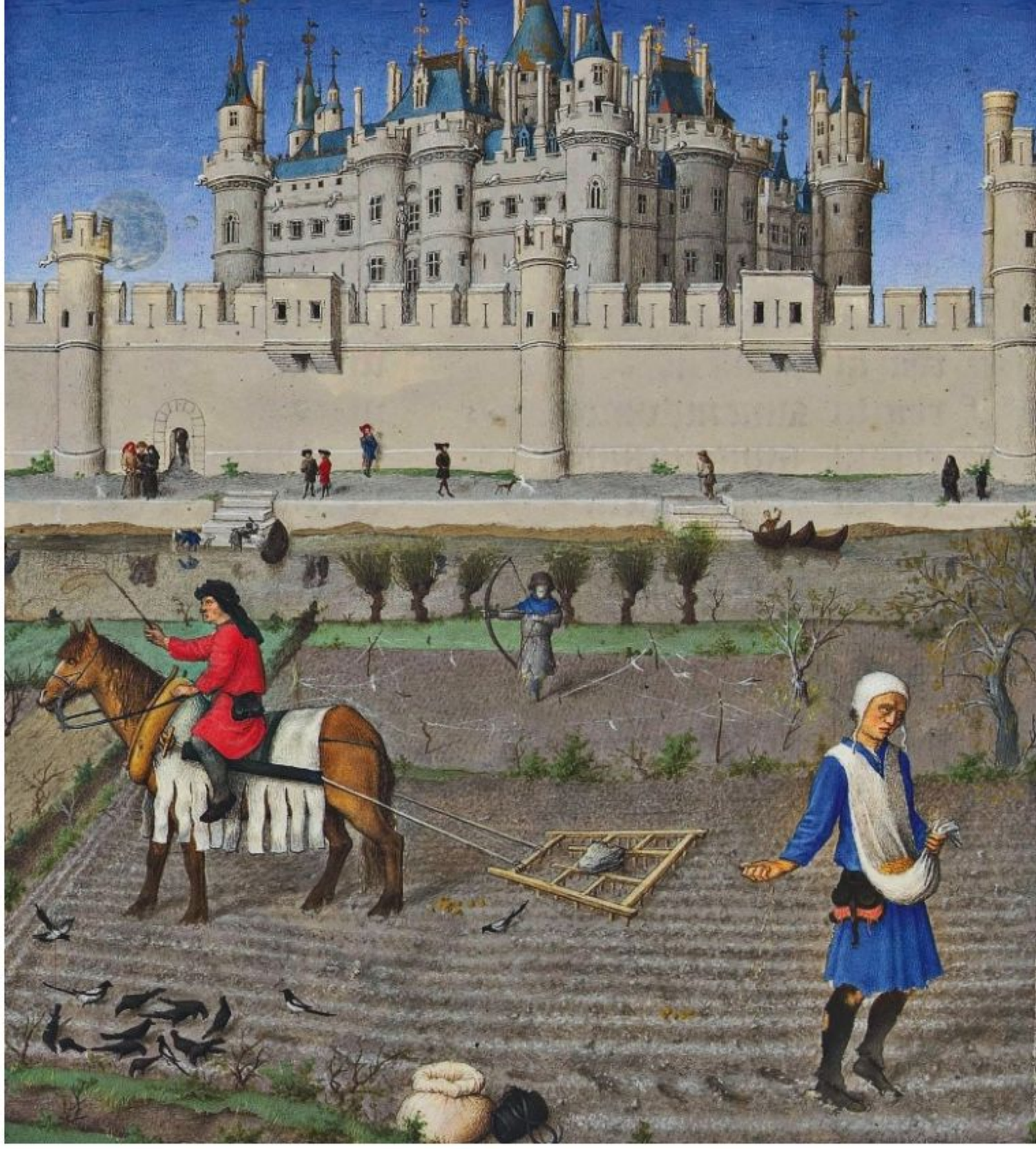
Von MARITA LIEBERMANN

Erschöpft von der Pest und dem seit Jahren währenden Krieg gegen England, liegt Frankreich zur Mitte des 14. Jahrhunderts darnieder. Vor allem die Bauern leiden: unter den feindlichen Soldaten, die plündernd durch die Dörfer ziehen, unter Räuberbanden, sinkenden Getreidepreisen und unter den Forderungen der Grundbesitzer, die in Zeiten der Krise hohe Abgaben von den Landleuten verlangen. Im Frühsommer 1358, als wieder einmal Ritter einen Ort überfallen, entlädt sich die Wut der Menschen in einem Aufstand

Mit Hellebarde und Axt schlagen aufständische Bauern auf einen Adeligen ein. Insgesamt schließen sich etwa 8000 Landleute der Erhebung an (Buchmalerei, um 1400)



Neun von zehn Franzosen leben von der Landwirtschaft. Die meisten bebauen die Felder adeliger oder kirchlicher Herren, die dafür Naturalien, Geld und die Arbeitskraft der Bauern verlangen



Jean le Bel sucht nach den richtigen Worten. Der Chronist, Sohn eines Ritters aus Lüttich und Kleriker an der dortigen Kirche Saint-Lambert, will festhalten, was sich im Jahr zuvor im Norden Frankreichs ereignet hat. Teuflisches habe sich im Frühsommer 1358 zugetragen, so le Bel. Nichts in der Geschichte sei gottloser gewesen als jenes Übel, das französische Bauern über ihre Herrschaften gebracht hätten: „Ich wage nicht zu schreiben noch zu sagen, welch grausame Dinge sie den Edelfrauen angetan haben“, notiert der Kirchenmann in seiner Chronik. Und wagt es doch.

Kurz nach dem Pfingstfest überfielen, so schildert es Jean le Bel, mit Eisenstangen und Messern bewaffnete Dörfler die Adeligen auf ihren Landsitzen. In einem Schloss fesselten sie den Hausherrn an einen Pfahl, schändeten vor seinen Augen seine schwangere Gemahlin und die Tochter. Dann meuchelten sie die Frau, das Mädchen und schließlich alle anderen Kinder des Edelmanns und auch den Ritter selbst.

Den Bauern eines anderen Ortes reichte es nicht, den dortigen Herrn zu ermorden, schreibt der Chronist. Sie trieben einen Spieß in die Leiche wie in ein geschlachtetes Tier. Dann entfachten sie ein Feuer, über dem sie den Toten rösteten. Seine Ehefrau und seine Kinder mussten dabei zuschauen. Die Dörfler kannten auch weiter keine Gnade. Zu zehnt fielen sie über die Adelige her, zwangen sie anschließend, vom Fleisch ihres Mannes zu essen. Dann töteten die Angreifer auch sie und ihre Kinder.

Herrenhäuser und Schlösser nordöstlich von Paris und in der Normandie gingen in Flammen auf. In Todesangst flohen vornehme Herren und Damen, Jungfrauen und Knappen vor den rasenden Bauern. Aristokraten trugen ihre

Ackergerät und Zugtiere können sich nur wenige Landwirte leisten. Wenn sie im Frühjahr und Herbst die Felder für die Aussaat vorbereiten, greifen die meisten zu einfachen Spaten

jüngsten Söhne und Töchter auf den Schultern. Manche waren so rasch aufgebrochen, dass sie nicht mehr als ein Nachthemd am Leib trugen.

So berichtet Jean le Bel über einen Aufstand der Bauern mehrerer nordfranzösischer Regionen gegen den örtlichen Adel. Die Rebellion wird als *jacquerie* in die Annalen eingehen (wohl benannt nach der *jacque*, dem Waffenrock der Dorfleute): als erste große Revolte des französischen Landvolks – und Erschütterung der feudalen Welt.

Denn in den Augen des adeligen Chronisten und seiner aristokratischen Zeitgenossen haben sich die Bauern gegen Gott selbst versündigt. Ist es nicht der Wille des Allmächtigen, dass der Adel über das Landvolk herrscht? Ist es nicht Blasphemie, diese heilige Ordnung anzutasten? Und hat es nicht jeder verdient, auf das Härteste bestraft zu werden, der dagegen aufbegehrt?

Für le Bel wie für die meisten adeligen Geschichtsschreiber der Jacquerie sind die Aufständischen angetreten, den gesamten Adel Frankreichs auszurotten.

Niemand kann mit Gewissheit sagen, ob die Rebellen wirklich all jene Verbrechen begangen haben, die in den Chroniken geschildert worden sind – sehr wahrscheinlich haben die Autoren übertrieben. Sicher aber ist eines: Um 1350 leiden viele französische Bauern große Not.

Die Pest hat zu jener Zeit bereits weite Teile des Landes verheert. Dörfer liegen wie ausgestorben da, in der östlichen Normandie ist ein Drittel der bäuerlichen Bevölkerung nicht mehr am Leben. Zudem herrscht Krieg im Land: Soldaten des englischen Königs, mit dem Frankreich seit 1337 im Streit liegt, überfallen die Ortschaften, rauben Vorratskammern und Speicher leer.

Und der Adel, der die Bauern in diesen Zeiten schützen soll, lässt sie im Stich. Mancher Grundherr fordert sogar mehr Abgaben und Dienste als zuvor.

Daher ist es eigentlich kein Wunder, dass die Landleute den Aufstand gegen die Autoritäten wagen – sondern dass sie so lange gewartet haben.

Die Bauern tragen die mittelalterliche Gesellschaft. Neun von zehn Menschen arbeiten in der Landwirtschaft. Selbst in Friedenszeiten ist es ein Dasein voll beschwerlicher Plackerei, die den meisten Bauern gerade so viel einbringt, dass sie nicht verhungern. Sie leben von Getrei-

In Nordfrankreich, wo der Krieg mit England tobt, pressen Räuberbanden den Menschen Verpflegung und Vieh ab. Der Adel tut nichts dagegen – sondern treibt selber in den Dörfern Vorräte für Soldaten ein

Im Sommer ernten die Bauern das Getreide, für viele von ihnen das wichtigste Handelsgut. Als aufgrund der Pest bald die Preise fallen, stehen etliche Grundbesitzer und Bauern vor dem Ruin

debrei, Hülsenfrüchten, Kohl und grobem Brot. Fleisch kommt in den Lehmhütten nur selten auf den Tisch.

Nicht wenige Bauern sind Freie, die eigenen Boden besitzen und über dessen Früchte selbst bestimmen. Die meisten aber sind Abhängige, die Land bebauen, das adeligen oder kirchlichen Grundherren gehört, und denen sie dafür Gegenleistungen schulden: Geld, Naturalien, Arbeitskraft.

Mit den Abgaben der Bauern ernähren die Herren sich und ihre Familien. Im Grunde schuften die Dorfleute also dafür, dass sie selbst überleben und es den herrschaftlichen Haushalten an nichts mangelt. Das Landvolk sorgt für die üppige Kost, die die Adeligen in ihren Vorratskammern und Kellern lagern und ihren Gästen auf reich gedeckten Tafeln servieren lassen.

Das Jahr der Bauern kennt kaum Rast. Sie züchten Schweine, die sie im Herbst zur Mast mit Eicheln oder Bucheckern in den Wald treiben. Rinder, Schafe, Ziegen oder Pferde müssen sie im Winter im Stall füttern und im Sommer auf die Weiden führen.

Zudem haben sie Hühner, Enten und Gänse zu versorgen. Die Tiere liefern Milch, Fleisch und Eier, ihr Mist dient als Dünger für die Äcker, in den Gemüsegärten und Obstpflanzungen. In weiten Teilen Frankreichs pflegen die Landleute zudem die Weinberge.

Das wichtigste Produkt vieler Bauern ist das Getreide. Doch bevor sie die Saat ausbringen können, müssen sie den Boden lockern. Glücklich derjenige, der dafür einen Ochsen oder Ackergaul vor einen Pflug spannen kann; viele Bauern aber müssen die Krume mit dem Spaten in der Hand aufbrechen.

Seite an Seite schreiten die Männer dann gebückt die Felder ab – kaum ein Erzeugnis der Bauern kostet so viel Mühe wie das Korn, dessen Anbau ein ewiger Kreislauf ist aus Pflügen, Säen, Jäten, Ernten und Dreschen.

Im Herbst säen die Landleute Weizen, Roggen oder Dinkel aus, der dann im Mai oder Juni geerntet wird.

Im Frühling wird auf einem weiteren Acker Hafer oder Gerste ausgebracht, die im Hochsommer reif auf dem Halm stehen. Der dritte Teil des Feldes liegt brach und dient als Viehweide, damit der Boden sich erholen kann.

Dort beginnen die Bauern im Herbst dann wieder den Reigen aus Wintergetreide, Sommersaat und Brache.

S

Seit dem 11. Jahrhundert betreiben die Landleute diese Dreifelderwirtschaft, und seither nehmen die Erträge zu, kann die wachsende Bevölkerung versorgt werden. Doch bald sind es so viele Menschen, dass die Ernten oft nicht ausreichen – bis 1300 verdreifacht sich die Zahl der Franzosen auf 19 Millionen. Als sich zudem um 1315 das Klima verschlechtert und es monatelang fast ununterbrochen regnet, breiten sich auf dem Land Hunger und Mangelerkrankungen aus.

Doch es kommt noch schlimmer. Eduard III. von England, mit dem französischen Herrscherhaus verwandt und Herzog von Aquitanien im Südwesten des Landes, erklärt sich nach längeren territorialen Streitigkeiten 1340 kurzerhand zum König von Frankreich. Und diesen Anspruch will er militärisch durchsetzen.

1346 treffen die verfeindeten Heere mit aller Macht aufeinander: Englische Truppen landen an der Küste der Normandie und schlagen die Franzosen bei Crécy vernichtend.

Die Verteidiger sind zwar in der Überzahl, aber schlecht vorbereitet und unorganisiert; vor allem aber sind ihre Armbrüste den englischen Langbogen an Schießgeschwindigkeit unterlegen.

Im Norden und Süden Frankreichs verwüsten Eduards Kämpfer etliche Landstriche, fallen in unbefestigte Dörfer ein, rauben Klöster und Kirchen aus, plündern Höfe und Häuser.

Dann bricht 1348 in Frankreich auch noch die Pest aus. Unablässig läuten die Totenglocken der Kirchen.

Höfe und Felder verwahrlosen, Ernten werden nicht mehr eingefahren. Und so wird es auch nach dem Ende der Pandemie in Frankreich 1350 mancherorts bleiben. Dabei sind längst nicht alle Bauern der Pest zum Opfer gefallen. Viele sind in die Städte gezogen, wo Arbeitskräfte jetzt so gesucht sind wie nie.

Zudem lässt sich mit Getreide nun nicht mehr so viel Geld verdienen. Denn trotz der brachliegenden Felder gibt es bald ein Überangebot an Korn, weil nach dem großen Sterben deutlich weniger Menschen zu ernähren sind, die Felderträge der verbliebenen Bauern aber nicht im gleichen Maße sinken.

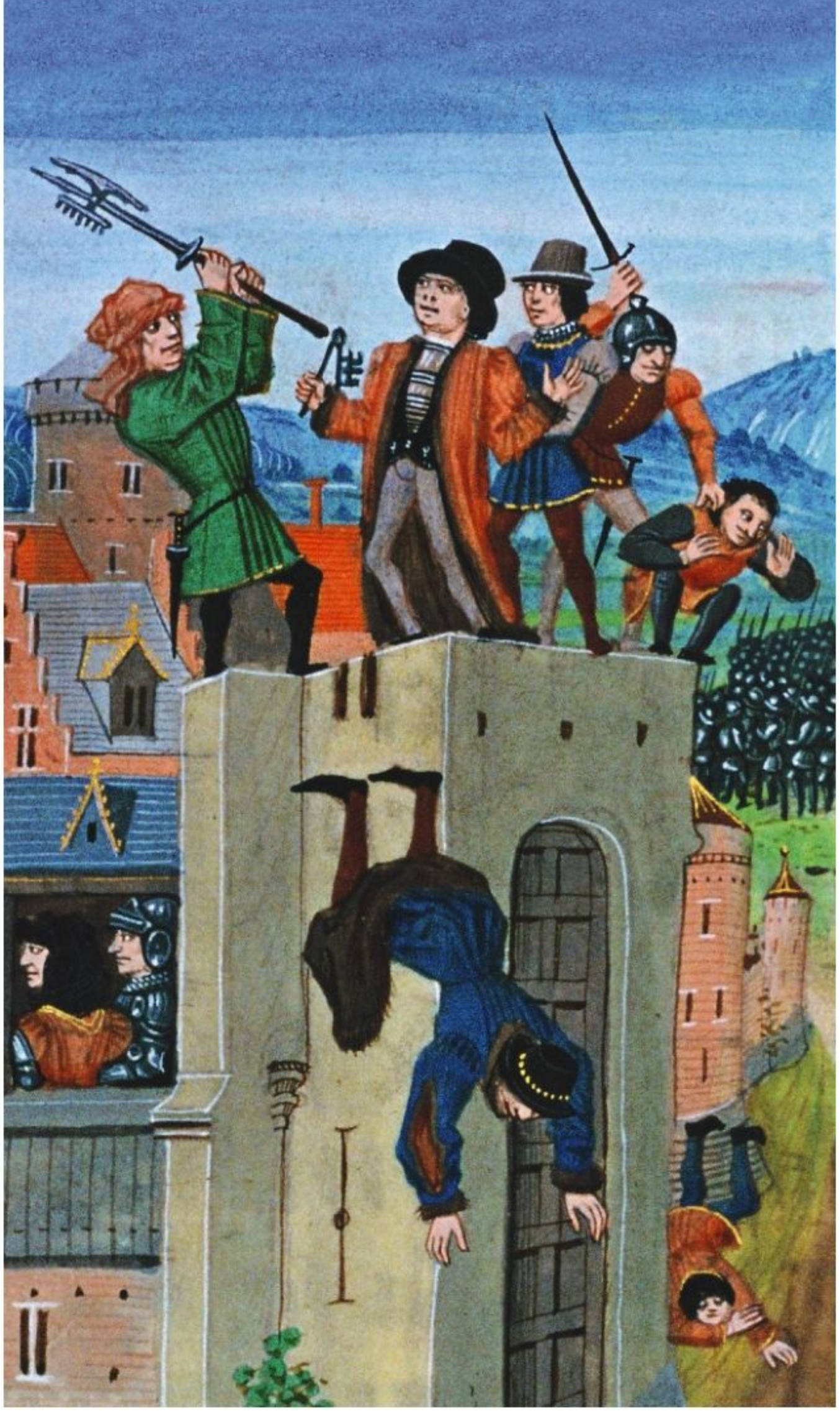
Die Preise fallen, das wichtigste Handelsgut vieler Großbauern und Grundherren bringt immer weniger ein, das Schuften auf den Äckern lohnt sich zunehmend nicht mehr. Viele Bauern sowie Landbesitzer – die ihre Arbeiter nun besser entlohnen müssen als vor der Pest, um sie zu halten – stehen vor dem Aus, können kaum noch Steuern zahlen.

Im Morgengrauen stürmen 3000 Männer den PALAST

Die fehlenden Einnahmen wiederum schwächen Frankreichs König Johann II.

Zudem trachtet neben Eduard III. noch ein weiterer Verwandter des französischen Herrschergeschlechts nach der Macht im Land: Karl II., König des Pyrenäenreichs Navarra, nutzt die Situation und verbündet sich mit den Engländern.

Die treffen 1356 bei Poitiers in Frankreich auf die Armeen Johanns II. Erneut sind die Franzosen zahlenmäßig überlegen. Und erneut verlieren sie wegen ihrer schlechten Kampfordnung gegen die englischen Bogenschützen.



Die Rebellen erobern Burgen und Schlösser, plündern und setzen sie in Brand. Auch Handwerker, Beamte und sogar einige Priester schließen sich dem Aufstand gegen den Adel an

Fast so schlimm wie die Niederlage der französischen Ritter aber ist in den Augen ihrer Landsleute ihre grenzenlose Feigheit. Anstatt ehrenvoll bis zu einer Verwundung oder bis zum Tod zu kämpfen, wie es sich gehört, ergeben sie sich.

Und dieses Mal ist der Triumph der Engländer vollkommen: Sie können Johann II. sowie einen seiner Söhne und eine Vielzahl hochrangiger Adeliger gefangen nehmen, sie nach London verschleppen und ein enormes Lösegeld fordern – eine Demütigung für Frankreichs Aristokratie, die den ritterlichen Turnierkampf und die höfischen Umgangsformen in Europa zur höchsten Perfektion geführt hat und sich von Gott selbst zum Herrschen berufen fühlt.

Mehr und mehr empören sich die Franzosen über ihre Adeligen, die unfähig sind, das Land zu verteidigen, offenbar keinerlei Ehrgefühl besitzen und nichts tun, um die wirtschaftliche Misere des Volkes zu lösen. Vielmehr muss Johanns Sohn Karl in Abwesenheit seines Vaters jetzt sogar versuchen, das Lösegeld für den entführten König durch noch höhere Steuern zusammenzubringen. Die Wut der Menschen nimmt zu, auf dem Land und in den Städten.

Am 21. Februar 1358 ruft der Vorsteher der Kaufleute von Paris – der zugleich alle Bürger der Hauptstadt vertritt – zum bewaffneten Protest unter anderem gegen die Finanzpolitik des Kronprinzen auf: Am Morgen des nächsten Tages marschieren 3000 Männer zum Herrscherpalast, dringen in die Privatgemächer des Prinzen ein und töten vor dessen Augen zwei seiner Gefolgsleute.

Anschließend vertreiben die Rebellen zahlreiche königliche Beamte aus der Stadt und übernehmen die Kontrolle.

Kurz darauf gelingt es Karl, aus Paris zu entkommen und seine Männer im Umland zu organisieren, um gegen die Bürgerschaft vorzugehen.

In ganz Frankreich herrschen nun anarchische Zustände. Französische, englische und spanische Söldner – einst im Dienst des englischen Heeres und nach dem Sieg bei Poitiers sowie der anschließend vereinbarten Waffenruhe entlassen – ziehen umher und überfallen Dörfer.

Französische Truppen pressen zudem den Gemeinden in der Nähe ihrer Garnisonen Getreide ab, nötigen die Leute, ihnen Käse und Milch, Geflügel und Schafe zu übergeben.

Die Bauern rund um Paris leiden unter diesen Zuständen ganz besonders. Denn der Kronprinz hat seine Noblen in der Region aufgefordert, alles für die Belagerung der aufrührerischen Hauptstadt vorzubereiten und ihre Festungen instand zu setzen. Für die schwere Arbeit verschleppen die Burg- und Schlossherren Männer aus den Dörfern. Oft verlangen sie von den Bauern sogar noch Baumaterial.

Die Aufständischen überfallen Dutzende Adelssitze. Erst beim Angriff auf eine Festungsinsel im Fluss Marne (l.) treffen die Rebellen auf Gegenwehr durch bewaffnete Ritter (Buchmalerei, 14. Jh.)

Mancher Adelige nimmt seine Untergebenen bis aufs Letzte aus. Der Preisverfall für Getreide und die höheren Lohnkosten haben Grundbesitzer verarmen lassen. Viele verschulden sich. Bankrotte Edelmänner schließen sich Räuberbanden an, überfallen Kaufleute, pressen den Bauern und Handwerkern in den Dörfern deren Habe ab.

Auch damit verletzen die Aristokraten die mittelalterliche Ordnung, die den Ständen seit Jahrhunderten ihre Plätze zuweist. Die Ritter, die das Landvolk auf ihrem Grund und Boden eigentlich in Gottes Auftrag beschirmen sollen, sind nun zu Feinden der Bauern und Viehzüchter geworden.

Und so braucht es nicht mehr viel, bis der Aufstand gegen den Adel losbricht.

Am 28. Mai 1358 läuten in Saint-Leu d'Esserent die Sturmglocken. Die Bewohner des 60 Kilometer von Paris entfernten Dorfes schlagen Alarm: Ein Trupp Ritter ist in den Ort eingefallen.

Die Edelleute haben wahrscheinlich Befehl von Prinz Karl, dort eine Garnison einzurichten und die nahe Brücke über die Oise zu bewachen, einen Nebenfluss der Seine, um so die rebellische Hauptstadt von der Versorgung mit Lebensmitteln und anderen wichtigen Waren abzuschneiden.

Dazu wollen die Männer Vorräte anlegen, fordern Wein und Getreide, verlangen vielleicht auch gebackenes Brot, ein Dutzend Hühner oder ein Schwein.

Daraufhin stellen sich die Bewohner von Saint-Leu – Bauern, Steinmetze, Steinbrucharbeiter – den Rittern entgegen, prügeln auf sie mit Knüppeln, Hacken und Forken ein.

Und sie haben sogar das Recht dazu. Denn Prinz Karl hat Frankreichs Dorfbewohnern unlängst per Dekret erlaubt, plündernden Soldaten seines Heeres Widerstand zu leisten.

Die Einwohner von Saint-Leu töten vier Ritter und fünf Knappen. Die überlebenden Adeligen ergreifen die Flucht. Doch eines wird den Dorfleuten sofort klar sein: Vor der Rache der Standesgenossen der Toten wird sie der königliche Erlass nicht schützen. Sie brauchen Verbündete.

Ob die Dorfobrigkeit nun Boten ausschickt oder sich die Kunde vom Widerstand von allein verbreitet, ist heute nicht mehr bekannt. Aber die Tat von Saint-Leu wirkt wie ein Signal.

Bis zu 200 Kilometer rund um Paris erhebt sich das Landvolk gegen den Adel – etwa 8000 Mann. Die Rebellen setzen Burgen und Schlösser in Brand, plündern Speicher, rauben Getreide, Wein und was sie sonst aus den Speisekammern und von den Ländereien fortbringen können.

Nach zwei Wochen schlägt der ADEL zurück

So groß ist die Wut der Menschen auf die Aristokratie, dass der Aufruhr Nichtadelige aus allen Schichten und Berufen mitreißt, darunter Grundbesitzer und auf dem Land wohnende Handwerker sowie Schuhmacher und Böttcher, Fleischer und Geflügelhändler. Sogar Geistliche niederen Ranges und einige königliche Beamte schließen sich der Jacquerie an.

Auch die Bürger kleinerer Städte unterstützen die Aufständischen, greifen mit ihnen die benachbarten Festungen an.

Zudem verstärken Kämpfer aus Paris die bäuerlichen Kompanien. Gemeinsam erstürmen sie das Schloss von Ermenonville nordöstlich von Paris, brennen das Anwesen nieder, verschonen aber den Hausherrn und dessen Familie.

Meist stoßen die Aufständischen nicht auf Widerstand, viele Edelleute ergreifen bereits bei Herannahen der Bauerntrupps die Flucht.

Ohnehin scheint sich die Gewalt der Rebellen vor allem gegen den Besitz des Adels zu wenden, seltener gegen die Aristokraten selbst. Vielmehr geht es den Aufständischen darum, die Ritter dafür zu bestrafen, dass sie das Volk verraten haben. Es ist die althergebrachte Ordnung, die sie wiederherstellen wollen – keiner denkt an Revolution.

Oberbefehlshaber der Bauerntruppen ist der Grundbesitzer Guillaume Cale, der einiges von militärischer Strategie versteht. Er ist redegewandt, mehrere Kapitäne folgen seinen Befehlen.

Der Adel braucht ein paar Tage, um den Schock des Aufruhrs zu überwinden. Und der Kronprinz reist durch die Lande, auf der Suche nach Verbündeten für den Kampf um die Kapitale.

Östlich der Hauptstadt attackieren die Aufrührer unterdessen eine Festung auf einer Insel im Fluss Marne, in der sich die königliche Familie befindet, treffen hier jedoch auf Verteidiger.

Die Ritter wagen sogar einen Ausfall, töten viele Freischärler und zwingen die übrigen zum Rückzug. Angeblich werfen sie so viele gefallene Feinde in die Marne, dass sie über die Ufer tritt.

Während die Mehrzahl der französischen Ritter noch wie gelähmt das Unfassbare beobachtet, übernimmt Karl II. von Navarra die Führung für einen Gegenschlag des Adels und stellt ein kampfkräftiges Heer auf. Vermutlich erhofft er sich nach einem Sieg über die Rebellen Unterstützung von den anderen Aristokraten Frankreichs bei seinem Ringen mit dem Königssohn.

Der Moment ist günstig, weil der Kronprinz ganz von dem Konflikt mit den Aufständischen von Paris in Anspruch genommen ist.

Zudem will sich Karl II. offenbar dafür rächen, dass bei den ersten Angriffen der Bauern zwei seiner Getreuen ermordet worden sind.

Sein Plan: Guillaume Cale und die Hauptstreitmacht der Aufständischen in der Nähe von Cales mutmaßlichem Heimatort Mello in der Picardie zu stellen und den Aufstand zu beenden.

Auf einer Anhöhe bei Mello treffen die Truppen am Morgen des 10. Juni 1358 aufeinander: 4000 Aufständische gegen 1000 Männer aufseiten Karls II., der unter anderem Hunderte englischer Soldaten und Briganten für den Kampf mobilisiert hat.

Karl II. steht entschlossenen und gut organisierten Männern gegenüber. Ein Kampf könnte riskant werden. Da greift er zu einer List. Er bietet Cale Verhandlungen an.

Und der geht auf das Angebot ein. Wieso der Oberbefehlshaber der Aufständischen alle Vorsicht fahren lässt, ist nicht überliefert. Nur so viel: Als er das feindliche Lager betritt, wird er sofort in Ketten gelegt.

Der Bauernführer wird überlistet und GEKÖPFT

Damit sind die Bauern ohne Führer. Zudem haben die Aufständischen schon beim Angriff an der Marne hohe Verluste erlitten, und so metzeln die Ritter des Königs von Navarra nun ihre Gegner nieder. Die Jacquerie ist gescheitert.

Karl II. kostet den Sieg aus. Wie es heißt, befiehlt er seinen Knechten, Guillaume Cale einen glühenden Kranz aus Eisen aufs Haupt zu setzen. Anschließend wird der gemeinsam mit einigen seiner engsten Vertrauten geköpft.

Mindestens 60 Burgen, Schlösser und Landsitze haben die Rebellen eingenommen und niedergebrannt. Nun nehmen die Adeligen Rache. Ritter greifen Dörfer an, brennen Häuser nieder, plündern zum Ausgleich der erlittenen Verluste, köpfen und verstümmeln. Tausende kommen ums Leben.

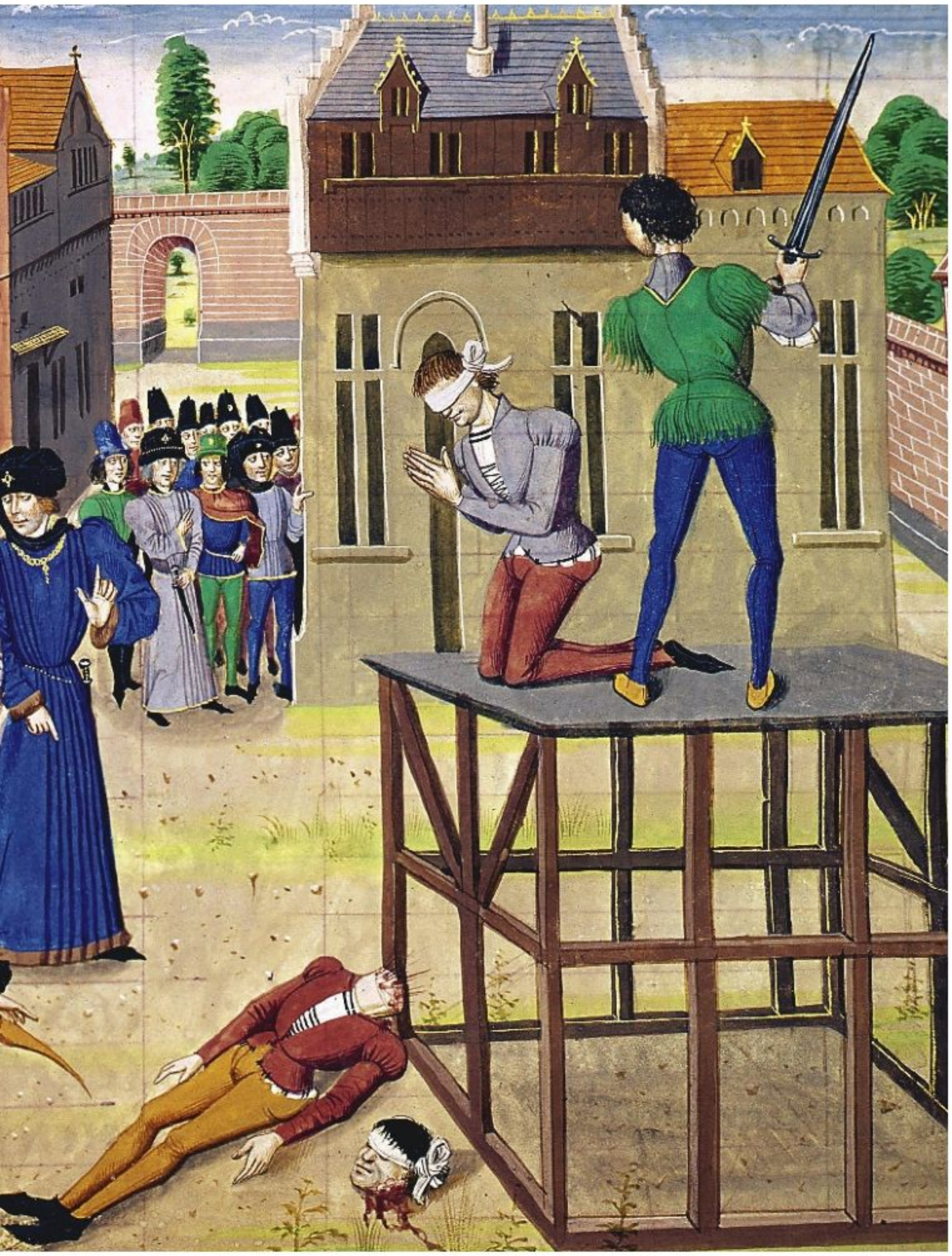
Währenddessen schart der französische Kronprinz Karl die Unterstützer seines Herrscherhauses um sich; er kann eine 12 000 Mann starke Streitkraft mobilisieren, mit der er gegen Paris zieht.

Denn weiterhin ist die Hauptstadt in der Hand von Aufständischen. Mehr noch: Es zeigt sich, dass Karls Rivale, der König von Navarra, die ganze Zeit ein doppeltes Spiel getrieben hat und mit den bürgerlichen Rebellen in Paris im Bunde steht – obwohl er die bäuerlichen Aufrührer auf dem Land blutig bekämpft hat. Ihm ist offensichtlich jedes Mittel recht, den Königssohn zu schwächen, selbst der wenig aussichtsreiche Pakt mit den Umstürzlern. Deshalb ist er sofort nach der Niederschlagung der Jacquerie nach Paris geeilt, um den dortigen Aufständischen gegen die französische Krone beizustehen.

Mehr als vier Wochen lang belagert der Kronprinz die Kapitale – bis eine wütende Menge königstreuer und kriegsmüder Pariser den Anführer der Bürgerrebellen auf offener Straße erschlägt und der Herrscher von Navarra sich mit seinem Heer zurückziehen muss. Damit ist auch dieser Konflikt beendet. (Dennoch wird Navarras König noch mehrfach versuchen, die Macht in Frankreich zu erlangen. 1387 stirbt er, ohne sein Ziel erreicht zu haben.)

Triumphierend reitet der Kronprinz am 2. August 1358 in Paris ein. Kurz darauf setzt er dem Rachefeldzug der Adeligen mit einem Gnadenerlass für sämtliche während und nach der Jacquerie verübten Verbrechen ein Ende. Und 1360 kann der Regent endlich seinen Vater, König Johann II., aus der Geiselhaft nach Hause holen: Er zahlt London ein gewaltiges Lösegeld, tritt zudem große Ländereien an Eduard III. ab.

Doch auch dieser Friedensschluss wird die Auseinandersetzung zwischen England und Frankreich nicht beenden:



Am 10. Juni 1358 sind die Aufständischen besiegt, ihre Anführer werden geköpft. Nach der Niederlage der Rebellen ziehen Ritter mordend durch die Dörfer. Rund 20 000 Menschen fallen ihrer Rache zum Opfer

Und so nimmt in den Jahrzehnten nach dem Schwarzen Tod überall in Europa die Bereitschaft der Menschen zu, sich mit anderen Geknechteten oder Unzufriedenen zusammenzuschließen und aufzubegehren.

Zwischen 1362 und 1377 rebellieren in Flanderns Handelsstädten Gent und Ypern ein halbes Dutzend Mal Beschäftigte der Webereien.

1378 erheben sich in der italienischen Handelsmetropole Florenz Arbeiter der Tuchindustrie gemeinsam mit Handwerkern und Ladeninhabern anderer Branchen. 1381 erschüttert ein Bauernaufstand weite Teile Englands.

Und auch in Frankreich werden sich die Landleute in den folgenden Jahrhunderten immer wieder wie ihre Vorgänger in der Zeit nach dem Schwarzen Tod erheben, wenn ihre Welt bedroht ist, werden kämpfen für mehr Rechte und Freiheit von Not und Bedrängnis.

Die Auflehnung von 1358 aber, die die Chronisten die „Grande Jacquerie" nennen werden, bleibt im kollektiven Gedächtnis der Franzosen eingebrannt: als erster und größter Bauernaufstand des mittelalterlichen Königreichs, das bald zu einer der mächtigsten Nationen Europas aufsteigen wird. ⬢

Dr. Marita Liebermann, *Jg. 1973, ist als Literaturwissenschaftlerin davon fasziniert, wie sich die Pest auf das Denken der Menschen ausgewirkt hat.*

Wenige Jahre später entbrennt der Krieg erneut, gelingt es dem neuen König Karl, der nach dem Tod seines Vaters Johann II. den Thron bestiegen hat, verlorene Territorien zurückzuerobern. Bis 1453 wird sich der von Historikern später als „Hundertjähriger Krieg" bezeichnete Konflikt um die Krone Frankreichs hinziehen; erst der Enkel Karls kann die Engländer endgültig vom Kontinent (bis auf einen kleinen Rest) verdrängen.

Krieg und Pest haben großes Entsetzen in Frankreich verbreitet. Dennoch gehen diejenigen, die überlebt haben, gestärkt daraus hervor.

Die Angehörigen der niederen Stände erkennen nun den Wert ihrer Arbeitskraft und stellen noch vehementer als zuvor jene sozialen und wirtschaftlichen Zwänge infrage, denen sie seit Generationen unterliegen.

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Samuel K. Cohn (Hg.), *„Popular protest in late medieval Europe"*, Manchester University Press: aufschlussreiche Quellensammlung in englischer Übersetzung. Hans-Werner Goetz, *„Leben im Mittelalter"*, C. H. Beck: klar strukturiertes Überblickswerk zum Alltag der Menschen in jener Zeit.

Nie war Geschichte lebendiger.

Spannende Reisen in die Vergangenheit: Jetzt 6x im Jahr GEO EPOCHE lesen oder verschenken!

GEO EPOCHE lädt Sie alle zwei Monate auf eine Zeitreise in die Geschichte ein: mit gründlich recherchierten Texten und grandiosen Bildern.

Herzlichst Ihr

Michael Schaper,
Chefredakteur GEO EPOCHE

IHRE Abovorteile

1. **Dankeschön gratis**
   Geschenk nach Wahl zur Begrüßung.
2. **Jederzeit kündbar**
   Nach Ablauf des 1. Jahres.
3. **Bequem**
   Portofreie Lieferung nach Hause.
4. **Wahlweise mit DVD**
   Auf Wunsch mit passender DVD zum Heftthema.

Verlag: Gruner + Jahr GmbH & Co KG, Dr. Frank Stahmer, Am Baumwall 11, 20459 Hamburg. AG Hamburg, HRA 102 257. **Vertrieb:** Belieferung, Betreuung und Inkasso erfolgen durch DPV Deutscher Pressevertrieb GmbH, Nils Oberschelp (Vorsitz), Heino Dührkop, Dr. Michael Rathje, Düsternstraße 1, 20355 Hamburg, als leistender Unternehmer. AG Hamburg, HRB 95752.

1. GEO EPOCHE-Heftpaket
Geschichtsträchtiges Wissen erleben.
- „Piraten“ – Freibeuter, Abenteurer, Menschenhändler: 2000 Jahre Seeräuberei
- „Die Zeit der Kreuzritter“ – 1096-1291

2. Amazon.de-Gutschein
Für die nächste Online-Shopping-Tour.
- Individuelle Wünsche erfüllen
- Technik, Bücher, DVDs, CDs u. v. m.
- Wert: €10,–

GRATIS zur Wahl

3. ABUS Kettenschloss „Catena“
Besser auf Nummer sicher gehen.
- 6 mm starke Kette aus gehärtetem Stahl
- Textilschlauch zum Schutz vor Lackschäden
- Inklusive einem Ersatzschlüssel

4. Sport-/Reisetasche „Country“
Perfekt für Freizeit und Kurzreisen.
- Geräumiges Hauptfach und Vortasche
- Abnehmbarer, gepolsterter Umhängegurt
- Maße: ca. 58 x 37 x 22 cm; Farbe: Marine

1 Jahr GEO EPOCHE für nur €60,– bestellen – Karte abschicken oder

per Telefon (bitte die gewünschte Bestell-Nr. von der Kartenrückseite angeben):

+49 (0)40/5555 89 90

online mit noch mehr Angeboten:

www.geo-epoche.de/abo

Fürstenhochzeit in Mailand – *1360*

DIE MACHT UND

Als ihr Stammhalter im Herbst 1360 die Tochter des französischen Königs heiratet, laden die Herren von Mailand mitten im von der Pest verheerten Europa zu einem prächtigen Fest. Für vier maßlose Tage verdrängt die Lust am Leben die Angst vor dem Tod

Von GESA GOTTSCHALK

DIE HERRLICHKEIT

Fürstliche Ehen, hier die Hochzeit eines französischen Herrschers, sind im Mittelalter nicht ein Ergebnis der Liebe, sondern kühler Machtpolitik. Von der Mailänder Vermählung des Jahres 1360 haben sich keine Darstellungen erhalten. Die folgenden Abbildungen zeigen deshalb vergleichbare Ereignisse aus mehreren Jahrhunderten und Regionen

Z

Zu Pferd kommt die französische Braut nach Mailand. Am 8. Oktober 1360 nähert sie sich der Stadt, begleitet von Damen und Rittern. Mehrere Wochen sind sie unterwegs gewesen, sind von Fürstenhof zu Fürstenhof gezogen. An Feldern entlang, auf eleganten Steinbrücken, die sich über die Flüsse spannen, zwischen Reihen von Pappeln und Weiden hindurch. Sie haben die Aquädukte gesehen, die klares Wasser in die lombardischen Städte führen, und die Städte selbst, umgeben von dicken Mauern, bewacht von Türmen, gepflastert mit Steinen, so anders als die schlammigen Straßen von Paris.

Sie sind durch ein Land geritten, das durchzogen ist von Kanälen, um die Felder zu bewässern, und Dämmen, um es vor Überschwemmungen zu schützen. Sie haben die edlen Pferde bewundert, die auf saftigen Wiesen grasen. Sie haben die Bauern beobachtet, von fern, die gebeugt ihre Arbeit verrichten, besser gekleidet als in anderen Gegenden Europas. Sicher sind ihnen Kaufleute begegnet, mit Ladungen von Wolltuchen oder geschmiedeten Rüstungen.

Es sind 13 Jahre vergangen, seit der Schwarze Tod Italien erreicht hat. Die Menschen haben sich an die Krankheit gewöhnen müssen. Doch noch immer ist in den Dörfern der Lombardei die Furcht vor der Seuche gegenwärtig, die im Verborgenen auf der Lauer zu liegen scheint, jederzeit bereit, erneut aufzuflackern und wahllos Opfer zu fordern.

In diesen Oktobertagen des Jahres 1360 reist die noble Reiterin mit ihrem Tross durch fruchtbare Ebenen. Die französischen Begleiter in der Entourage werden die Braut beglückwünscht haben zu ihrem Los. Und die Italiener im Gefolge werden nicht müde geworden sein, die Vorzüge ihrer neuen Heimat zu preisen.

Für den französischen König, oben sein Wappen, sind die Mailänder eigentlich nicht standesgemäß. Doch er braucht das Geld der Aufsteiger

Nun reitet ihnen ein hochgewachsener, schöner Mann entgegen: Galeazzo II., Herr von Mailand, aus der Familie Visconti. In seinem Gefolge die edelsten Frauen der Lombardei, die kühnsten Herren, alle gegürtet mit Gold und Silber. Ein Bischof und andere Kirchenmänner. Sicher ist auch Galeazzos Bruder Bernabò dabei, die zwei teilen sich die Herrschaft über Mailand.

Seit sechs Jahren regieren beide die Stadt und das umliegende Land mit harter Hand, so wie es mehrere Generationen ihrer Familie vor ihnen getan haben. Den Menschen von Florenz und Venedig gelten sie als Tyrannen, zu Hause aber greift niemand sie an. Weil die Visconti Mailand reich und sicher gemacht haben. Und weil auf Hochverrat 40-tägige Folter und der Tod stehen.

An diesem 8. Oktober feiert Galeazzo seinen größten Triumph im Wettstreit mit den anderen Herren Norditaliens um Macht und Einfluss. Denn das zwölfjährige Mädchen, das ihm entgegenreitet, ist die künftige Ehefrau seines achtjährigen Sohnes Gian Galeazzo.

Und sie ist keine einfache Adelige: Für seinen Erstgeborenen hat er sich nicht mit der Tochter irgendeines italienischen Signore begnügt, nicht einmal mit der eines Fürsten. Nein, zum ersten Mal heiratet ein Visconti eine Frau von königlichem Blut: Isabelle, Prinzessin von Frankreich.

Die Pest mag Furcht säen in die Herzen der Menschen, sie mag die einen ins Laster treiben und die anderen in Reue und Buße: Die Mächtigen Europas fahren trotzdem mit ihren Geschäften fort. Sie stiften Ehen, weben Intrigen, führen Kriege. Ob dies alles eine Strafe Gottes ist – solche Gedanken überlassen Männer wie Galeazzo den Gelehrten in ihrem Sold.

Er wird zur Hochzeit ein Fest geben, wie es die Menschen in der Lombardei noch nicht erlebt haben. Es werden Tage des Rausches sein, mit erlesensten Speisen, kostbarsten Gewändern, ausgesuchtesten Vergnügungen. Tage, die vergessen machen, welch tödliche Gefahr jederzeit droht.

Eine Eheverbindung mit einem Königshaus: Nach dem Selbstverständnis der Visconti steht ihnen nichts Geringeres zu. Bald werden sie in einer für sie entworfenen Familienchronik be-

Die Braut kommt hoch zu Ross: In goldbestickten Gewändern und begleitet von Fanfarenklängen reitet die französische Prinzessin Isabelle nach Mailand, wo sie der Vater ihres zukünftigen Gatten begrüßt. Noch am selben Tag findet die Hochzeit statt

haupten, einer ihrer Vorfahren sei Aeneas gewesen, der mythische trojanische Prinz und Ahnherr Roms.

In Wirklichkeit tauchen die Mitglieder der Familie erstmals im 12. Jahrhundert in den Mailänder Urkunden als Vasallen des Erzbischofs auf. Sie bekommen den erblichen Titel eines Vizegrafen (lat. *vicecomes*) verliehen, verschmelzen Amt und Namen und steigen als Geschlecht der Visconti vom Ende des 13. Jahrhunderts an in unwahrscheinlichem Tempo auf.

Es ist ein Geschlecht, das bald den Erzbischof stellt und die Herrschaft in Mailand übernimmt, sie schließlich sogar erblich

Im Palast von Galeazzo II., der Mailand mit seinem Bruder regiert, versammelt sich die Hochzeitsgesellschaft zum Schmaus. Zwischen den Gängen verteilen die Gastgeber kostbare Geschenke – etwa goldene Ringe oder Falken mit perlenbesetzten Kappen

macht – und damit alle anderen hohen Familien der Stadt ein für alle Mal ausschließt aus dem Zirkel der Regierenden. Ein Geschlecht, das seine Macht mit Kriegszügen gegen die Nachbarn und mit klugen politischen Ränken stetig erweitert. Ein Geschlecht, dessen Angehörige auch untereinander um Posten rangeln und nicht davor zurückschrecken, Verwandte zu bekämpfen oder gar umzubringen.

So lässt Luchino Visconti 1346 aus Angst vor dem Ehrgeiz seiner Neffen Matteo, Bernabò und Galeazzo alle drei kurzerhand als angebliche Verschwörer aus der Stadt verbannen. Eine unnötige Vorsorge, wie sich

herausstellt, denn er geht den jungen Männern ins Grab voran. Die Brüder übernehmen 1354 die Herrschaft in Mailand und kaufen sich das gemeinsame Reichsvikariat. Damit sind sie in ihren Ländern fortan Vertreter des römisch-deutschen Kaisers, der seit Jahrhunderten das Oberhaupt weiter Teile Italiens ist.

Matteo, der Älteste, ein Mann mit zügellosem Appetit, spürt wenig Lust zur täglichen Arbeit des Regierens und gefährdet damit die Macht der Visconti. Er stirbt bereits nach einem Jahr, sehr wahrscheinlich, so vermuten spätere Historiker, durch die Hand seiner Brüder.

Intrigen, Ränkespiele, politische Morde: So verbringt Mailands Herrscherhaus jene Jahre, in denen die Pest Europa entvölkert, weite Regionen dem Schwarzen Tod zum Opfer fallen.

Die Hafenstädte Italiens sind die Tore, durch welche die Seuche 1347 in Europa einzieht. Erst bricht sie in Sizilien aus, später erreichen Schiffe mit kranken Matrosen Venedig, Pisa und Genua. Vergebens beschießen die Genuesen verdächtige Segler mit brennenden Fackeln, um sie vom Hafen fernzuhalten – denn da ist die Seuche längst in der Stadt.

Ein Chronist erhebt schwere Vorwürfe gegen seine eigenen Mitbürger: „O Genua, was hast du verbrochen! Als wir unsere Flotten gegen fremde Städte richteten, wandten wir uns letztlich gegen unser eigenes Haus! Nachdem uns die Seuche ereilt hatte und von 1000 Schiffen gerade zehn übrig geblieben waren, strömten Freunde, Verwandte und Nachbarn aus allen Richtungen zu unserem Empfang. Ach, wir selbst trugen die Todespfeile, als man uns umarmte und küsste und festhielt. Wir wurden gezwungen, mit dem eigenen Mund beim Erzählen das Gift auszustreuen."

Die Pandemie breitet sich aus, in Florenz und Siena sterben Tausende, sie wütet in der Toskana und der Lombardei. Mehr als ein Drittel der Italiener fallen dieser ersten Pestwelle zum Opfer.

„Man hörte keine Stimmen, kein Weh, keine Schmerzensrufe, kein Weinen mehr", berichtet ein Zeitgenosse über die ersten Monate nach dem Ausbruch. „Die Stimmen von Braut und Bräutigam, der Klang der Laute, der Gesang junger Leute und jeglicher Freude waren geschwunden."

Arme plündern die Kleidertruhen verstorbener Reicher und tragen Gewänder, die ihnen nicht zustehen. Die überkommene Ordnung der Gesellschaft gerät ins Wanken – fast überall, nur nicht in Mailand.

Denn wie durch ein Wunder bleibt die wohl größte Stadt Italiens verschont.

Das ist gegen alle Wahrscheinlichkeit. Mailand ist eine Handelsmetropole, die mit ihren Wollstoffen, Rüstungen und Goldschmiedearbeiten, vor allem aber als Marktplatz zwischen Alpen und Meer reich geworden ist. Sie lebt vom Austausch mit den Hafenstädten, dorthin verkaufen ihre Händler Waren aus der Region jenseits der mächtigen Bergkette.

Hat die Stadt einfach Glück? Oder verdankt sie es der Wachsamkeit der Visconti, dass sie verschont wird? Der regierende Erzbischof Luchino Visconti jedenfalls lässt alle Tore bewachen, Bewaffnete überprüfen jeden Besucher, ehe er die Metropole betreten darf. Als dennoch drei der mehr als 20 000 Familien innerhalb der Tore erkranken, werden sie auf Befehl des Signore in ihren Häusern kurzerhand eingemauert.

Und nur weil Mailand 1348 davongekommen ist, können Galeazzo und Bernabò Visconti im Oktober 1360 ihrer Stadt, dem Land und ganz Europa ihre unangefochtene Stellung demonstrieren. Und ihren Anspruch: Von Gleich zu Gleich wollen sie agieren mit den Mächtigsten des Abendlandes. Die Ersten sein unter den Stadtstaaten. Und irgendwann, hoffentlich, ganz Italien unterwerfen.

WARUM HAT DIE PEST MAILAND VERSCHONT?

Was für Brüder, diese zwei. Bernabò, der ältere, 37 Jahre alt, gabelbärtig, ist fest verankert im langsam zu Ende gehenden Mittelalter. Ein Mann, der eigentlich für eine kirchliche Laufbahn bestimmt war, dann aber doch das Kriegshandwerk erlernte und nun gegen alle und jeden kämpft in seinem Leben. Gegen Äbte, Bischöfe, sogar gegen den Kaiser, in dessen Dienst er steht.

Aus Zorn hat er als 26-Jähriger einen Mann erwürgt. Sein Geld gibt er für Soldaten und Waffen aus, er mehrt Ruhm und Macht der Visconti auf dem Schlachtfeld, reitet mit dem Schwert in der Hand seinen Heeren voran.

Zu Ehren seiner Frau Regina della Scala wird er eine Kirche erbauen – was ihn nicht davon abhält, unzählige Liebschaften zu haben und zusätzlich zu seinen 17 legitimen Erben mindestens ebenso viele uneheliche Kinder zu zeugen, von denen einige mit ihren Müttern in seinem Stadtpalast mit den vier Ecktürmen leben.

An seiner Seite Galeazzo, zwei Jahre jünger, ein Schöngeist mit langen blonden Haaren, die

er gern offen trägt und mit Blumen bekränzt. Er gibt dem in ganz Italien bewunderten Poeten Francesco Petrarca eine Heimat, freundet sich mit ihm an.

Der Dichter ist eine erstaunliche Erscheinung im Umfeld des angeblichen Tyrannen: Er wird später als einer der ersten Humanisten gelten. Wie andere Vertreter dieser Geisteshaltung, die sich in jenen Jahrzehnten in Italien herauszubilden beginnt, will der Poet die Antike wiederbeleben, um daraus Lehren für die Gegenwart, eine bessere Zukunft und ein gottgefälliges Dasein zu ziehen. Für ihn ist der Mensch ein Werkzeug Gottes. Petrarca studiert die vergessenen römischen Klassiker, findet eine eigene Sprache, sein Gedichtzyklus „Canzoniere" wird die europäische Lyrik der kommenden Jahrhunderte prägen.

Galeazzo ist seiner Frau in Treue zugetan, als folge er Petrarcas Sonetten, die vor allem von dessen einzigen Angebeteten handeln: Laura. Er wird die Universität von Pavia gründen und eine Bibliothek. Mehrere Jahrzehnte vor dem Zeitalter der schönen Künste ist er eine erste Vorahnung eines Renaissancefürsten.

Erstaunlich modern sein Verständnis von Recht und Gesetz: Nie mischt er sich in Verfahren ein, gewährt deshalb auch nie Gnade, die Richter sollen unabhängig arbeiten.

Sein Bruder hält es in diesem Punkt anders. „Weißt du nicht, dass ich in allen meinen Ländern Papst und Kaiser bin?", fährt Bernabò einen Widersacher an. „Nicht der Kaiser, nicht einmal Gott kann irgendetwas in meinem Territorium tun, wenn ich es nicht will."

Wenige Beamte nur arbeiten in seinem Herrschaftsgebiet, um alles kümmert Bernabò sich selbst. Stößt Urteile um, gewährt aber auch großzügig Gnade. Deshalb gilt ausgerechnet der Abstand wahrende Galeazzo seinen Zeitgenossen als der Tyrannischere von beiden.

Denn ein guter Fürst, so die Überzeugung der Menschen im Mittelalter, hört die Klagen seiner Untertanen an und zeigt Milde.

Zu den Hochzeitsfeierlichkeiten gehören auch Jagdausflüge, bei denen die Gäste Wildschweine hetzen und mit Lanzen aufspießen

---

Doch vielleicht sind die Visconti-Brüder einander gar nicht so unähnlich. Denn auch der cholerische Bernabò liebt Ritterepen über mythische Helden wie König Artus und beschäftigt an seinem Hof fahrende Spielleute, die sie ihm vortragen. Petrarca hat seinem ältesten legitimen Sohn Pate gestanden.

Der blumenumkränzte Schöngeist Galeazzo wiederum hat die 40-tägige Folter eingeführt, mit der die Visconti Hochverräter strafen: einen sich ständig steigernden Reigen der Gewalt, an dessen Ende der Delinquent auf ein Rad geflochten wird, längst nicht mehr im Besitz aller Gliedmaßen. An den geraden Wochentagen lässt Galeazzo seine Schergen Verschnaufpausen einlegen, damit der Verurteilte die Qual bis zum Ende überlebt.

Die beiden Brüder haben Mailands Herrschaftsbereich unter sich aufgeteilt. Sie residieren in zwei mächtigen Ziegelpalästen, die sich über die Dächer der Stadt erheben, und regieren das Land von Locarno im Norden bis zum Ligurischen Meer im Süden. Bernabò den Osten bis Bologna, Galeazzo den Westen bis Alba. Ein Territorium, mehr als 40 000 Quadratkilometer groß.

Doch all das ist ihnen noch nicht genug. Die Visconti streben nach Anerkennung über die Grenzen Italiens hinaus, nach einer Verbindung mit einem der mächtigsten Königshäuser Europas. Im Frühling 1360 bietet sich ihnen die Gelegenheit dazu.

Ende Mai erreicht eine hochinteressante Nachricht die Lombardei: England und Frankreich, seit 1337 in einen scheinbar ewig währenden Konflikt verstrickt, haben Frieden geschlossen. Der von den Engländern bei einer Schlacht gefangen genommene französische König Johann II. soll sogar nach Paris zurückkehren dürfen, gegen eine erste Ratenzahlung von 600 000 Écu d'or (gut 2,7 Tonnen Gold) auf das Lösegeld.

Doch die geforderte Summe übersteigt die Möglichkeiten der Krone von Frankreich: Zu teuer war der Krieg gegen England.

Für Galeazzo hingegen ist Geld kein großes Problem. Die Steuereinnahmen aus Mailand und von den unterworfenen anderen lombardischen Gemeinden haben seine Familie reich gemacht. Ihre kostspielige Hofhaltung kurbelt die Geschäfte zusätzlich an, zieht Kaufleute und Handwerker in die Stadt. Mailand ist längst zum unumstrittenen Zentrum der Lombardei aufgestiegen.

300 000 Goldgulden (mehr als eine Tonne Edelmetall) hat Galeazzo dem französischen Hof geboten, für die Hochzeit der jüngsten Prinzessin mit seinem Sohn.

Ehen sind den Aristokraten des späten Mittelalters mindestens genauso wichtig wie Schlachten. Ihre Kinder sind für Adelige ein Schatz und ein Versprechen auf die Zukunft.

Mit ihnen schmieden die hohen Häuser des Kontinents Allianzen, sichern sich ab, bringen Landstriche unter ihre Kontrolle. Schon Kleinkinder werden einander versprochen; sind sie sieben Jahre alt, dürfen ihre Eltern sie verloben.

Das Wappen der Visconti zeigt eine Schlange, die einen Mann verschlingt. Ein passendes Bild: Denn der Machthunger der Familie scheint unersättlich

Mit zwölf und 14 Jahren können die Mädchen und Jungen kirchlich getraut werden. Monate, oft Jahre ziehen sich die Verhandlungen zwischen den Familien hin, und nicht selten scheitert ein Eheprojekt: weil eines der Kinder stirbt; oder weil sich eine bessere Partie findet; oder weil die Familien sich nicht einigen können.

Vor allem für adelige Mädchen ist dies gefährlich, mit jedem Verkupplungsversuch sinkt ihr Wert auf dem Heiratsmarkt, denn sie werden älter – und sollen doch viele gesunde Erben gebären. Manch hochgeborene Tochter, die eine glänzende Verbindung eingehen sollte, endet hinter Klostermauern.

So stehen hinter den Namen von fünf Heiratskandidatinnen auf einer Liste, die einem Prinzen von Aragón im 13. Jahrhundert als Entscheidungshilfe dient, zwei bedeutsame Zahlen: das Alter des Mädchens und die Höhe der Mitgift. Denn gemeinhin zahlt der Vater der Braut große Summen, um seine Tochter abzusichern – vor allem, um ihre Attraktivität zu erhöhen.

All diese Regeln aber sind jetzt, in der großen Not des französischen Königs, außer Kraft gesetzt. Es gibt nur kurze Verhandlungen zwischen den Visconti und dem Pariser Hof, das Alter der Kinder spielt keine Rolle. Und es ist der Vater des Bräutigams, der zahlen wird (auch für Isabelles Mitgift, weitere 300 000 Goldgulden).

Damit ist ein beträchtlicher Teil des Lösegeldes für Johann II. beisammen. Fast scheint es, als könne sein Sohn Karl, der in des Königs Namen regiert und verhandelt, die jüngste Schwester nicht schnell genug eintauschen gegen die Freiheit des Vaters. Doch eine Erkrankung Isabelles verhindert, dass sie bereits im Juli verheiratet wird.

Es muss ein Schrecken für Galeazzo sein: die kostspielige Braut aus königlichem Hause niedergeworfen vom Fieber. Isabelle hat als Baby Mutter und Großmutter an die Pest verloren, kein Jahr nach ihrer Geburt, als die Seuche über Marseille nach Paris kam und im Verlauf von 18 Monaten 50 000 der 180 000 Einwohner starben.

Jedes Mal, wenn in diesen Jahren ein Mensch krank wird und schwitzend auf seinem Lager liegt, müssen seine Freunde, seine Familie das Schlimmste befürchten. Sicher suchen auch Isabelles Hofdamen bei ihrer Herrin nach Anzeichen der schrecklichen Krankheit.

Doch die Prinzessin hat Glück, sie erholt sich, und die Visconti nutzen die gewonnene Zeit,

um das größte Fest vorzubereiten, das die Lombardei je gesehen hat. Galeazzo schickt Sendboten an die Höfe Italiens und in alle wichtigen Städte, beginnt, Juwelen, Seide, Schmuck aufzukaufen.

Die Gold- und Waffenschmiede Mailands legen Sonderschichten ein, ebenso die Weber der kostbaren, golddurchwirkten Tuche in den umliegenden Dörfern.

Mehr als 1000 Gäste folgen der Einladung, jeder mit eigenem Gefolge. Alle 150 Gasthäuser Mailands sind Anfang Oktober 1360 belegt.

Als Isabelle in die Stadt einreitet, durch eines der sechs Haupttore in der mächtigen, mit Zinnen bekrönten Mauer, lassen die zahllosen Kirchen der Stadt ihre Glocken zu Ehren der königlichen Braut läuten. Das Klappern der Pferdehufe hallt in den engen, gepflasterten Straßen wider. Mailand ist halb so groß wie Paris, aber ausgedehnter als fast alle anderen Metropolen Italiens.

Viele der mehr als 100 000 Einwohner der Stadt versuchen, einen Blick auf die Prozession zu erhaschen, die in Richtung Osten durch die Straßen zieht. Hier steht, an einem Platz mit zwei Basiliken, Galeazzos Palast: Es ist das ehemalige Rathaus Mailands, das einer seiner Vorgänger zur Residenz hat umbauen lassen.

Die beiden Gotteshäuser auf dem Platz neben dem Palast sind die zwei Bischofskirchen Mailands: In Santa Maria Maggiore lesen die Priester die Messe vom ersten Sonntag im Oktober bis Ostern, in Santa Tecla feiern sie während der Sommermonate Gottesdienst.

Große Maler wie der berühmte Giotto haben Galeazzos Palast mit Fresken ausgemalt, von einem Glockenturm verkündet jede Stunde ein mechanisches Uhrwerk die Zeit – es ist eines der ersten in Italien. Hinter dem Palazzo liegt ein Park, groß genug, um darin zu jagen.

Allerdings hat Galeazzo den Herrensitz nach seinem Geschmack umbauen lassen; in seinem Auftrag entstehen zudem schon ein zweiter Palast in Mailand und eine weitere Residenz in Pavia.

Noch aber klingt wohl das Brüllen der Raubtiere und das Kreischen der exotischen Vögel aus der Menagerie, auch hat er die Hauskapelle gewiss unangetastet gelassen, die so exquisit ausgestattet ist, dass ein Chronist darüber vermerkt: „In keinem Königreich der Welt gibt es Kunstwerke, die diese hier an Schönheit übertreffen."

Die Visconti huldigen Isabelle an diesem 8. Oktober 1360, wie es einer Dame von königlichem Geblüt gebührt. Noch am selben Tag werden Gian Galeazzo und seine französische Prinzessin vermählt. Fortan ist sie eine Visconti, Mitglied eines der mächtigsten Geschlechter Italiens; ihren royalen Status aber hat sie verloren. Nun ist sie es, die ihren Schwiegereltern die Ehre erweisen muss.

Drei Tage lang darf sie sich erholen von der anstrengenden Reise. Ihre Schwiegermutter Bianca von Savoyen kümmert sich um Isabelle, sie ist nur zehn Jahre älter und versteht Französisch.

Dass jemand die Muttersprache der Braut spricht, ist keine Selbstverständlichkeit in diesen Zeiten, da italienische, englische, deutsche und ungarische Adelige und Monarchen ihre Töchter überall in Europa feilbieten und quer durch den Kontinent schicken.

Die letzten Vorbereitungen. Die Visconti haben ihre Jäger in das Tal der Adda ausgeschickt, haben auf den Märkten alles an frischen Waren aufgekauft, Hunderte Köche und Helfer sind am Werk, die ganze Stadt steht im Dienste der Hochzeit.

Am 11. Oktober endlich ist alles bereit, um das junge Paar zu feiern.

Das Fest beginnt mit einem großen Bankett, wahrscheinlich im Palast Galeazzos an der Piazza dell'Arengo, dem alten Versammlungsplatz in der Stadtmitte. Die Tische im Innenhof sind mit reinen Tüchern bedeckt. Wasser für die Hände steht bereit. Servietten liegen an den Plätzen. Diener werden sie wohl mehrmals wechseln.

Anders etwa als an deutschen Fürstenhöfen, wo Männer und Frauen getrennt feiern, sitzen Isabelle, ihre neuen Schwägerinnen, Tanten und Cousinen, die Gattinnen von Gesandten und Gra-

Die Herren von Mailand verdanken es einem besonderen Glücksfall, dass sie eine derart prächtige Hochzeit feiern können: Die Pest hat ihre Stadt verschont. Auch weil die Herrscherfamilie befohlen hat, jeden einzumauern, der an der Seuche erkrankt

fen mit beim Bankett, wenn auch an eigenen Tischen. Viele Details sind ungewohnt für die Französin in ihrem roten und blauen Gewand, den traditionellen Farben der Braut – nicht zuletzt die Gabeln, mit denen die Italiener essen: In Frankreich wird sich dieses ungewohnte byzantinische Besteck noch 350 Jahre später nicht durchgesetzt haben.

Was Galeazzo seinen Gästen servieren lässt, ist nicht überliefert. Allerdings wird es kaum weniger schmackhaft und aufwendig sein als das Menü bei der Hochzeit seiner Tochter Violante acht Jahre später. Schließlich hat sein Sohn und Erbe in ein Königshaus eingeheiratet.

Und so lässt der Fürst vermutlich auch bei dieser Feier mehr als ein Dutzend Gänge auffahren, die meist aus jeweils zwei Speisen bestehen: Fleisch und Fisch.

Vor den staunenden Augen der Gäste tragen die Diener gebratene Ferkel auf, dazu Seeschnecken. Hasen, ein ganzes Kalb, Kapaune, Forellen, Karpfen, allesamt mit Gold überzogen. Gebratene Zicklein, eingelegte Ochsenzungen.

Zwischen den Gängen überreichen die Visconti ihren Gästen Geschenke: kostbare Brustpanzer, Jagdhunde mit samtenen Halsbändern an seidenen Leinen. Habichte mit vergoldeten Glöckchen. Wanderfalken, deren Kappen mit

Perlen besetzt sind, edle Pferde. Golddurchwirkte Tuche und Seide. Köstliche Weine, Malvasia von den sonnigen Hängen Kretas, süßer weißer Vernaccia von der ligurischen Küste. Schmuck, goldene Ringe mit Perlen, Rubine – und silberne Knöpfe mit dem Wappen der Visconti: eine Schlange, die einen Mann verschlingt.

Es ist ein Fest, das keine Grenzen kennt. Das in geradezu übertriebenem Maß und mehr noch als die gewöhnlichen fürstlichen Speisen in allem das Gegenteil ist der eintönigen Diät der meisten Menschen in der Lombardei, die sich mit Brot oder Brei aus Getreide begnügen müssen, mit Esskastanien, Gemüse, manchmal Fleisch.

In Mailand ist das mittelalterliche Weltbild intakt, hat die Pest noch keine Zweifel gesät: Oben stehen die Fürsten, unten Gesinde und Tagelöhner. Und wie den Menschen ist auch den Lebensmitteln ihr Platz zugewiesen in einer strengen Hierarchie. Prinzipiell gilt, je näher eine Frucht am oder gar im Boden wächst, desto niedriger ist ihr Ansehen. Je höher sich ein Tier in die Luft erhebt, desto edler sein Fleisch. Das gilt auch im Meer: Wale sind edler als Fische, Fische edler als Muscheln, Muscheln edler als Schwämme.

Gott hat Rüben und Wurzeln für das einfache Volk gemacht, die Früchte oben am Baum für die Fürsten – wie die Kirschen, die Galeazzo kredenzen lässt.

Gang um Gang tragen die Diener herbei, auf großen Platten, Pfaue und Fasane, Reiher und Entenküken.

Aber auch ohne Feste wie diese dürfen italienische Signori nicht nur viel Geflügel essen, sie müssen es sogar: als sichtbares Zeichen ihrer Überlegenheit und Macht. Adeligen Witwen dagegen raten Theologen ab vom Genuss des Geflügels; sein Fleisch, glauben sie, macht heißblütig und ist unschicklich und ungesund für eine Frau, die keinen Mann mehr hat.

Der Mailänder Arzt Maino de Maineri hat mehrere Bücher über den gesunden Lebenswandel verfasst, vielleicht ist auch er unter den Hochzeitsgästen. Dann allerdings muss er mit ansehen, wie an diesem Festtag keine seiner Weisheiten etwas gilt. Heißt es nicht in seinem Traktat über Saucen, sie wirkten fast wie Arzneien? „Der weise Mann schließt sie deshalb aus einer gesunden Ernährung aus, denn um die Gesundheit zu erhalten, sollte man keine medizinischen Dinge verzehren."

Der Überfluss an Speisen und Kostbarkeiten, die den Anwesenden dargeboten werden, lässt sie die Angst vor der Pest eine Weile vergessen

EINE NEUE ÄRA KÜNDIGT SICH AN

Und was servieren die Köche zu den Speisen? Saucen. Rote und grüne, Zitronensaucen, Schnittlauchsaucen, Saucen aus Knoblauch und Essig.

Um Krankheiten vorzubeugen, dürften die Menschen in der Lombardei nach gängiger Lehrmeinung ohnehin nicht zu viel essen. Stattdessen werden bei diesem Fest mehr als ein Dutzend Gänge aufgetragen. Aber wer denkt an einem solchen Tag schon an Siechtum oder gar die Pest?

Einer vielleicht: Francesco Petrarca. 56 Jahre alt ist der gefeierte Poet. Der Geschichtsschreiber, der auf ein neues Zeitalter hofft, in dem sich die Menschen auf die Ideale der Antike besinnen, ist zum Pessimisten geworden in den Jahren seit dem Ausbruch der Seuche.

Schon 1348 ist die von ihm verehrte Laura in Avignon dem Schwarzen Tod erlegen, die verheiratete Angebetete, die er in seinem „Canzoniere" besungen hat.

Und statt Gott anzuflehen und tugendhaft zu leben, geben sich seine Mitmenschen nun dem Luxus und dem Laster hin, beweisen dem Dichter, „dass wir in gleichem Maße schlechter geworden sind, wie wir an Zahl abgenommen haben", wie Petrarca später schreiben wird.

In Briefen beschäftigt er sich mit dem Sterben. Ein befreundeter Arzt drängt ihn in diesen Tagen, Mailand zu verlassen und zu ihm ins gesunde Klima am Lago Maggiore zu kommen.

Der Dichter antwortet dem Besorgten: „Dem Tod heiter zu begegnen ist ein Zeichen tiefer Glückseligkeit; ihm mit Angst entgegenzutreten ist eine Schwäche."

Sind das die Gedanken, die ihn umtreiben inmitten des Schmausens und Lachens? Bedrücken ihn die oberflächlichen Vergnügungen der Visconti? Oder freut er sich für seinen Mäzen und dessen Sohn?

Vor einigen Jahren hat Gian Galeazzo die Robe Petrarcas berührt, als er in einem Saal auf den Weisesten unter all den bedeutenden Männern zeigen sollte. Der stolze Vater des Jungen wird die Szene bald schon als Fresko in seinem neuen Palast in Pavia verewigen lassen.

Was immer Petrarca an diesem Tag denkt, er behält es für sich. Auch Isabelle wird sich nichts anmerken lassen, sollte sie sich auch fremd fühlen oder Heimweh haben. So etwas gehört sich nicht für eine junge Dame ihres Standes.

Ebenfalls schickt es sich nicht, die Ellbogen beim Essen abzustützen, sich Fleischreste aus den Zähnen zu pulen oder mit vollem Mund zu reden. Unhöflich auch, wer bei Tisch von ernsten Dingen spricht.

Ein Merkspruch mahnt: „Sta' conzamente al desco / cortes, adorno, alegro e confortoso e fresco." Benehmt euch richtig bei Tisch, höflich, elegant, freundlich, heiter und morgenfrisch.

Zu einer gelösten Stimmung tragen die Musikanten bei, die den Gästen aufspielen. Die Virtuosen reisen umher, um an Italiens Höfen mit ihrem Talent Geld zu verdienen.

Fidelspieler, Flötisten, Sänger begleiten das Bankett. Dreistimmig verbindet sich der Gesang der Männer mit den Instrumenten an diesem Tag, umfließen die Verse einander in Liedern, die eigens zu diesem feierlichen Anlass geschrieben worden sind.

Die Damen tragen ihre schönsten Gewänder – die kostbaren Kleider werden nach der Feier wieder weggeschlossen. Manche sind aus blauem Atlasstoff gefertigt, andere aus mit Gold und Silber durchwirkter Seide, besetzt mit Gemmen und Juwelen, mit Knöpfen aus Gold, Silber oder Perlen. Die Haare sind geflochten, die Verheirateten verbergen sie unter Stoffhauben, um züchtig ihr Haupt zu bedecken.

Gleichzeitig aber sind die Kleider tailliert und lassen die Schultern frei, und auch die Herren haben sich in den Jahren nach der Pest verabschiedet von weiten Gewändern. Enge Beinkleider tragen sie, das Wams endet am Oberschenkel, sodass „ihr Geschlecht und ihr Gesäß" kaum verhüllt sind, wie ein Mainzer Chronist notiert. Mögen Moralprediger auch gegen die neuen, unzüchtigen Gewänder wettern: Es ist, als wollten die Menschen sich ihrer Körper vergewissern in diesen Zeiten nach dem Schwarzen Tod.

Oder sie nutzen unbewusst die Erschütterung der bisherigen Ordnung, um sich jahrhundertealter Traditionen zu entledigen und Moden zu beschleunigen, die bereits vor dem großen Sterben begonnen haben.

Sicher aber verstärkt die Pest den Wunsch nach kostbaren Dingen, erhöht der Gedanke an die Vergänglichkeit die Lust an allem Glänzenden und Glitzernden.

Und so mischt sich in das Klimpern der verzierten Kleider bei jedem Schritt das Klingeln der Schellen, die an die Schnabelschuhe von Damen wie Herren genäht sind.

So lang sind die Spitzen, dass die Träger in den Schuhen kaum laufen können. Es ist das

Virtuose Musikanten spielen für die Gäste auf. Die meisten ihrer mehrstimmigen Lieder wurden eigens für die Hochzeit komponiert

Bei Turnieren messen die adeligen Gäste in Mailand ihre Kräfte unter anderem im Lanzenstechen. Die Waffen der Panzerreiter sind zwar stumpf, dennoch fügen sich die Kämpfer immer wieder schwere Verletzungen zu – und so mancher überlebt das Duell nicht

Schuhwerk all jener, die nicht weit gehen müssen, ein Zeichen ihres hohen Standes.

Auf Galeazzos Bankett zu Ehren des Brautpaars folgt ein zweites, ebenso üppiges, das sein Bruder Bernabò ausrichtet. Wenn sie nicht schmausen, spielen die Damen, tanzen und singen. Derweil vergnügen sich die Herren zur Feier der Hochzeit auf Turnieren, die erst Bernabò in Mailand eingeführt hat.

Was 300 Jahre zuvor die Franzosen als blutige Schlacht zwischen zwei ritterlichen Mannschaften begonnen haben, ist nun ein sorgsam reglementiertes Kräftemessen geworden: Beim „Tjost“ etwa reiten zwei Männer in voller Rüstung aufeinander zu und versuchen, den anderen vom Pferd zu stoßen.

Und obwohl die Turnierlanzen meist stumpf sind, verletzen sich immer wieder Kämpfer, mancher stirbt auch. Für die Männer in Galeazzos und Bernabòs Gefolge eine ideale Gelegenheit, um ihren Mut, ihre Kampfkraft und ihr Geschick öffentlich zu demonstrieren.

Vergebens spottet Petrarca über das Schauspiel, das keinem seiner antiken Vorbilder entspricht: „Nirgends liest man, dass Scipio oder Caesar turniert hätten!“

Doch gerade für Aufsteiger wie die Visconti sind Ritterspiele der Beweis, dass sie endlich zur höchsten Gesellschaft gehören.

72 430 Goldgulden, um 30 Turnierkämpfer standesgemäß auszurüsten: Dieser Aufwand zur Hochzeit seiner Tochter Violante acht Jahre später lässt erahnen, wie viel Geld die Festlichkeiten Galeazzo Visconti kosten.

Sicher gehen die Herren auch auf die Jagd, denn vor allem Bernabò schätzt es, Wildschweine von einigen seiner 5000 Hunde hetzen zu lassen und sie dann aufzuspießen.

Vier Tage lang feiert Mailand Hochzeit. Vier Tage, in denen auch die einfachen Bürger ihren eintönigen, harten Alltag vergessen können, der nur von derlei Festen durchbrochen ist, manchmal einer herrschaftlichen Taufe, der Geburt eines Stammhalters oder einem hohen Feiertag der Kirche.

Sie bestaunen den Prunk, die fremden Herren in den Gasthöfen. Doch dann ist der Glanz vorbei, und die Gäste reisen ab.

Zwei Monate später, im Dezember 1360, schickt Galeazzo Francesco Petrarca nach Paris, damit er Frankreichs König im Namen des Visconti zu dessen Rückkehr gratuliert. Er gibt dem Dichter zwei Ringe mit: einen, den Johann II. in einer Schlacht vier Jahre zuvor verloren und den

Ein höfisches Fest: Auch die Tänzer im Mailänder
Palast tragen lederne Schnabelschuhe mit langen Spitzen,
eine ebenso vornehme wie unpraktische Mode.
Sie signalisiert: Wer solches Schuhwerk trägt, hat es
nicht nötig, weit zu laufen

der Herr von Mailand auf verschlungenen Wegen wieder aufgetrieben hat. Und ein mit Rubinen besetztes Schmuckstück, das Galeazzo selbst gehört.

Offenbar ist er entschlossen, die Verbindung zu Paris auch nach der Hochzeit zu pflegen. König Johann allerdings zeigt sich nun, da er wieder frei ist, deutlich kühler. Er versucht, Petrarca abzuwerben, und zeigt wenig Interesse an der eigenen Tochter. Isabelle lässt ihrem Vater ausrichten, es gehe ihr gut, sie könne sich keine bessere neue Heimat wünschen.

Doch im Frühjahr 1361 kommt die Pest auch nach Mailand. Es zeigt sich, dass die Stadt wohl nur Glück hatte in den Jahren zuvor. Erneut schließen die Visconti die Tore, schotten Erkrankte und deren Familien ab – diesmal aber vergebens.

Wohl 50 000 Mailänder sterben, auch Petrarcas einziger Sohn. Zurückblickend auf das Schicksalsjahr, in dem seine neue Heimat kapitulieren musste vor der Krankheit, notiert der Dichter: Mailand habe „eine gesunde Luft und ein angenehmes Klima und sich zudem für die Masse der Einwohner bis zu dieser Pest ihre Heiterkeit und ihre Ruhe bewahrt". Erst von der Seuche getroffen, habe es sich in einen „düsteren, menschenleeren Ort" verwandelt.

Die Gebrüder Visconti fliehen mit ihren Familien auf Landsitze. Niemand kommt hinein, keine Nachrichten dringen heraus. Bernabò gilt in der Stadt monatelang als tot.

Erst 18 Jahre nach der Hochzeit übernimmt der Bräutigam Gian Galeazzo die Macht – und steigt auf zu einem der ersten Renaissancefürsten

Die Visconti überstehen aber selbst diese Krise. Bernabòs Töchter wachsen heran, er folgt dem Beispiel seines Bruders Galeazzo und verheiratet sie mit politischem Gewinn – die ehelichen unter anderem in das deutsche Fürstenhaus Württemberg, die unehelichen an seine treuesten Söldnerführer.

Und acht Jahre nachdem sie selbst in Mailand eingezogen ist, reitet Isabelle nun hinaus: mit ihrem Mann, den Schwiegereltern, mit Kirchenherren, 80 Damen, vielen Rittern, mit Gold und Silber gegürtet. Sie empfangen Lionel, den Bräutigam ihrer 13-jährigen Schwägerin Violante.

Denn auch für dieses Kind hat Isabelles Schwiegervater, der blond gelockte Signore, der alle Katastrophen seiner Zeit überstanden hat, eine höchst vorteilhafte Partie gesichert: einen englischen Prinzen.

Doch Isabelle erlebt nicht mehr, wie ihr Ehemann Gian Galeazzo seinem Vater nach dessen Tod als Mitregent Mailands nachfolgt und bald darauf seinen Onkel in bester Familientradition stürzt (Bernabò stirbt unter nie ganz geklärten Umständen im Gefängnis); wie er sich als Alleinherrscher zum mächtigsten aller Visconti überhaupt und zu einem der reichsten Fürsten seiner Zeit aufschwingt.

Denn sie stirbt am 11. September 1372 im Alter von 23 Jahren bei der Geburt ihres vierten Kindes.

Gian Galeazzo heiratet erneut, führt erfolgreich Kriegszug um Kriegszug, mehrt den Ruhm der Visconti, fördert als Bauherr und Mäzen die Wissenschaft und die Künste. Das Wesen eines Renaissanceherrschers, das sich im Vater bereits angedeutet hat, erfüllt sich nun im Sohn.

Denn zuerst in Italien, später dann im Rest Europas bricht sich in diesen Jahren ein neues Zeitalter Bahn. Die Pest hat alte Autoritäten und feste Glaubenssätze erschüttert, niemals zuvor hat es in so kurzer Zeit eine so große Umverteilung von Vermögen und Immobilien gegeben, niemals einen so großen Aderlass in der Bevölkerung wie in den Jahren der Pandemie. Wer sich in diesen Zeiten nicht selbst zu helfen wusste, der war verloren.

Und so beschleunigt die Seuche den Wandel, der bald auf dem ganzen Kontinent zum Ende des Mittelalters führen wird, auch in der Kunst.

Eine neue Sicht auf die Welt entwickelt sich, die humanistische Lehre Petrarcas beeinflusst die italienischen Meister. Die lernen als erste Europäer, räumlich zu malen. Nicht überhöht und heilig, sondern naturgetreu stellen sie die Schöpfung dar. Und rücken in den Mittelpunkt ihrer Kunst das Individuum, das so gelitten hat.

Den Menschen. ●

Gesa Gottschalk, *Jg. 1980, ist Textredakteurin im Team von* GEO*EPOCHE.*

LITERATUREMPFEHLUNGEN: Peter Rückert (Hg.), *„Antonia Visconti. Ein Schatz im Hause Württemberg"*, Landesarchiv Baden-Württemberg: reich bebilderter Katalog zu einer Ausstellung über eine Tochter Bernabò Viscontis mit vielen Aufsätzen unter anderem zu Mode und Heiratspolitik der Zeit. Eric Russell Chamberlin, *„The Count of Virtue"*, Eyre & Spottiswoode: nicht immer faktensicheres, aber unterhaltsam geschriebenes Buch über Gian Galeazzo Visconti. Peter McNeil (Hg.), *„Fashion. Late Medieval to Renaissance"*, Berg: Aufsatzsammlung zu Mode und Manieren im Zeitalter der Pest.

Das Ende des Schreckens

Die Folgen der Pest sind gravierend: sozial, wirtschaftlich und kulturell. Um der Lage Herr zu werden, erlassen die Obrigkeiten in vielen Ländern eine Fülle von Gesetzen – und schaffen damit eine Grundlage für die Entwicklung des modernen Staates

Von NEITHARD BULST

Schwere Epidemien mit Massensterben sind im Mittelalter nichts Außergewöhnliches. Doch der Schwarze Tod, der zwischen 1347 und 1353 Europa verheert, ist etwas nie Dagewesenes – so zumindest empfinden es die Menschen damals. Denn dass die Pest von etwa 540 bis 750 n. Chr. schon einmal im östlichen Mittelmeerraum gewütet hat, weiß offenbar niemand mehr. Umso fürchterlicher trifft die Seuche und besonders der bisweilen unvorbereitete, plötzliche Tod nun die Bewohner des Kontinents.

Der Florentiner Geschichtsschreiber Matteo Villani vergleicht die Pandemie mit der Sintflut, von Gott gesandt zur Bestrafung der sündigen Menschheit. Und sein Zeitgenosse, der Dichter Francesco Petrarca, schreibt unter dem Eindruck der furchterregenden Seuche: „Wo kann ich nur das Haupt verstecken? / Weder das Meer noch das Land / noch mit schattiger Höhle der Fels / bieten dem Flüchtling Sicherheit. / Denn alles besiegt der Tod. / Er kommt mit Schrecken, / und kein Versteck ist sicher genug."

Die Folgen des Schwarzen Todes sind gravierend. Die erste Reaktion ist: Entsetzen, Chaos, Panik. Anfangs wenden sich die Gläubigen in ihrer Not an die Kirche. Aber der Zuspruch der Seelsorger reicht angesichts der existenziellen Katastrophe nicht aus. Die Menschen brauchen stärkere Rituale, als sie die Geistlichkeit anbieten kann. Die Popularität der Geißler, die mit öffentlichen Bußübungen versuchen, die Pest abzuwenden, ist ein deutlicher Ausdruck dieser verzweifelten Hinwendung zu Gott.

Auch die Kirche selbst verändert sich unter dem Eindruck der Seuche: Altbekannte Heilige werden zu Fürsprechern gegen die Pest umgedeutet. Etwa Christophorus, den man nun zum Schutz gegen die *mala mors* anfleht, den plötzlichen und ohne Sterbesakramente erlittenen „schlechten Tod".

Oder Maria, die nun als „Schutzmantelmadonna" mit ihrem Umhang die von Gott gesandten Seuchenpfeile abwehrt und die sich darunter flüchtenden Gläubigen rettet. Sie wird zur wichtigsten Pestheiligen überhaupt.

Die gesteigerte Marienverehrung, die in der Mutter Jesu ein Wesen sieht, das von Gott vor jeder Sünde bewahrt wurde und in dieser Hinsicht auf einer Stufe steht mit ihrem Sohn, hat hier ihren Ursprung – ein Kult, gegen den der Reformator Martin Luther später wettern wird.

Um Qualen in der Hölle (u.) zu entgehen, bemühen sich die Menschen nach der Pest noch stärker, einen guten, christlichen Tod zu sterben (Buchmalerei, 15. Jh.)

Strenge Gesetze regeln fortan, wer wo arbeiten darf

Wie die Kirche steht auch die weltliche Obrigkeit während der Pandemie vor einer gewaltigen Bewährungsprobe.

Um die Angst der Menschen einzudämmen, so dies überhaupt möglich ist, versuchen Stadtregierungen und Landesherren zunächst, die Pest aus dem Alltag zu verdrängen. Sie verbieten das Läuten der Totenglocken, eröffnen Friedhöfe jenseits der Stadtmauern, ordnen an, dass die Leichenwagen auf mit Tüchern umwickelten Rädern leise durch die Gassen rollen. Einige Kommunen erlassen Hygienevorschriften: Straßen, Kanäle und Flussläufe sind nun sauber zu halten von Müll und Unrat.

Bald werden sich die Regierenden aber noch schwereren Problemen stellen müssen. Denn mehr als 20 Millionen Menschen fallen dem Schwarzen Tod zum Opfer, und auch nach 1353 fordert die Pest immer wieder Tausende Leben.

Allerorten fehlen daher Arbeitskräfte: auf den Feldern der kirchlichen und weltlichen Grundherren, in Großbetrieben wie den Salinen von Venedig oder in der Flotte der Dogenstadt, im städtischen Handwerk.

Die Überlebenden aber erkennen den Wert ihrer Arbeit, fordern höhere Löhne und bessere Bedingungen.

Diese unmittelbaren sozialen Auswirkungen der Pest haben auch auf lange Sicht massive wirtschaftliche und gesellschaftliche Folgen. Denn fast überall in Europa – im Heiligen Römischen Reich, in England, Frankreich und Spanien – reagieren die Obrigkeiten mit neuen Gesetzen, schreiben Löhne und Preise fest, verhängen Arbeitszwänge und Abwanderungsverbote.

Um den Wettbewerb auszuschalten, wird etwa in Frankreich die Arbeitszeit einheitlich für das ganze Land geregelt. Verbindliche Tagessätze lösen unkalkulierbare Akkordlöhne ab.

Unbedingt will man die Vergeudung von Arbeitskraft verhindern: Auf Böden, wo ein Pflug einsetzbar ist, darf fortan keine Hacke mehr verwendet werden. Ammen, deren Zahl durch die Pest ebenfalls dezimiert worden ist, dürfen Knaben drei Jahre lang stillen, Mädchen hingegen nur noch zwei.

In England wirkt die demografische Krise am nachhaltigsten. Denn die dortigen Grundherren stellen wegen des Arbeitskräftemangels den Ackerbau auf die weniger personalintensive Viehwirtschaft um, vor allem auf Schafzucht.

Produktion und Export von Wolle werden so zum zentralen Wirtschaftsfaktor des Inselreichs – die Basis einer kapitalistischen Entwicklung, die Jahrhunderte später in die Industrielle Revolution münden wird.

In den urbanen Zentren sind die Folgen der Seuche dagegen ganz andere als auf dem Land: Die Städte haben es leichter als die ländlichen Gemeinden, ihre Bevölkerungsverluste auszugleichen.

Sie locken Zuwanderer mit Steuervorteilen, schneller Einbürgerung oder anderen Vergünstigungen, während das Land sich nur mit schwer kontrollierbaren Abwanderungsverboten gegen weitere Verluste wehren kann.

Aber auch in den Städten gibt es nationale Unterschiede. In Deutschland etwa hält sich die Zahl der Neubürger im Allgemeinen in Grenzen: Die Ratsherren werben vor allem gezielt Handwerker sowie andere Spezialisten an, von denen es auch vor der Pest nicht allzu viele gab.

Die Nachfrage stärkt das Selbstbewusstsein der Neubürger ungemein, und so ist es sicher kein Zufall, dass es nach dem Schwarzen Tod vermehrt zu Zunftaufständen kommt, in denen die Handwerker mehr Mitspracherechte von einer durch die Seuche geschwächten patrizischen Oberschicht einfordern.

Dagegen erleben italienische Städte wie Florenz oder Siena, die große Territorien im Umland besitzen, eine Masseneinwanderung, die das gesamte traditionelle Sozialgefüge der Kommunen ins Wanken zu bringen droht.

In Florenz, so klagt ein Chronist, fällt ein beträchtlicher Teil von Regierung und Verwaltung in die Hände einer Schicht zugewanderter Neureicher, die keine Herrschaftserfahrung hat. In Siena stürzt 1355 die Regierung und wird durch eine neue Machtclique ersetzt.

Doch was sind die langfristigen Konsequenzen des Schwarzen Todes? Am eindrücklichsten sind die Folgen im Gesundheitswesen. Obwohl der Erreger, das Pestbakterium, und dessen Übertragung durch Flöhe erst um die Wende zum 20. Jahrhundert entdeckt werden, gelingt es doch schon früher, wirksame Schutzmaßnahmen gegen die Verbreitung der Krankheit zu entwickeln.

So wird bereits 1377 im dalmatinischen Ragusa, dem heutigen Dubrovnik, die echte Quarantäne erfunden. Sie sieht vor, dass alle ankommenden Schiffe mit ihrer Ladung 30 Tage auf einer der Inseln vor der Stadt festgehalten werden, bis sie in den Hafen einlaufen oder ihre Ladung löschen dürfen.

Das erste ausschließlich auf Pestfälle spezialisierte Hospital des Abendlandes wird 1423 in Venedig eingerichtet. Die meisten größeren Städte werden diesem Beispiel folgen.

1619 erfindet der Leibarzt des französischen Königs einen Isolieranzug, der den Mediziner von Kopf bis Fuß nahezu luftdicht einhüllt und somit nicht nur vor der durch Flöhe übertragenen Beulenpest, sondern auch vor der durch Tröpfcheninfektion weitergegebenen Lungenpest schützt.

Von der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts an werden in den oberitalienischen Städten Gesundheitspässe eingeführt. Jeder Reisende, der Einlass in eine

Stadt begehrt, muss mit einem solchen Dokument nachweisen, dass er aus einer pestfreien Region kommt. Das Gleiche gilt für Schiffe. Schon bald folgen andere Regierungen dem Beispiel, und die französische Hafenstadt Marseille erlebt 1720 nur deshalb noch einmal einen schweren Pestausbruch mit Tausenden Toten, weil der Kapitän jenes Schiffes, das Ausgangspunkt der Epidemie ist, zuvor die Behörden bestochen hat, sodass der Gesundheitspass ignoriert und die Quarantänevorschriften missachtet wurden.

1728 beginnen die Habsburger-Herrscher, die Ostgrenze ihres Reichs von den Karpaten bis zur Adria mit einem 1900 Kilometer langen und 20 bis 40 Kilometer breiten Isolationsgebiet zur Krankheitsabwehr abzusichern. Hier gilt bei unerlaubtem Grenzübergang der Schießbefehl. Handelsgüter werden heißem Dampf ausgesetzt. Solche Schutzmaßnahmen verhindern, dass die Pest, die in jenen Jahren im Osten des Kontinents wütet, auf den Westen übergreift.

Die Erfahrung des Massensterbens, das keinen verschont, ob arm oder reich, ob Adeliger oder Bauer, ob Laie oder Mitglied der Kirche, findet ab etwa 1425 in Bildern von Totentänzen eine neue Ausdrucksform. Sehr drastisch wird dem Betrachter in diesen Darstellungen die Gleichheit aller beim Sterben vor Augen geführt. Der Tod tanzt einen Reigen mit den Menschen, beginnend mit dem Papst und endend mit dem Säugling.

Die kommentierenden sozialkritischen Texte machen den Gläubigen deutlich, dass die irdische Existenz nur ein Durchgangsstadium ist; das Ende ist erst das Gericht über jeden Einzelnen am Jüngsten Tag.

Parallel zu den Totentänzen entsteht eine neue Literaturgattung, die *ars moriendi*, die Kunst, einen guten, christlichen Tod zu sterben. Darin geht es um Ratschläge für das Heil der Seele, indem man sich von den Versuchungen der irdischen Existenz frei macht, von Lastern wie etwa dem Luxus, dem Geiz oder dem Streben nach irdischen Gütern.

Die große Hinwendung der Menschen zur Kirche als Reaktion auf den Schwarzen Tod hat aber auch negative Folgen. Die erhöhte Spendenbereitschaft an die ehrwürdige Institution in Testamenten, häufig verfasst im Angesicht des nahen Endes, bedroht die ökonomische Existenz der Überlebenden, die nun oft leer ausgehen. Zudem mehrt sich so das Vermögen der Kirche, wird ihr Einfluss gestärkt. Gegen diese Umverteilung und den damit verbundenen Machtzuwachs des Klerus schreiten die Obrigkeiten regelnd ein.

Die Peststerblichkeit schafft noch ein weiteres Problem für die Autoritäten: Vor allem verwitwete Frauen oder Männer mit kleinen Kindern streben eine schnelle Wiederverheiratung an. Dem stehen aber kirchenrechtliche Regeln entgegen, die eine einjährige Wartezeit vorschreiben. Schon während des Schwarzen Todes werden diese Fristen hier und da verkürzt. Doch da die Pest immer wieder auftritt, sind die Obrigkeiten regelmäßig damit konfrontiert. In Linz dekretieren sie 1613 eine ständisch gestaffelte Regelung: Wiederverheiratung von Bürgern nicht vor einem Jahr, von Handwerkern nicht vor 20 Wochen, und von Bauern nicht vor zehn Wochen.

Die Ordnungsgesetzgebung nimmt nach dem Ende der Pandemie ein gewaltiges Ausmaß an. Luxuserlasse etwa schreiben den Vertretern der jeweiligen Stände minutiös vor, welche Kleidung und welcher Schmuck ihnen ihrem Rang nach erlaubt sind. Denn vertikale Mobilität – der soziale Aufstieg zur nächsthöheren gesellschaftlichen Stufe durch Anmaßung von Statussymbolen – ist unerwünscht. Rang und Stand werden per Gesetz festgeschrieben und in den Vorworten der Erlasse mit der drohenden Pest als Strafe Gottes für sündhafte Hoffart und Luxus begründet.

Wie schon während des Schwarzen Todes regeln Arbeitsgesetze auch weiterhin die horizontale Mobilität, also Zu- und Abwanderung. Bis ins 18. Jahrhundert werden etwa fremde Bettler ohne Gesundheitspässe an Stadt- und Landesgrenzen abgewiesen. Und auch hier lautet die Begründung: Pestgefahr.

Das große Sterben und die nachfolgenden Epidemien zwingen die Autoritäten in ganz Europa zur Konsolidierung des Bestehenden. Bis etwa zum Jahr 1300

Bis heute liegen während der Pest verlassene Regionen brach

Mit ihrem Umhang wehrt Maria als »Schutzmantelmadonna« jegliches Unheil von der Christenheit ab, auch die von Gott gesandte Pest. So avanciert Maria zur wichtigsten Pestheiligen der Kirche. Unbewusst aber formulieren die Gläubigen damit einen blasphemischen Gedanken – wendet sich die Mutter Gottes in dieser Vorstellung doch gegen den Ratschluss des Allmächtigen

hatte die Bevölkerungszahl auf dem Kontinent stetig zugenommen. Das führte zu Landknappheit. Ein Ventil für den Überschuss an Menschen war in jenen Jahren die Abwanderung in den bevölkerungsarmen Osten des Kontinents, wo mit dem Versprechen auf Rodungsland und Steuervergünstigungen Siedler angeworben wurden.

Auch im Westen Europas wurden Ackerbau und Besiedlungsgrenzen zu jener Zeit immer weiter ausgedehnt und tendenziell unfruchtbare Böden unter den Pflug genommen. Die Hochzeit der Städtegründungen im 13. Jahrhundert wäre ohne diesen Bevölkerungsschub nicht möglich gewesen.

Die Pest setzt all dem ein Ende: den Städtegründungen, der Ostsiedlung, der Erschließung eigentlich unrentabler Grenzgebiete, etwa von Bergregionen wie den Alpen oder den Pyrenäen.

Viele Gegenden verwaisen dauerhaft, so das Sintfeld auf dem Paderborner Hochland, wo sich zahlreiche Dorf- und Flurwüstungen finden, die auf das späte Mittelalter und das Pestgeschehen zurückgehen. Das Landvolk ist abgewandert und nie wieder zurückgekehrt.

War nun der Ausbruch der Pest im 14. Jahrhundert eine geschichtliche Wende? Oder gar, wie es der österreichische Denker Egon Friedell in seiner „Kulturgeschichte der Neuzeit“ formulierte, der Beginn der Moderne?

Ich glaube nicht. Aber zweifellos beförderten die gesetzgeberischen Prozesse infolge des großen Sterbens die Entstehung des modernen Staates im spätmittelalterlichen Europa.

Fest steht: Vier Jahrhunderte im Umgang mit der Pest haben das Abendland entscheidend geprägt, haben die Herausbildung von Arbeits-, Sozial- und Ordnungsgesetzen forciert, der persönlichen Frömmigkeit neue Ausdrucksweisen und Formen gegeben und auch den Kampf gegen Krankheiten revolutioniert.

Im 18. Jahrhundert verschwindet die Pest aus bisher ungeklärten Gründen aus Westeuropa – allerdings nicht aus den Köpfen. Unsere Alltagssprache bietet dafür vielfältige Beispiele. Jemandem die „Pest an den Hals“ zu wünschen ist zwar nicht politisch, aber zumindest anatomisch korrekt. Doch auch die reale Krankheit fordert immer noch in vielen Teilen der Welt ihre Opfer, selbst wenn sie rechtzeitig erkannt meist heilbar ist.

Und noch immer sind die Ereignisse im Schwarzmeerhafen Caffa, über dessen Mauern mongolische Belagerer 1346 ihre Pestleichen katapultiert haben, nicht nur Geschichte – das Pestbakterium gehört nach wie vor zum Arsenal biologischer Kampfstoffe. ●

Der Historiker **Prof. Dr. Neithard Bulst,** *Jg. 1941, ist emeritierter Professor der Universität Bielefeld und einer der führenden deutschen Spezialisten für die Sozial- und Kulturgeschichte der Pest im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit.*

Das große Sterben

Den Zeitgenossen muss es scheinen, als seien die letzten Tage der Menschheit angebrochen. 1347 fällt die Pest über das Abendland her. Binnen weniger Jahre sterben Millionen Erkrankte. Und es wird länger als ein Jahrhundert dauern, bis sich Europa von der Katastrophe erholt —— Von ANDREAS SEDLMAIR

Seit Tausenden von Jahren zählen Seuchen zu den Geißeln der Menschen in Europa. Eine der gefährlichsten sucht den Kontinent wohl erstmals zwischen 541 und etwa 750 n. Chr. heim: die Pest. Vor allem im Mittelmeerraum flackert die Seuche in jener Zeit immer wieder auf, bis sie schließlich für Jahrhunderte verschwindet. Um 1300 hat der Kontinent eine 250 Jahre lange Phase des wirtschaftlichen Aufschwungs hinter sich. Doch nun mehren sich die Anzeichen für eine Krise: Das Klima verschlechtert sich, die Landwirtschaft kann nicht mehr alle Menschen ernähren, und die politischen Verhältnisse sind in vielen Regionen instabil.

Handelswaren und Luxusgüter aus allen Winkeln der bekannten Welt kommen um 1350 in Genua oder Venedig an. Aber auch der Erreger der Pest gelangt über diesen Weg weiter und verbreitet sich von den Mittelmeerhäfen aus in Europa (Buchmalerei, um 1300)

1302

Italien. Papst Bonifaz VIII. postuliert in einer Bulle den Vorrang des Heiligen Vaters vor allen weltlichen Herrschern. Erzürnt fordert Frankreichs König Philipp IV. die Einberufung eines Konzils, vor dem sich der Papst rechtfertigen soll. Wegen dieser Anmaßung droht Bonifaz, den Herrscher zu exkommunizieren, woraufhin der Franzose den Heiligen Vater 1303 kurzzeitig gefangen nehmen lässt. Nach dem Tod von Bonifaz und dem nur einjährigen Pontifikat seines Nachfolgers wird 1305 Clemens V. Papst, ein Franzose, der unter Philipps Einfluss steht. Der neue Kirchenfürst und seine Nachfolger residieren nicht in Rom, sondern in Frankreich – ab 1309 in Avignon. Die Abwesenheit des Heiligen Vaters von seinem Bischofssitz in Rom, seine Abhängigkeit vom französischen König, aber auch die prunkvolle Hofhaltung der Nachfolger von Clemens lassen viele Christen das Vertrauen ins Papsttum verlieren.

1303

Die Ostsee friert zu – ein Phänomen, das sich im 14. Jahrhundert mehrmals wiederholen wird. Die extrem niedrigen Temperaturen sind Ausdruck einer Klimaverschlechterung in Europa, die um 1300 eingesetzt hat. Es häufen sich regnerische Sommer, in denen das Getreide auf den Feldern nicht reifen kann. Periodisch auftretende Hungersnöte sind die Folge.

1307

Frankreich, 13. Oktober. Im ganzen Land nehmen Schergen Philipps IV. Angehörige des Templerordens fest. Der Monarch wirft den Kreuzrittern, die 1291 aus dem Heiligen Land vertrieben worden sind, Häresie vor. Tatsächlich aber will der König wohl das sagenhafte Vermögen des Ordens an sich bringen. Mit Unterstützung des Papstes gelingt Philipp die Zerschlagung des Ritterbundes.

1312

Italien, 29. Juni. Heinrich VII. lässt sich als erster römisch-deutscher Herrscher seit 92 Jahren in Rom zum Kaiser krönen. Im Auftrag des Papstes nehmen Kardinäle die Zeremonie vor. Doch gelingt es dem Monarchen im Folgenden nicht, den traditionellen Machtanspruch der Herrscher des Heiligen Römischen Reiches in Teilen Italiens durchzusetzen. Er stirbt 1313 während einer erfolglosen Belagerung von Florenz.

1314

Deutschland. Nach dem Tod Heinrichs VII. werden in Frankfurt in einer Doppelwahl sowohl der Habsburger Friedrich der Schöne als auch Ludwig der Bayer aus dem Hause Wittels-

bach zu Königen des Heiligen Römischen Reiches gekürt. Nach achtjährigen Kämpfen kann sich Ludwig durchsetzen. Doch Papst Johannes XXII. erkennt den Bayern nicht als Regenten an – weil der sich unter anderem ohne seine Zustimmung die Königswürde angeeignet hat – und exkommuniziert ihn. Ludwig zieht nach Rom und lässt sich 1328 nicht vom Papst oder einem Kardinal, sondern von Vertretern der Stadt zum Kaiser krönen, ein Bruch der bestehenden Tradition.

1314/15

Lang anhaltende Regenfälle führen in Frankreich und dem Heiligen Römischen Reich zu Missernten und zu einer europaweiten Hungersnot.

1328

Frankreich. Karl IV. stirbt ohne männlichen Erben. Englands König Eduard III., ein Neffe des Verstorbenen, sieht sich als rechtmäßigen Thronfolger. Doch gekrönt wird Philipp (VI.), ein Cousin Karls.

1337

England. Eduard III. beansprucht erneut die französische Krone für sich, nachdem Philipp VI. von Frankreich zuvor Aquitanien konfisziert hat, ein zu England gehörendes Festlandsgebiet. Dies ist der Beginn des „Hundertjährigen Krieges", der tatsächlich 116 Jahre andauern wird und in dem sich die beiden Königreiche mit langen Unterbrechungen immer wieder bekämpfen werden. Vor allem die Bevölkerung Frankreichs, auf dessen Boden der Konflikt weitgehend ausgetragen wird, leidet stark unter den Verwüstungen und Plünderungen, die der Krieg mit sich bringt.

1340

Flandern. In Gent erklärt sich Eduard III. zum König von Frankreich. Nach dieser von den Franzosen als Anmaßung empfundenen Selbsterhebung ist an eine friedliche Beilegung des Konflikts nicht mehr zu denken.

um 1340

Zentralasien. In einer Region im heutigen Kirgisistan erliegen zahlreiche Menschen einer ansteckenden Krankheit, die durch Schwellungen der Lymphknoten gekennzeichnet ist und in der Regel innerhalb weniger Tage zum Tod führt – der Beulenpest. Möglicherweise handelt es sich bei den Todesfällen um den Ausgangspunkt des „Schwarzen Todes", wie man später jene Pandemie nennen wird, die in den folgenden Jahren zunächst in Asien, dann in Europa Millionen Menschen dahinrafft. (Anderen Theorien zufolge bricht die Krankheit möglicherweise in China oder einige Jahre später in einer Region nördlich des Kaspischen Meeres aus.) Ausgelöst hat die Seuche Yersinia pestis, ein Bakterium, das in den Mägen von Flöhen lebt, die normalerweise auf Ratten und anderen Nagetieren hausen. Wahrscheinlich hat die zufällige Nähe von durchreisenden Händlern oder Soldaten zu verseuchten Tierkolonien dazu geführt, dass die Krankheit auch Menschen befällt. In den folgenden Jahren verbreiten die Infizierten sowie die mit ihnen reisenden Ratten und Flöhe die Seuche in Richtung Westen bis zur Nordküste des Schwarzen Meeres. Dabei wird der Pesterreger in der Regel durch die Flöhe übertragen; lediglich bei der Lungenpest, einer besonderen Verlaufsform der Krankheit, können Menschen durch Tröpfcheninfektion direkt andere Personen anstecken.

1343

Italien. Die Peruzzi-Bank in Florenz ist zahlungsunfähig. Einer der Auslöser für den Bankrott ist, dass König Eduard III. von England seine enormen Schulden nur zögerlich begleicht. Auch weitere Florentiner Geldhäuser müssen schließen. In den Jahrzehnten zuvor sind die Kaufleute der großen italienischen Handels- und Bankunternehmen durch die erfolgreiche Einführung neuer Instrumente der Geschäftsführung, etwa des Wechsels oder der doppelten Buchführung, sowie eine von Profitgier und Risikofreude geprägte Mentalität zu Pionieren einer neuen Wirtschaftsweise geworden, die die Welt schon bald nachhaltig prägen wird: des Kapitalismus.

1346

Krim. Unter den Soldaten eines mongolisches Heeres, das die genuesische Handelsniederlassung Caffa auf der Halbinsel im Schwarzen Meer seit dem Vorjahr belagert, bricht die Pest aus. Schon bald übertragen die Angreifer die tödliche Seuche auf die eingeschlossenen Europäer (möglicherweise durch Leichen infizierter Soldaten, die sie in die Stadt katapultieren). Caffa wird so zur ersten europäischen Stadt, die der Schwarze Tod ereilt, und zum Ausgangspunkt für dessen weitere Ausbreitung. Denn noch bevor die durch die Krankheit dezimierten Mongolen die Belagerung im Frühjahr 1347 abbrechen müssen, fliehen viele Italiener auf ihren Schiffen nach Konstantinopel und von dort zurück in die Heimat – und tragen so die Pest in den westlichen Teil Europas.

Frankreich, August. In einer der ersten Schlachten des Hundertjährigen Krieges trifft eine englische Armee bei Crécy am Ärmelkanal auf ein zahlenmäßig weit überlegenes französisches Heer. Vor allem durch den geschickten Einsatz ihrer Langbogenschützen bringen die Invasoren den Franzosen eine vernichtende Niederlage bei. Im Jahr darauf können die geschwächten Truppen des französischen Königs nicht verhindern, dass die Engländer die wichtige Stadt Calais einnehmen und so ihre strategische Position in Frankreich verbessern.

1347

Europas Bevölkerung durchlebt den kältesten Sommer seit Menschengedenken. Erneut kommt es mancherorts zu Missernten, viele Menschen müssen hungern und verlieren an körperlicher Widerstandskraft – ein Umstand, der möglicherweise zur schnellen Verbreitung der Pest in den folgenden Jahren beiträgt. Zu den weiteren Faktoren, die den Vormarsch der Krankheit in Europa begünstigen, zählen die dichte Besiedlung der Städte, die Allgegenwart von Ratten in den bewohnten Siedlungen sowie die hohe Mobilität vieler Menschen, vor allem der Kaufleute.

Italien, August. In Messina treffen mehrere genuesische Schiffe ein, deren Besatzung sich wahrscheinlich in Caffa oder Konstantinopel mit der Pest infiziert hat. Zwar zwingen die Bewohner der sizilianischen Stadt die aufgrund ihrer Krankheit verdächtigen Seeleute, schon bald wieder abzulegen, doch hat der Pesterreger in der Zwischenzeit bereits große Teile der Bevölkerung erfasst und sich so zum ersten Mal im Westen Europas etabliert. Schnell breitet die Pest sich nun über Sizilien aus, sodass Anfang November bereits der Großteil der Insel von der Krankheit betroffen ist.

Frankreich, September. Auch in Marseille an der Südküste Frankreichs legen Schiffe mit pestinfizierten Besatzungsmitgliedern an. Von hier breitet die Seuche sich nun über den Fluss Rhône in Richtung Norden und entlang der Mittelmeerküste nach Westen hin aus.

Italien, November. Weitere aus dem Schwar-

zen Meer zurückkehrende Schiffe bringen die Krankheit in ihre Heimathäfen Genua und Venedig. Von den beiden Metropolen aus gelangt der Pesterreger über viel befahrene Handelsrouten in weiter nördlich gelegene Gebiete Europas.

1348

Italien. Am 25. Januar wird der Norden des Landes von einem Erdbeben erfasst. Noch in Teilen Deutschlands und in Mittelitalien richtet das Beben Schaden an. Viele Menschen stellen einen Zusammenhang zwischen der Naturkatastrophe und der sich ausbreitenden Pestepidemie her, die sie beide als Zeichen für den Zorn Gottes deuten. Zudem glauben sie, dass durch das Beben schädliche Dämpfe freigesetzt worden sind, die die Krankheit mit ausgelöst haben.

Frankreich, Februar/März. Papst Clemens VI. bittet in Avignon seine Leibärzte, zu Forschungszwecken Autopsien an Opfern der Pest vorzunehmen, die kurz zuvor in der Residenzstadt des Heiligen Vaters in Südfrankreich aufgeflammt ist. Darüber hinaus kauft er aus eigenen Mitteln Grundstücke und stellt sie für neue Friedhöfe zur Verfügung. Die spirituelle Not der Betroffenen versucht Clemens pragmatisch zu lindern, indem er für die vielen Toten, denen nicht die priesterlichen Sterbesakramente erteilt werden können, eine Generalabsolution ausspricht.

Italien, März. Der Große Rat, das höchste Gremium Venedigs, beauftragt eine dreiköpfige Kommission damit, einen Notplan für die Bekämpfung der Pest auszuarbeiten. Der Bericht, den der Ausschuss vier Tage später vorlegt, sieht unter anderem vor, dass mittellose Sterbende auf abgelegene Inseln in der Lagune vor Venedig gebracht werden. Dort sollen Verstorbene in tiefen Massengräbern beigesetzt werden. Trotz dieser Vorkehrungen erfasst die Seuche die dicht besiedelte Stadt mit voller Wucht: Innerhalb weniger Monate kommt etwa die Hälfte ihrer Bewohner ums Leben.

Frankreich, 6. April. Laura, die langjährige Muse Francesco Petrarcas, erliegt in Avignon der Pest. Der Dichter, einer der Begründer der später „Humanismus“ genannten Bewegung, die den Menschen in den Mittelpunkt rückt und sich dem antiken Erbe zuwendet, schreibt nun im italienischen Parma bewegende Gedichte und Briefe, in denen er den Tod der geliebten Freundin und die Vergänglichkeit des menschlichen Lebens beklagt. Zudem kritisiert er die Schulmedizin seiner Zeit, deren Theorien nichts zur Bekämpfung der Pest beisteuern können. Der Dichter selbst kann der Seuche entkommen und stirbt erst 1374 eines natürlichen Todes.

Italien, 11. April. Auch in Florenz gründet sich eine Sonderkommission, die sich der Eindämmung der wenige Wochen zuvor ausgebrochenen Pest widmen soll. Doch wie in Venedig und anderen italienischen Städten kommt allen Bemühungen zum Trotz etwa die Hälfte der Einwohnerschaft ums Leben. Zahlreiche Details des Alltags in der von der Seuche betroffenen Stadt werden der Nachwelt durch den florentinischen Schriftsteller Giovanni Boccaccio überliefert. In der Rahmenhandlung seines 1353 abgeschlossenen Werks „Decamerone“, einer Sammlung von 100 Novellen, lässt der Autor zehn junge Adelige vor der Pest aus Florenz auf ein Landgut flüchten. Boccaccios Schilderung gilt als das wichtigste literarische Zeugnis über den Schwarzen Tod. Darin berichtet der Dichter vor allem von den veränderten zwischenmenschlichen Beziehungen in den Zeiten der Epidemie: von Gefühllosigkeit und Verrohung, Hilflosigkeit und Verzweiflung. Auch andere Autoren schildern in diesen Jahren gesellschaftliche Auflösungserscheinungen und das Zerbrechen familiärer Bindungen.

Italien, 13. Juni. Der Rat von Siena verbietet seinen Bürgern das als sündhaft empfundene Glücksspiel. In ihm sehen die Stadtherren eine der Ursachen für den Ausbruch der Pest in der Handelsmetropole, denn die Seuche gilt ihnen als Strafe Gottes für lasterhaftes Verhalten. Ähnliche Gesetze, die etwa den Genuss von Alkohol oder das Fluchen betreffen, erlassen Machthaber an zahlreichen Orten Europas. Mitunter werden diese Regelungen jedoch nach Verschwinden der Pest wieder aufgehoben, in Siena etwa im Oktober 1348. Ihren früheren Status als eine der wichtigen Handels- und Kulturmetropolen Italiens erlangt die toskanische Stadt jedoch nicht mehr zurück – zu sehr ist sie durch die Seuche und die Finanzkrisen der 1340er Jahre geschwächt worden.

England, Spätsommer. Der englische König Eduard III. erfährt vom Tod seiner Tochter Johanna: Auf dem Weg zu ihrem Bräutigam Peter von Kastilien und León ist die 14-Jährige in der Nähe von Bordeaux der Pest erlegen. Das Ableben der Prinzessin macht der schockierten englischen Öffentlichkeit deutlich, dass die Seuche auch vor königlichen Hoheiten nicht haltmacht. Bald darauf bricht die Pest, die auf dem Seeweg von Frankreich nach England gelangt ist, auch in London aus. Bis zum Frühjahr 1350 sterben etwa 40 Prozent der rund 80 000 Einwohner der Hauptstadt.

Frankreich, 26. September. Papst Clemens VI. erlässt eine Bulle, in der er verbietet, Juden auszuplündern, gewaltsam zu bekehren oder sie ohne Gerichtsverfahren zu töten. Schon im Juli hat der Heilige Vater auf erste antijüdische Pogrome in Frankreich reagiert und die Verfolgten gegen das weitverbreitete Gerücht verteidigt, sie vergifteten systematisch Brunnen und bewirkten so die Pestausbrüche. Das Machtwort des Papstes kann jedoch nicht verhindern, dass es in den folgenden Jahren zu zahlreichen Massenmorden an Juden kommt.

Österreich, September. In der Steiermark ziehen Gruppen von Christen durch die Lande, die sich freiwillig mit Geißeln (Holzstöcken mit Lederriemen oder Schnüren, in die eiserne Spitzen eingearbeitet sind) Verletzungen zufügen und durch diese aktive Buße in der Nachfolge Christi den Pesttod abwenden wollen. Die Bewegung der „Geißler“ oder „Flagellanten“ findet zahlreiche Anhänger in allen Gesellschaftsschichten und breitet sich schnell über weite Teile Europas aus.

Frankreich, Oktober. Gelehrte der Universität Paris legen ein Gutachten über die Ursachen und Therapiemöglichkeiten der Pest vor, das sie im Auftrag des französischen Königs Philipp VI. erstellt haben. Die Seuche, so die Forscher, habe ihre Ursache in einer besonders ungünstigen Planetenkonstellation im Jahr 1345. Die damalige Stellung von Mars, Jupiter und Saturn habe auf der Erde krankmachende Ausdünstungen erzeugt. Das Pariser Gutachten spiegelt den Stand der Schulmedizin wider, die sich kaum an eigenen empirischen Beobachtungen orientiert, dafür umso stärker an den Schriften antiker Autoren, etwa des griechischen Arztes Ga-

len, nach dessen Theorie die menschliche Gesundheit von der richtigen Zusammensetzung der vier Körpersäfte Blut, Schleim sowie gelbe und schwarze Galle abhängt. Diese „Humoralpathologie“ dient den Medizinern auch zur Erklärung des ansteckenden Charakters der Pest: Der Atem von Kranken, deren Säfte nicht im richtigen Verhältnis zueinander stünden, sei verdorben und trage so zur „Verpestung“ der Luft bei. Angesichts der Unkenntnis über die wahren Ursachen der Seuche erweisen sich die meisten Ratschläge der Gelehrten als wirkungslos. Zur Prophylaxe empfehlen sie unter anderem, körperliche Anstrengungen zu vermeiden, Fenster nur nach Norden hin zu öffnen und die Luft durch Duftstoffe zu reinigen. Lediglich der auch in dem Pariser Gutachten genannte Rat, der Seuche durch die Flucht in nicht betroffene Gebiete zu entrinnen, erweist sich vielfach als lebensrettend.

Manche Städte werden zunächst von der Seuche verschont, so Nürnberg und Würzburg. Spätere Ausbrüche fordern dort dafür umso mehr Opfer, weil anderswo die Überlebenden der großen Pestwelle eine gewisse Immunität aufgebaut haben

1349

Schweiz. Im Auftrag des Rates zünden christliche Bürger Basels am 16. Januar ein eigens errichtetes Holzhaus an, in das sie zuvor die Mitglieder der jüdischen Gemeinde der Stadt getrieben haben. Etwa 600 Juden kommen ums Leben. Die Mörder werfen ihren Opfern vor, sie seien als Angehörige ihrer Religionsgemeinschaft an einer Verschwörung gegen alle Christen beteiligt gewesen und hätten zu diesem Zweck deren Brunnen vergiftet. Auf diese Weise, so die Verleumder, seien sie auch für die Verbreitung der Pest verantwortlich gewesen. Das Pogrom von Basel ist Teil einer Welle antijüdischer Gewalt, die das Gebiet des Heiligen Römischen Reiches erfasst. Unter immer gleichen Vorwürfen löschen die christlichen Einwohner von rund 400 Städten und Ortschaften deren jüdische Gemeinden aus. Bei den Ausschreitungen werden Zehntausende Juden ermordet. Neben der traditionellen christlichen Feindschaft gegenüber den Juden sowie der Angst vor der Pest (die in den meisten Orten zum Zeitpunkt der Pogrome noch gar nicht ausgebrochen ist) sind oft auch wirtschaftliche Überlegungen für die Morde ausschlaggebend. So hoffen etwa christliche Kaufleute, sich ihrer Schulden bei jüdischen Geldverleihern mit deren Tod zu entledigen, spekulieren Stadtregierungen darauf, sich herrenlos gewordene Immobilien aus jüdischem Besitz anzueignen.

Deutschland, 29. Juni. Erstmals müssen die Einwohner der bayerischen Stadt Mühldorf Pestopfer aus ihren Reihen begraben. Die Ortschaft ist wahrscheinlich die erste auf dem Gebiet des heutigen Deutschland, die von der Seuche befallen wird. Diese ist von Oberitalien über Österreich nach Bayern vorgedrungen. Schnell sind nun auch andere Städte der Region betroffen. Weiter im Westen bahnt sich die Pest, wohl aus Richtung Marseille kommend, einen zweiten Weg gen Norden: von Straßburg aus entlang des Rheins, über den sie im November 1349 die Handelsmetropole Köln erreicht.

England, Juni. König Eduard III. erlässt die „Ordinance of Labourers“ („Arbeiter-Verordnung“), die feste Löhne für Landarbeiter vorschreibt und so die Preise für Lebensmittel stabil halten soll. Das Gesetz ist eine Reaktion auf den starken Anstieg der Löhne infolge der Pest, der seit dem Vorjahr fast die Hälfte der englischen Bevölkerung erlegen ist: Durch den Tod vieler Landarbeiter und das dementsprechend geringe Angebot an Arbeitskräften können die Überlebenden nun eine höhere Vergütung für ihre Dienste verlangen. Ähnliche Verordnungen zur Stabilisierung des durch die Pandemie in Unordnung geratenen Lohngefüges erlassen in den folgenden Jahren auch andere Machthaber in Europa.

Deutschland, 17. Juni. Die sieben deutschen Kurfürsten wählen in Frankfurt den Adeligen Karl aus dem Geschlecht der Luxemburger zum römisch-deutschen König. Der 33-Jährige wird bereits zum zweiten Mal mit dieser Würde bedacht, doch hatten ihm bei seiner ersten Wahl 1346 nur fünf Kurfürsten ihre Stimme gegeben. Zudem erhob zu jener Zeit mit dem Wittelsbacher Ludwig ein weiterer Fürst den Anspruch darauf, König des Heiligen Römischen Reiches zu sein. Nun hat das Imperium zum ersten Mal seit dem Tod Heinrichs VII. 36 Jahre zuvor wieder einen von allen Fürsten und auch vom Papst anerkannten König. Karl IV. gelingt es in den verbleibenden 29 Jahren seiner Herrschaft, das Reich durch eine geschickte Machtpolitik zu stabilisieren und so zum bedeutendsten römisch-deutschen Herrscher des Spätmittelalters zu werden.

Norwegen, Juli. Im Hafen von Bergen geht ein englisches Schiff vor Anker, dessen Besatzung mit der Pest infiziert ist und kurz nach dem Anlegen stirbt. Bald darauf erkranken auch in Bergen zahlreiche

Menschen an der Seuche, die sich in den folgenden Monaten über den Westen des Landes ausbreitet. Auch der Osten Norwegens und Teile Schwedens werden noch 1349 von der Pest erfasst; dort geht die Infizierung vermutlich auf ein englisches Schiff zurück, das im Hafen von Oslo gelandet ist.

Frankreich, 20. Oktober. Papst Clemens VI. erlässt eine Bulle, in der er die öffentlichen Bußübungen und die Züge der Geißler verbietet. Anders als in den ersten Monaten dieser Büßerbewegung, als zahlreiche Geistliche zu ihren Unterstützern zählten, geraten die Flagellanten nun in das Visier der Amtskirche, weil sie sich deren Einfluss entziehen und sich Aufgaben anmaßen, die dem Klerus vorbehalten bleiben sollen, beispielsweise das Erteilen der Absolution. Angesichts der päpstlichen Verdammung, aber auch der Erkenntnis, dass die Selbstgeißelungen keinen Schutz vor dem Ausbruch der Pest bieten, verliert die Bewegung schnell an Zulauf und ist bereits Ende 1349 in Auflösung begriffen.

Deutschland, 5. Dezember. Fast 600 Juden werden in Nürnberg Opfer eines Pogroms. Zuvor hat König Karl IV. – von Amts wegen eigentlich für den Schutz der deutschen Juden zuständig – ihm ergebene Adelige und Nürnberger Patrizier für zahlreiche jüdische Häuser als „Erben" eingesetzt. Zudem hat er dem Rat gestattet, die übrigen Judenhäuser abzureißen, und so die anschließende Mordtat legitimiert.

1350

Italien. Hunderttausende Gläubige aus ganz Europa ergreifen die Gelegenheit, durch eine Pilgerfahrt nach Rom ihr Seelenheil zu befördern. Angesichts der wirtschaftlichen Notlage, in der sich Rom seit dem Wegzug der Kurie nach Avignon befindet, hat Papst Clemens VI. das zweite Heilige Jahr in der Geschichte des Christentums (nach dem im Jahr 1300) bereits für 1350 ausgerufen – und nicht erst für 1400, wie eigentlich vorgesehen. Wer sich mindestens zwei Wochen in der Tiberstadt aufhält und dabei bestimmte Kirchen besucht, dem verspricht der Pontifex maximus den vollständigen Ablass seiner Sündenstrafen: eine Aussicht, die vielen Christen gerade angesichts der Konfrontation mit dem allgegenwärtigen Pesttod attraktiv erscheint.

Auch nach 1360 sucht die Seuche immer wieder Europa heim, bis sie nach zwei größeren Ausbrüchen im 18. Jahrhundert aus dem Abendland verschwindet. Warum, ist bis heute nicht geklärt (Hunde lecken dem kranken Lazarus die Geschwüre)

Spanien, 26. März. Alfons XI., König von Kastilien und León, stirbt an der Pest. Der Spanier ist das einzige gekrönte Haupt, das der Epidemie jener Jahre zum Opfer fällt.

Deutschland, 16. Mai. Am Pfingstsonntag registrieren die Einwohner der Handelsmetropole Lübeck erstmals Pesttote in ihrer Stadt. Auch andere Städte in Norddeutschland, wie Hamburg und Bremen, werden in dieser Zeit von der Pest verheert, die wahrscheinlich über Schiffe aus England eingeschleppt worden ist.

1353

Russland. Innerhalb von Wochen erliegen Großfürst Simeon, seine beiden Söhne, sein Bruder sowie das Oberhaupt der dortigen orthodoxen Kirche der Pest. Im Jahr zuvor hat die Seuche über Nordpolen und das Baltikum das in mehrere Fürstentümer aufgeteilte Gebiet des heutigen Russland erreicht und dort ähnlich stark die Bevölkerung dezimiert wie in Westeuropa.

Doch nun hat der Schwarze Tod, die Pestpandemie der Jahre 1347 bis 1353, seine letzten Opfer gefunden: Die Seuche kommt in Europa zum Erliegen. Schätzungen zufolge hat sie mehr als 20 Millionen Menschenleben gefordert und so ein Drittel der europäischen Bevölkerung getötet. Die Gründe für das Ende der Pandemie sind bis heute nicht geklärt. Manche Forscher vermuten einen Selektionsprozess: Nach ihrer Theorie waren die Überlebenden in den Pestgebieten einfach nur widerstandsfähiger als ihre verstorbenen Mitmenschen. Zudem hat die Seuche in vielen Gebieten aufgrund der Dezimierung der Bevölkerung wohl nicht mehr genügend Träger für ihre weitere Verbreitung gefunden.

1356

Deutschland. 10. Januar. In der „Goldenen Bulle", einem Gesetzeswerk, regelt Karl IV., seit 1355 auch Kaiser des Heiligen Römischen Reiches, erstmals verbindlich und detailliert die Wahl des römisch-deutschen Königs durch die sieben Kurfürsten. Wie schon seit Langem praktiziert, gilt nun auch offiziell, dass die Mehrheit der Stimmen für eine rechtsgültige Wahl genügt. Als Wahlort wird die Bartholomäuskirche in Frankfurt festgelegt. In der Hoffnung auf mehr Stabilität im Reich dürfen die Territorien der weltlichen Kurfürsten zukünftig nicht mehr aufgeteilt werden und darf nur der jeweils Erstgeborene den Titel erben. Die Bestimmungen dieses wichtigsten Grundgesetzes des Heiligen Römischen Reiches bleiben bis 1806 gültig.

Deutschland. Februar. Der erste Hansetag tritt in Lübeck zusammen. Die

Mitglieder der Hanse, eines Bundes von etwa 70 deutschen See- und Binnenstädten, haben dieses Forum geschaffen, um wirtschaftliche Fragen zu besprechen und ihre gemeinsame Politik zu bestimmen. Viele Hansestädte, darunter Lübeck, Hamburg, Bremen, Danzig und Riga, sind durch den Handel auf Nord- und Ostsee reich geworden.

Frankreich. 19. September. Während einer Schlacht bei Poitiers im Westen Frankreichs können die Truppen Eduards III. den französischen König Johann II. und zahlreiche Adelige gefangen nehmen, der Krieg scheint gewonnen. 1360 tritt Johann für seine Freiheit große Teile Südwest- und Westfrankreichs an Eduard ab. Doch bald schon flammen die Kämpfe wieder auf, weil Karl V. von Frankreich, Johanns Nachfolger, nicht auf seine königliche Souveränität über die verlorenen Territorien verzichten will. Auch in späteren Jahrzehnten kämpfen die beiden Königreiche immer wieder gegeneinander. Erst 1453 endet der Hundertjährige Krieg mit einem Sieg Frankreichs. Lediglich die Hafenstadt Calais verbleibt im Besitz der Engländer.

1358

Frankreich. In dem Dorf Saint-Leu d'Esserent töten unzufriedene Bauern am 28. Mai mehrere Ritter, die Vorräte akquirieren wollen. Schnell wächst sich dieser Akt des Widerstands durch den Zusammenschluss von immer mehr Dörfern zu einer allgemeinen Bauernerhebung aus, die bald große Teile Nordfrankreichs erfasst. Zwar können adelige Truppen die „Jacquerie" (wohl benannt nach der *jacque*, dem Waffenrock, den kämpfende Bauern tragen) schnell niederwerfen, doch flackern fortan in zahlreichen Regionen Europas immer wieder kleinere und größere Aufstände auf, die sich oft gegen die als überholt empfundene Vorrangstellung des Adels richten.

um 1360

Knapp zehn Jahre nach dem Abklingen der letzten Pestwelle erfasst die Seuche erneut Teile Europas, etwa Norditalien und England. Bis zum Ende des Jahrhunderts werden noch zahlreiche weitere Ausbrüche der Krankheit den Kontinent erschüttern, doch anders als bei der Pandemie der Jahre 1347 bis 1353 beschränkt sich die Pest nun jeweils auf einzelne Regionen.

1361

Italien. Die neue Pestwelle erreicht im Frühjahr Mailand. Anders als 1348 erliegen der Seuche nun Zehntausende Stadtbewohner. Zwar hat die Regierung der lombardischen Handelsmetropole auch diesmal die Tore streng kontrollieren und Erkrankte abschotten lassen. Doch die strikten Vorsichtsmaßnahmen der Herrscher bleiben jetzt wirkungslos. Ähnlich ergeht es einigen deutschen Städten, etwa Nürnberg und Würzburg. Auch sie sind zuvor dem Schwarzen Tod entgangen, werden aber von späteren Pestausbrüchen besonders hart getroffen – vermutlich, weil die meisten Bewohner keine Resistenzen bilden konnten.

1377

Dalmatien. Der Rat der Stadt Ragusa (heute Dubrovnik) verfügt eine 30-tägige Kontaktsperre für Schiffsbesatzungen, die aus Pestgebieten kommen. Bald beschließen auch andere Städte ähnliche Vorsichtsmaßnahmen. Die in Ragusa erstmals erprobte „Quarantäne" (von italienisch *quaranta*, 40, der Zahl an Tagen, für die die Hafenstadt Marseille ab 1383 verdächtige Neuankömmlinge isoliert) erweist sich vor allem in Phasen zwischen akuten epidemischen Ausbrüchen der Pest als wirksames Mittel der Seuchenbekämpfung.

1378

Rom/Fondi. Nach dem Tod von Papst Gregor XI., der den Sitz der Kurie 1377 gegen den Willen des französischen Königs von Avignon nach Rom zurückverlegt hat, wählen rivalisierende Fraktionen unter den Kardinälen zwei Nachfolger: Urban VI. und Clemens VII., der nun wiederum in Avignon residiert. Ab 1409 konkurrieren gar drei Päpste um die Führung der Kirche. Dieses „Große Abendländische Schisma", das die Kirche in ihre wohl größte Krise während des Mittelalters stürzt, währt bis zum Konzil von Konstanz (1414–1418), auf dem sich die Bischöfe Europas schließlich auf einen einzigen Papstkandidaten einigen können.

1380

Italien, Juni. Nur wenige Kilometer von ihrer Heimatstadt entfernt können die Truppen Venedigs in Chioggia einen Sieg über die Genueser erringen, die die Lagunenstadt zuvor belagert haben. Durch innere Parteikämpfe gelähmt, ist der einst mächtige Konkurrent Genua bald keine Gefahr mehr für die Serenissima, die nun unumstritten Europas führende Seemacht ist.

1381

England. Als königliche Steuerbeamte im Frühjahr eine neue Kopfsteuer zur Finanzierung des Krieges gegen Frankreich eintreiben, erhebt sich im Südosten des Landes die Landbevölkerung. Die aufständischen Bauern, die sich nicht nur gegen die steuerliche Belastung, sondern auch gegen die Leibeigenschaft und adelige Privilegien wenden, können zunächst mehrere Grafschaften erobern und sogar in London einmarschieren. Doch nach dem Tod ihres Anführers Wat Tyler am 15. Juni 1381 bricht der Aufstand schnell zusammen.

um 1383

England. John Wyclif, vormals Theologieprofessor in Oxford, ist maßgeblich an der Übersetzung der Heiligen Schrift in die englische Sprache beteiligt. Obwohl der Besitz der volkssprachlichen Bibel als Ketzerei schwer bestraft werden kann – wohl weil der lateinischsprachige Klerus sich seine Deutungshoheit über die Inhalte des Werks erhalten will –, finden Abschriften weite Verbreitung. Bereits in den 1370er Jahren hat Wyclif in seinen Schriften massive Kritik an der kirchlichen Hierarchie geübt und so in vielem die Ideen der Reformation vorweggenommen.

Auch nach 1400 bleibt der Pesterreger in Europa präsent. Immer wieder bricht die Seuche in den folgenden Jahrhunderten an unterschiedlichen Orten aus, fordert sie Zehntausende Opfer, so beispielsweise 1575 in Venedig oder 1665 in London. Doch bleiben die Epidemien stets lokal begrenzt, erfasst die Krankheit nie große Teile des Kontinents gleichzeitig. Im 18. Jahrhundert verschwindet die Pest endgültig aus Europa – aus Gründen, die bis heute nicht geklärt sind. In Asien kommt es hingegen ab etwa 1855 zu einer weiteren Pandemie, der Millionen Menschen erliegen. 1894 entdeckt der französische Mediziner Alexandre Yersin den Pesterreger Yersinia pestis, in den folgenden Jahrzehnten vollziehen andere Wissenschaftler den Infektionsweg der Krankheit über Flöhe und Ratten nach. Heute kann die Pest auch aufgrund dieser Erkenntnisse in der Regel erfolgreich behandelt werden. Und doch sind noch 2013 weltweit 126 Menschen der Krankheit erlegen. ●

Andreas Sedlmair,
Jg. 1965, ist Verifikationsredakteur im Team von GEO*EPOCHE*.

DIE WELT VON GEO

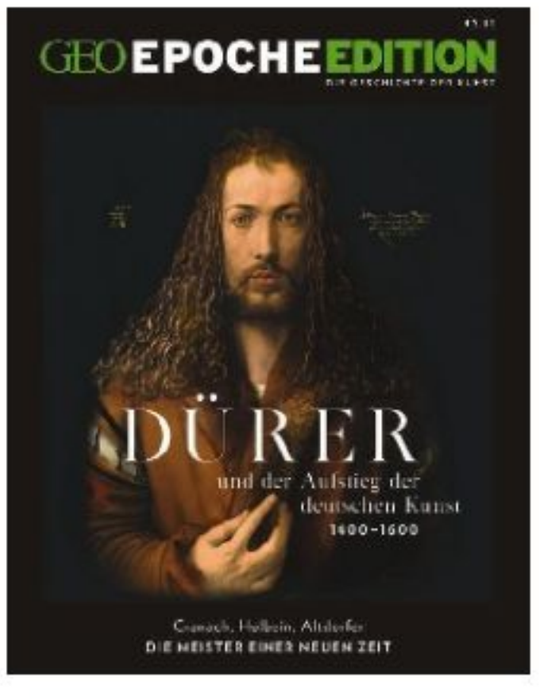
Neues aus den Redaktionen

Genie der Vielseitigkeit: Gleich ob Grafik, Kupferstich oder Ölgemälde, es scheint keine Technik zu geben, die Albrecht Dürer nicht perfektioniert

Meister einer neuen Zeit

Die aktuelle Ausgabe von GEO*EPOCHE* EDITION berichtet von einem aufregenden Zeitalter in der Geschichte der deutschen Kunst: der Ära Albrecht Dürers

Nur 27 Jahre alt ist Albrecht Dürer, als er zum international gefeierten Künstler aufsteigt – mithilfe eines Weltuntergangs. 1498 illustriert er die Apokalypse derart dramatisch, dass die Zeitgenossen ebenso fasziniert wie erschüttert auf seine 15 Holzschnitte blicken. Der Nürnberger wird zum Wegbereiter einer der schöpferischsten Phasen der deutschen Kunst. Denn Dürer und Meister wie Lucas Cranach der Ältere, Hans Holbein der Jüngere und Albrecht Altdorfer befreien sich von den starren Konventionen ihrer mittelalterlichen Vorgänger: Sie entdecken die Natur als lohnendes Motiv, erforschen die Effekte ungewöhnlicher Farbkontraste und die Geheimnisse wirklichkeitsgetreuer Porträts.



Die Ausgabe über Albrecht Dürer und seine Zeit hat 132 Seiten im Großformat und kostet 16,50 Euro. Einige Themen: Das Ende des Mittelalters / Bilder im Dienst der Reformation / Cranach: Malen im Akkord / Dürers Erben / Die Virtuosität des Hans Holbein / Der Triumph des Barock

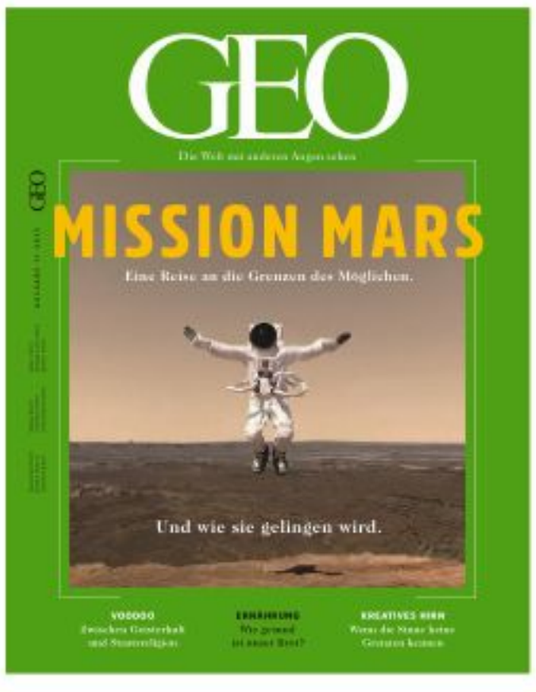
Die ersten Zeichen eines Abgesandten der Erde: Spuren des Rovers »Curiosity« im Staub des Mars

Zum Roten Planeten!

GEO berichtet von der weitesten und gefährlichsten Reise, die Menschen je geplant haben

Flüge ins All sind nicht nur technische Herausforderungen – sie sind immer auch philosophische Reisen. Weil sie der Spezies Mensch neue Perspektiven auf sich selbst eröffnen. Wird sich unser Weltbild ändern, wenn Raumfahrer in 20 oder 30 Jahren auf dem Weg zum Mars neue Bilder von der Erde machen? Wenn unser Heimatplanet nur noch ein winziger Punkt unter vielen am Firmament ist?

Solchen Fragen geht GEO in der aktuellen Titelgeschichte nach: der Analyse einer Mars-Expedition – und vor allem ihrer bemerkenswerten Schwierigkeiten. Derzeit erscheinen die noch als unüberwindbar. Aber oft gehen ja auch große Schritte schnell: Keine zwölf Jahre nachdem der erste Satellit ins All geschossen worden war (Sputnik, 1957), betraten Menschen den Mond.



Die November-Ausgabe von GEO kostet 7,00 Euro. Weitere Themen: Seerosen – Botaniker suchen neue Arten im australischen Outback / Brot – Dem guten Backwerk auf der Spur / Afrika – Voodoo zwischen Zauberkult und Staatsreligion / Klimawandel – Können wir die Erde künstlich kühlen? / Wahrnehmung – Die unglaubliche Sinnesverschränkung der Synästhetiker

Eintauchen, entdecken, erleben: Das aktuelle GEO Special präsentiert nicht nur Mallorcas Sonnenseiten, sondern kommt auf 158 Seiten auch den Menschen der Baleareninsel ganz nah. Das Heft kostet 8,50 Euro, mit DVD 16,50 Euro, als digitale Ausgabe fürs iPad 7,99 Euro

Inselglück Mallorca

Ja, über Mallorca ist bereits viel geschrieben worden. Umso erfrischender, dass GEO Special die Insel in neuem Licht zeigt

Für das aktuelle Heft wanderten GEO-Special-Teams auf neuen Wegen durchs wilde Tramuntana-Gebirge, tourten per Bus und Bahn durchs dörfliche Hinterland, besuchten Künstler, Architekten und Musiker, die der Insel neue Impulse verleihen, ließen sich von jungen Köchinnen kulinarisch verzaubern und von Naturschützern das wachsende Umweltbewusstsein der Insulaner vor Augen führen. Dazu: die besten Hotels und Restaurants, zauberhafte Strände und ein 13-seitiger Guide über Palma de Mallorca. Und das Beste daran: In zwei Flugstunden ist man mitten im Geschehen.

Jetzt digital lesen: die neue Ausgabe von GEO*EPOCHE*. Und zum 25. Jahrestag der Wiedervereinigung Deutschlands: die Geschichte der DDR

GEO*EPOCHE*-eMagazine

Die jeweils aktuelle sowie immer mehr ältere Ausgaben von GEO*EPOCHE* sind auch in digitaler Form erhältlich – als eMagazine für das iPad und Android-Tablets (www.geo-epoche.de).

Es gab eine Zeit, da ist Holger Trapp, 46, Marathon gelaufen. Doch dann stellte der Zugkoordinator bei der Deutschen Bahn fest, dass die Extrembelastung seinem Körper nicht guttat. Daher kehrte er zurück zum **KAJAKFAHREN**, das er schon vor fast 30 Jahren für sich entdeckt hatte – ein, wie er heute sagt, für ihn optimaler Gesundheitssport.

Für Ungeübte empfiehlt sich ein Einsteigerkurs, um die richtige Paddelhaltung und Geradeausfahrt zu erlernen. Die Sportart schont die Gelenke und eignet sich auch bei Übergewicht. Durch die gleichmäßige Bewegung des Doppelpaddels werden vor allem Schulter- und Rumpfmuskeln trainiert. Das erhöht speziell die Kraftausdauer – eine Form der Fitness, die Sportmediziner – neben der allgemeinen Ausdauer – ausdrücklich zur Stärkung des Herz-Kreislauf-Systems empfehlen.

Regelmäßige Bewegung stärkt den Herzmuskel und regt den Kreislauf an.
Das gelenkschonende Paddeln trainiert besonders die Kraftausdauer

So schützen Sie Ihr Herz!

Alles über die beste Vorsorge und die sinnvollsten Therapien für das Herz-Kreislauf-System. Mit ausführlichem Trainingsprogramm zur Stärkung von Kraft und Ausdauer

Es gleicht einem Wunder: Unermüdlich, meist über viele Jahrzehnte, schlägt der faustgroße Muskel in unserer Brust, erhält uns am Leben. Und doch führen moderne Lebensweise und das Altern oft dazu, dass wir Bluthochdruck oder Arteriosklerose entwickeln. Die neue Ausgabe von GEO WISSEN GESUNDHEIT veranschaulicht die faszinierende Funktionsweise des kardiovaskulären Systems – erklärt aber auch, wie die damit verbundenden Leiden entstehen. Und beschreibt die erstaunlichen Fortschritte der modernen Kardiologie und Herzchirurgie, die mit minimalinvasiven Eingriffen oder großen Operationen viele Menschen retten können. Außerdem: Was jeder selbst zur Herzgesundheit beitragen kann.

Die Ausgabe hat einen Umfang von 196 Seiten und kostet 11,50 Euro (mit DVD »Die besten Übungen für Herz und Kreislauf« 16,50 Euro). Themen u. a.: Naturheilkunde – wie sie hilft / Frauen – warum ihr Herz anders schlägt / Wie Stress schädigt

Forscher entwickeln Methoden, mit denen sich das Denkvermögen trainieren lässt

Wach bleiben!

Keiner kann verhindern, dass sein Gehirn altert. Doch es gibt Wege, die geistige Fitness zu bewahren

Mentaler Abbau ist das Schreckensszenario des Älterwerdens. Denn wir definieren uns vor allem über unseren Verstand. Kein Wunder, dass sich Millionen Menschen fragen, wie sie möglichst lange fit im Kopf bleiben können. In seiner neuen Ausgabe erklärt GEOkompakt, weshalb wir überhaupt altern, wie sich unser Gehirn mit den Jahren verändert, was die Ursache von Demenzerkrankungen ist und wie man dem Schwinden der geistigen Kräfte vorbeugen kann. So berichten Autoren unter anderem, welche Strategien bei Gedächtnisproblemen helfen, auf welch erstaunliche Weise Sport das Wachstum von Neuronen fördert – und wie wichtig Neugier ist, damit wir bis ins hohe Alter bei wachem Verstand bleiben.

Das Heft kostet 9 Euro (mit DVD „Training für das Gehirn" 16,50 Euro). Themen u. a.: Die Kraft der Erfahrung / Leben mit Demenz / Wie sinnvoll ist Gehirnjogging? / Mentale Folgen der Wechseljahre

GEO EPOCHE
Das Magazin für Geschichte

Gruner + Jahr GmbH & Co KG,
Sitz von Verlag und Redaktion: Am Baumwall 11,
20459 Hamburg. Postanschrift der Redaktion:
Brieffach 24, 20444 Hamburg.
Telefon: 040 / 37 03-0, Telefax: 040 / 37 03 56 48,
Internet: www.geo-epoche.de

CHEFREDAKTEUR: Michael Schaper
GESCHÄFTSFÜHRENDER REDAKTEUR: Dr. Frank Otto
ART DIRECTION: Eva Mitschke
Freie Mitarbeit Layout: Andreas Blum, Laura Büssenschütt, Carsten Lerch, Rio Müller, Uwe Müller
KONZEPT DIESER AUSGABE: Dr. Anja Fries
TEXTREDAKTION: Jens-Rainer Berg, Insa Bethke, Gesa Gottschalk, Johannes Schneider, Joachim Telgenbüscher
AUTOREN: Jörg-Uwe Albig, Cay Rademacher
Freie Mitarbeit: Dr. Ralf Berhorst, Simone Bernard, Dr. Alexander Berner, Prof. Dr. Neithard Bulst, Dr. Marion Hombach, Aliette Hovine, Reymer Klüver, Dr. Marita Liebermann, Dr. Mathias Mesenhöller, Irene Stratenwerth
BILDREDAKTION: Christian Gargerle, Roman Rahmacher, Katrin Trautner
Freie Mitarbeit: Edith Wagner
VERIFIKATION: Lenka Brandt, Olaf Mischer, Alice Passfeld, Andreas Sedlmair
Freie Mitarbeit: Dr. Henning Albrecht, Dr. Dirk Hempel, Svenja Muche
KARTOGRAPHIE: Stefanie Peters
SCHLUSSREDAKTION: Dirk Krömer
Freie Mitarbeit: Antje Poeschmann
CHEF VOM DIENST TECHNIK: Rainer Droste
HONORARE: Petra Schmidt

REDAKTIONSASSISTENZ: Angelika Fuchs, Helen Oqueka
Freie Mitarbeit: Isabelle Berens, Anastasia Mattern, Dr. Verena Mogl
VERANTWORTLICH FÜR DEN REDAKTIONELLEN INHALT: Michael Schaper

VERLAGSGESCHÄFTSFÜHRER: Dr. Frank Stahmer
PUBLISHER: Alexander Schwerin
DIGITAL BUSINESS DIRECTOR: Daniela von Heyl
DIRECTOR DISTRIBUTION & SALES:
Torsten Koopmann / DPV Deutscher Pressevertrieb
EXECUTIVE DIRECTOR DIRECT SALES:
Heiko Hager, G + J Media Sales
DIRECTOR BRAND SOLUTIONS:
Daniela Krebs (verantwortlich für den Inhalt der Beilagen), Tel. 040 / 37 03 55 17
MARKETING: Kristin Niggl
HERSTELLUNG: G + J Herstellung, Heiko Belitz (Ltg.), Oliver Fehling

Es gilt die jeweils aktuelle Anzeigen-Preisliste.
Infos hierzu unter: www.gujmedia.de

Heftpreis: 10,00 Euro (mit DVD: 17,50 Euro)
ISBN: 978-3-652-00444-2; 978-3-652-00438-1 (Heft mit DVD), ISSN-Nr. 1861-6097

© 2015 Gruner + Jahr, Hamburg

Bankverbindung: Deutsche Bank AG Hamburg,
Konto 032280000, BLZ 200 700 00
IBAN: DE 30 2007 0000 0032 2800 00,
BIC: DEUTDEHH
Litho: 4mat Media, Hamburg
Druck: Mohn Media Mohndruck GmbH, Gütersloh
Printed in Germany

GEO-LESERSERVICE

Fragen an die Redaktion
Telefon: 040 / 37 03 20 98, Telefax: 040 / 37 03 56 48
E-Mail: briefe@geo-epoche.de
Die Redaktion behält sich die Kürzung und Veröffentlichung von Leserbriefen auf www.geo-epoche.de vor.

ABONNEMENT- UND EINZELHEFTBESTELLUNG
Kundenservice und Bestellungen
Anschrift: GEO Kundenservice, 20080 Hamburg
persönlich erreichbar: Mo–Fr 7.30 bis 20.00 Uhr, Sa 9.00 bis 14.00 Uhr
E-Mail: geoepoche-service@guj.de
Telefon innerhalb Deutschlands: 040 / 55 55 89 90
Telefon außerhalb Deutschlands: +49 / 40 / 55 55 89 90
Telefax: +49 / 1805 / 861 80 02*

GEO-KUNDENSERVICE: www.GEO.de/Kundenservice

Preis Jahresabo: 57,00 € (D), 64,80 € (A), 99,00 sfr (CH)
Abo mit DVD: 99,00 € (D), 111,00 € (A), 174,60 sfr (CH)
Studentenabo: 34,20 € (D), mit DVD: 59,40 € (D)
Preise für weitere Länder auf Anfrage erhältlich. Preise für GEO*EPOCHE* Digital unter www.geo-epoche.de/digital

BESTELLADRESSE FÜR GEO-BÜCHER, GEO-KALENDER, SCHUBER ETC.
Kundenservice und Bestellungen
Anschrift: GEO-Versand-Service, 74569 Blaufelden
Telefon: +49/40/42236427 **Telefax:** +49/40/42236427
E-Mail: guj@sigloch.de
*14 Cent/Minute aus dem deutschen Festnetz; Mobilfunkpreis maximal 42 Cent/Minute

FOTOVERMERK NACH SEITEN

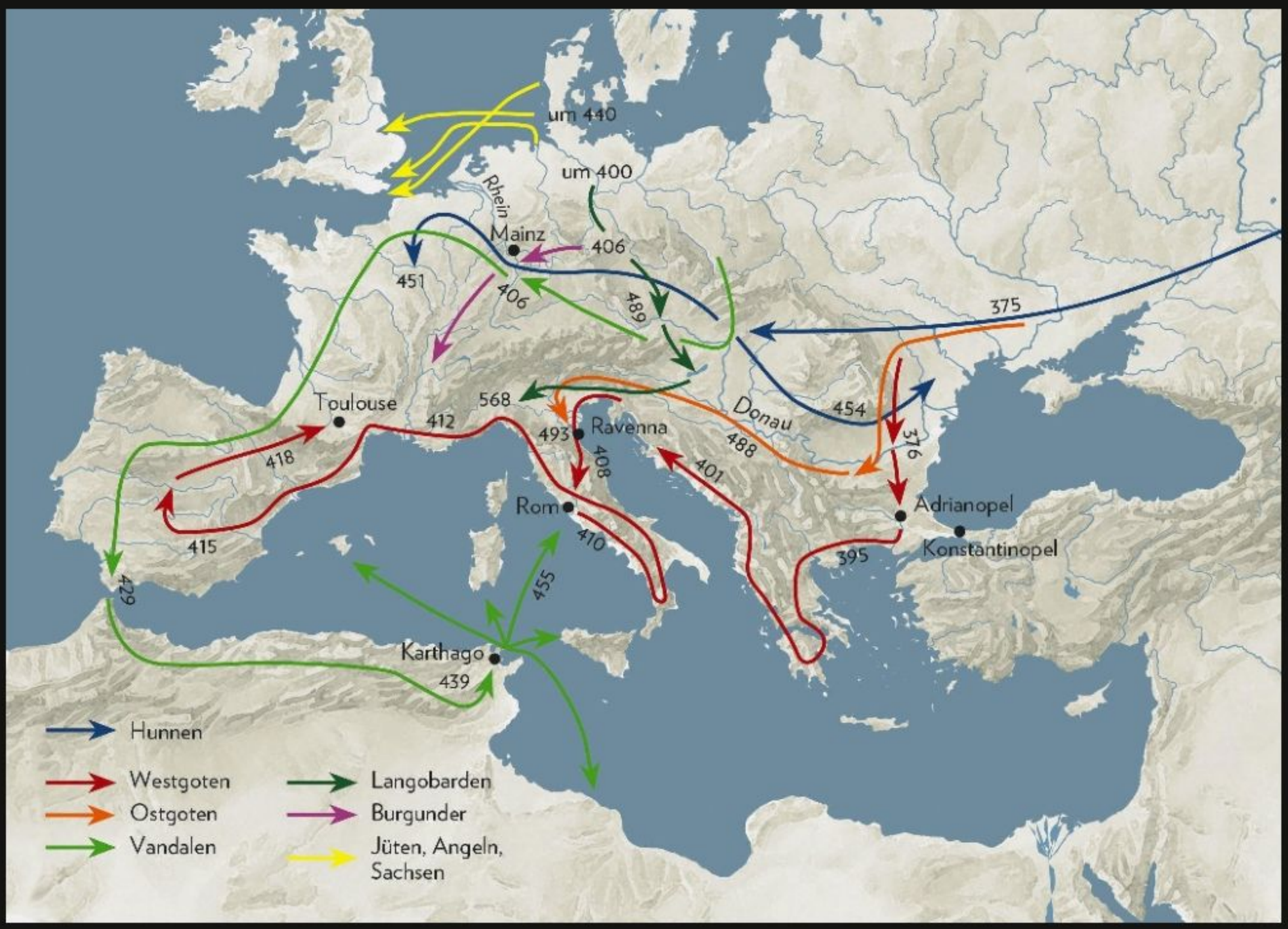
Anordnung im Layout: l.= links, r.= rechts, o.= oben, m.= Mitte, u.= unten

TITEL: BnF, Paris: 1 **EDITORIAL:** Benne Ochs für GEO-*EPOCHE*: 3 o., Edith Wagner für GEO*EPOCHE*: *3 u.* **INHALT:** Nachweise bei den jeweiligen Artikeln **DER TRIUMPH DES TODES:** BnF/The Art Archive: 6/7; British Library/akg-images: 8, 16; Walters Art Museum/Corbis: 9; BnF/De Agostini Picture Library/Prisma: 10; Royal Library of the Monastery of El Escorial/Iberfoto/ullstein bild: 11; De Agostini Picture Library/Getty Images: 12/13; The Metropolitan Museum of Art/bpk: 13, 17; British Library/Robana/bpk: 14/15; VISIOARS/akg-images: 18/19; Joseph Martin/bpk: 20/21 **DER WEG DER PEST:** Stefanie Peters für GEO*EPOCHE*: 22/23 **DER UNSICHTBARE FEIND:** BnF, Paris: 24/25; The Bodleian Libraries: 26, 27; akg-images: 28, 30; DeAgostini/Getty Images: 29, 34; Granger Collection/Interfoto: 31; Scala Archives: 32/33; Courtesy of the Vatican Museums: 35; A. Dagli Orti/De Agostini/Prisma: 36; Iberfoto/ullstein bild: 37; Courtesy of the Ministero Beni e Att. Culturali/Scala Archives: 38/39 **STADT DER STERBENDEN:** dpa Picture-Alliance: 40/41; Alinari/Interfoto: 43; Scala Archives: 44, 53; Bridgeman Art Library: 45; IAM/akg-images: 46; Jörg P. Anders/Kupferstichkabinett, SMB/bpk: 48; Granger Collection/Interfoto: 49; BnF, Paris: 50; Bridgeman Art Library: 51; White Images/Scala Archives: 52; British Library/akg-images: 54 **DAS ZWEITE ROM:** Tanja Luther/plainpicture: 56/57; Diego Lezama Orezzoli/Corbis: 58/59; Ulrich Frodien/SZ Photo: 60/61; Christian Goupi/agefotostock/Avenue Images: 62/63; Fabrice Lepeltier/L'Oeil et la Mémoire (digital bearbeitet): 64/65, 68/69; Jürgen Richter/LOOK-foto: 66/67; Oliver Cramm/ddp images: 70/71 **DIE OHNMACHT DER GELEHRTEN:** Bnf/bpk: 72; ecole-du-regard/Leemage: 75; Bridgeman Art Library: 76, 77, 79, 84, 86; PHOTOAISA/Interfoto: 80; Scala Archives/bpk: 81; The Bodleian Libraries: 82; Granger Collection/Interfoto: 85 **JEMAND MUSS BÜSSEN:** Kolorierungen: Tim Wehrmann für GEO*EPOCHE*: 88–96; Bildarchiv Hansmann/Interfoto: 88/89; bpk: 90/91; H.-D. Falkenstein/imageBROKER/Interfoto: 91; Bridgeman Art Library: 92; Sammlung Rauch/Interfoto: 94/95, 96 u.; Granger Collection/Interfoto: 96 l. o., r. o. **DER KAMPF DES KÖNIGS:** Bridgeman Art Library: 98/99; Ruth Schacht/Staatsbibliothek zu Berlin/bpk: 101; Leemage/Corbis: 102 o.; Lambeth Palace Library/Bridgeman Art Library: 102 u.; British Library/Robana/bpk: 104 o.; British Library/akg-images: 104 u.; Inner Temple Library: 107; Musée Conde, Chantilly/Bridgeman Art Library: 108; BnF, Paris: 109; ÖNB/picturedesk.com/Interfoto: 110 (4) **DIE BRÜDER DES SCHMERZES:** Mary Evans Picture Library/Interfoto: 112/113; histopics/ullstein bild: 114/115; De Agostini/Getty Images: 116; The Art Archive: 118 **REBELLION DER GEKNECHTETEN:** Leemage/Corbis: 120; Jochen Remmer/RMN/bpk: 122 l.; Granger Collection/Interfoto: 122 r., 123 (2); dpa Picture-Alliance: 125; Erich Lessing/akg-images: 126; Bibliothèque de l'Arsenal Paris/The Art Archive: 128/129 **DIE MACHT UND DIE HERRLICHKEIT:** Bibliothèque de l'Arsenal Paris/The Art Archive: 134/135, 146/147; BnF, Paris: 136; René-Gabriel Ojéda/RMN/bpk: 137, 144; Ruth Schacht/Staatsbibliothek zu Berlin/bpk: 138; Fine Art Images: 140; Electa/akg-images: 141; British Library/The Art Archive: 143; British Library/Bridgeman Art Library: 145; Lutz Braun/bpk: 148; Bridgeman Art Library: 149 **DAS ENDE DES SCHRECKENS:** Bridgeman Art Library/United Archives: 150; Fine Art Images: 153 **DAS GROSSE STERBEN:** Bridgeman Art Library: 154; Alfredo Dagli Orti/bpk: 157; Barnes Collection/Corbis: 158 **VORSCHAU:** Stefanie Peters für GEO*EPOCHE*: 164; RIA Nowosti/akg-images: 165 o.; Tim Wehrmann für GEO*EPOCHE*: 165 l. u.; Andreas von Einsiedel/Corbis: 165 r. u.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos übernehmen Verlag und Redaktion keine Haftung. © GEO 2015 Verlag Gruner + Jahr, Hamburg, für sämtliche Beiträge.

DIE VÖLKERWANDERUNG

Germanen gegen Rom



Mit dem Vorstoß der Hunnen von Asien nach Westen beginnt um 375 n. Chr. die Völkerwanderung – jenes Zeitalter, in dem germanische Stämme kreuz und quer durch das Römische Reich ziehen und die Landkarte Europas für immer verändern. West- und Ostgoten fliehen 376 vor den hunnischen Kriegern über die Donau auf das Gebiet des militärisch bereits geschwächten Imperium Romanum; die Westgoten gründen schließlich auf der Iberischen Halbinsel ein Reich. Um 400 verliert Rom zunehmend die Kontrolle über seine westlichen und nördlichen Grenzen: 406 dringen, gefolgt von den Burgundern, Abertausende Vandalen über den Rhein, kommen in den folgenden Jahrzehnten bis nach Nordafrika; um 440 stoßen Jüten, Angeln und Sachsen nach Britannien vor. Nach dem Rückzug der Hunnen um 450 brechen ostgotische Verbände vom Balkan auf und erobern die Macht in Italien. Als letzte Germanen werden die Langobarden 568 südlich der Alpen sesshaft

Im 5. Jahrhundert plündern Westgoten und Vandalen Rom – für viele Zeitgenossen apokalyptische Ereignisse, die vom Niedergang des Weströmischen Reiches künden

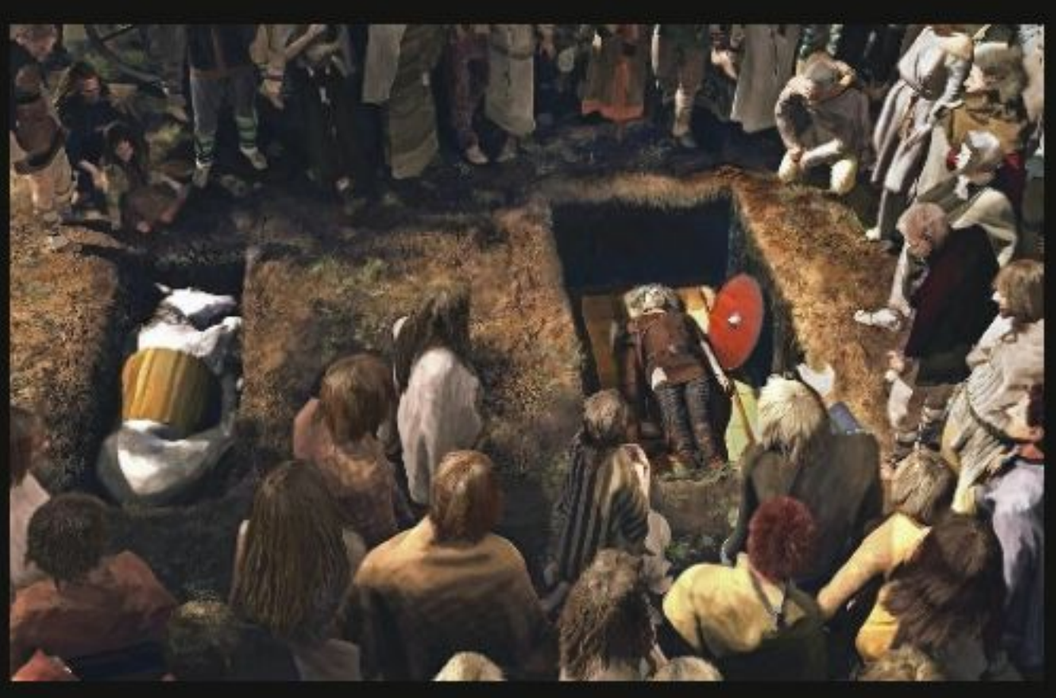
Am 9. August 378 n. Chr. lodern nahe der Stadt Adrianopel in der römischen Provinz Thrakien gewaltige Feuer. Goten haben die Brände entfacht: Die germanischen Krieger aus dem Schwarzmeerraum sind zwei Jahre zuvor mit ihren Frauen und Kindern vor den Hunnen ins Imperium Romanum geflohen und ziehen seither plündernd durch die Gebiete südlich der Donau im heutigen Bulgarien.

Mit Rauch und Hitze, Wurfspießen, Schwertern und Pfeilen setzen sie an diesem Tag den Truppen zu, die der römische Kaiser Valens gegen sie ins Feld geführt hat. Und vernichten dessen gewaltiges Heer: Mindestens 10 000 Soldaten fallen in der Schlacht bei Adrianopel; auch der Imperator stirbt. Roms Nimbus der Unbesiegbarkeit ist damit zerstört.

Mit ungeheurer Wucht dringen germanische Stämme in den folgenden Jahrzehnten in das durch innere Krisen geschwächte Reich ein. Es ist eine Ära des Umbruchs, in der die Barbaren den römischen Regenten Verträge und Land abringen, aber auch als Soldaten und Heermeister in deren Legionen Karriere machen – und schließlich auf römischem Boden eigene Staaten gründen.

GEO*EPOCHE* rekonstruiert in seiner nächsten Ausgabe das Zeitalter der Völkerwanderung. Erzählt von den Westgoten, die nach der Schlacht bei Adrianopel Rom plündern und am Ende auf der Iberischen Halbinsel heimisch werden. Folgt den Vandalen von Schlesien bis nach Nordafrika. Ergründet das Rätsel um die angelsächsische Eroberung Britanniens. Und schildert, wie die Ostgoten schließlich das einstige Herzland des Römischen Reiches unterwerfen: Italien, wo die Völkerwanderung 568 n. Chr. mit der Ankunft der Langobarden ihr Ende findet.

Ein Heft über zwei ruhelose Jahrhunderte, in denen germanische Stämme zu den Erben Roms werden – und das Fundament der abendländischen Staatenwelt schaffen.

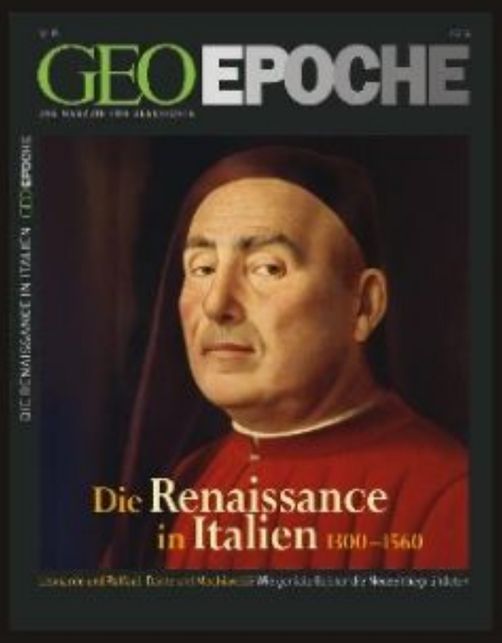


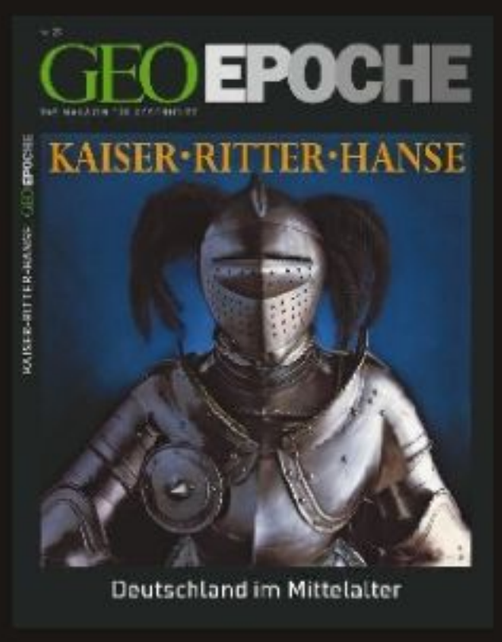
Germanischer Alltag: Auf der Schwäbischen Alb trotzen die Alemannen den Unbilden der Zeit

Grabfunde wie dieser prächtige Helm zeugen von der Machtübernahme der Angelsachsen in Britannien (Kopie)

Diese Ausgabe von GEO**EPOCHE** erscheint am 16. Dezember 2015

WEITERE AUSGABEN ZUM THEMA





Zu bestellen im GEO-Shop: telefonisch unter 040 / 55 55 89 90
oder im Internet auf www.geoshop.de. Nur solange der Vorrat reicht.

GEO EPOCHE